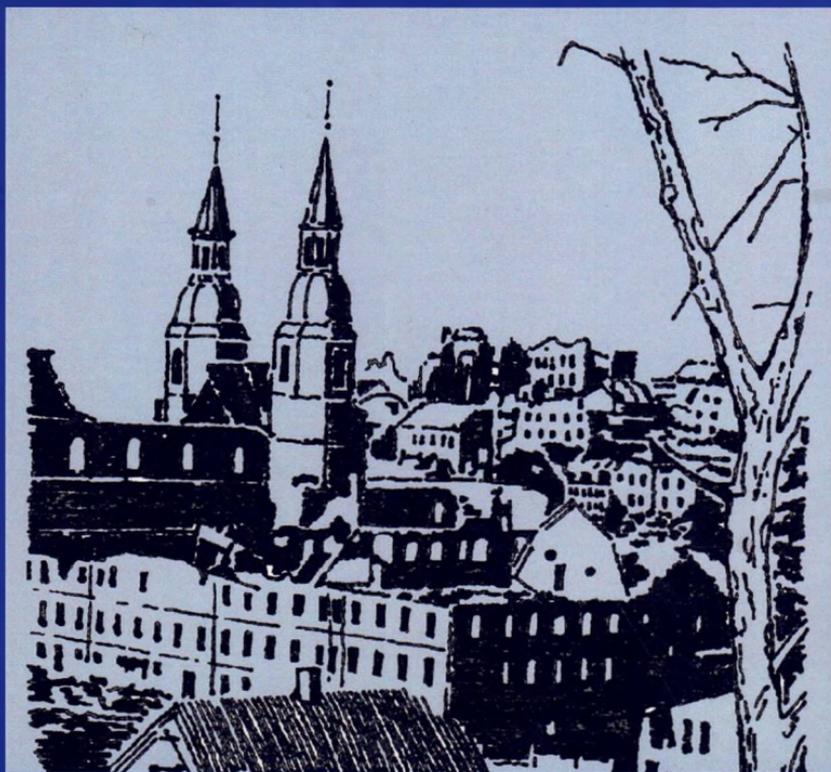


Johann Barowa

Mein Leben unter Hitler

1927 bis 1954



Kriegszerstörtes Prüm 1946

edition Wort - Wissen

Der Autor dieses Buches wurde im Alter von 15 Jahren (Jahrgang 1927) zur Musterung geladen. Wegen der hohen Verluste, besonders an der Ostfront, hatte man in den letzten Jahren jeweils einen Jahrgang im Frühjahr und einen im Herbst gemustert und so wurden die Rekruten immer jünger. Sie waren Kinder ihrer Zeit und waren fast alle des Glaubens, dass Deutschland der Krieg aufgezwungen worden war. So hatte es ihnen die Propaganda unentwegt eingehämmert.

Die jungen Leute wollten ihren Teil zu einem Sieg beitragen, damit die Heimat sicher leben konnte. Aber ein Teil dieser Jugend war von schweren Zweifeln geplagt.

Im Osten stand drohend der Bolschewismus. Die Alliierten verwüsteten die deutschen Städte eine nach der anderen. Im eigenen Land hatten wir den Nationalsozialismus, der immer ungehemmter seine Menschen verachtenden Ideologien in die Tat umsetzte.

Das Volk und insbesondere die Jugend hatten es schwer in der Hitlerzeit, Propaganda und Wahrheit zu unterscheiden, denn das Reich war total von seiner Umgebung abgeriegelt. Nur über Feindsender und Zeugenberichte konnte man von Gräueltaten erfahren.

„Wir waren als junge Leute bereit, für Heimat und Vaterland alles zu geben, bis wir nachher die Sinnlosigkeit dieses Krieges erkannt und das verbrecherische Wirken des Hitler-Regimes durchschaut hatten.“

Arbeiten wir alle mit daran, dass uns ein Rückfall in eine solche Barbarei erspart bleibt.



ISBN 3-936554-27-7 0 1 8 0 0



9 783936 554274 € (D)18,00

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in Der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2006 für diese Ausgabe by

edition Wort

Am Schankborn 7, 66636 Tholey – Hasborn

+49 (0)6853 86 13 66

www.edition-wort.deverlag@edition-wort.de

Alle Rechte vorbehalten.

© Texte und Bild by Johann Barowa

Satz by Johann Barowa und edition Wort

Umschlag by edition Wort

Hergestellt in Deutschland

ISBN 13 978-3-936554-22-9 (Hardcover)

ISBN 10 3-936554-22-6 (Hardcover)

ISBN 13 978-3-936554-27-4 (Paperback)

ISBN 10 3-936554-27-7 (Paperback)

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader 16**

Der Autor dieses Buches, Johann Barowa, wurde im Alter von 15 Jahren (Jahrgang 1927) zur Musterung geladen.

Wegen der hohen Verluste, besonders an der Ostfront, hatte man in den letzten Jahren jeweils einen Jahrgang im Frühjahr und einen im Herbst gemustert, und so wurden die Rekruten immer jünger. Sie waren Kinder ihrer Zeit und waren fast alle des Glaubens, dass Deutschland der Krieg aufgezwungen worden war. So hatte es ihnen die Propaganda unentwegt eingehämmert.

Die jungen Leute wollten ihren Teil zu einem Sieg beitragen, damit die Heimat sicher leben konnte. Aber ein Teil dieser Jugend war von schweren Zweifeln geplagt.

Im Osten stand drohend der Bolschewismus. Die Alliierten verwüsteten die deutschen Städte eine nach der anderen. Im eigenen Land hatten wir den Nationalsozialismus, der immer ungehemmter seine Menschen verachtenden Ideologien in die Tat umsetzte.

Das Volk und insbesondere die Jugend hatten es schwer in der Hitlerzeit, Propaganda und Wahrheit zu unterscheiden, denn das Reich war total von seiner Umgebung abgeriegelt. Nur über Feindsender und Zeugenberichte konnte man von Gräueltaten erfahren. Als mein Bruder aus Russland in Urlaub gekommen war, haben wir beide abends spät die Fenster mit Wolldecken zugehangen und bis tief in die Nacht Feindsender und den Schweizer Sender abgehört. Es durfte allerdings niemand etwas darüber wissen, weil das Abhören dieser Sender unter schwerer Strafe stand.

«Wir waren als junge Leute bereit, für Heimat und Vaterland alles zu geben, bis wir nachher die Sinnlosigkeit dieses Krieges erkannt und das verbrecherische Wirken des Hitler-Regimes durchschaut hatten.»

Arbeiten wir alle mit daran, dass uns ein Rückfall in eine solche Barbarei erspart bleibt und arbeiten wir für die demokratischen Parteien, damit diese, trotz ihrer Schwächen, stark bleiben um die Zukunft zu gestalten.

Inhalt

1. - Vorwort	9
2. - Herkunft	10
3. - Weimarer Republik, Inflation, Reparationen, Arbeitslosigkeit	11
4. - Die Folgen der grossen Arbeitslosigkeit	14
5. - Nach der Machtergreifung	15
6. - Saargebiet zum Reich, Besetzung des Rheinlandes und Olympische Spiele	19
7. - Die erste Vertreibung	21
8. - Der Westwall	22
9. - Die Anschlusswelle	26
10. - Reichskristallnacht	28
11. - Der Kampf der Kirche gegen Rassenwahn	32
12. - Die Familienpolitik	35
13. - Nichtangriffspakt mit Russland	38
14. - Angriff auf Polen	38
15. - Der zweite Weltkrieg, erste Evakuierung	39
16. - Einquartierung	42
17. - Luftschutz	45
18. - Frankreichfeldzug	47
19. - Hitlerjugend	50
20. - Bomben auf England	57
21. - Angriff auf Russland	59
22. - Unterdrückung und Ausrottung	60
23. - Das Landjahr	65
24. - Germanisierung des Ostens	66
25. - Massenvernichtung	67
26. - Endlösung der Judenfrage	70
27. - General Wlassow	72
28. - Afrika- Korps	74
29. - Berichte aus KZ	78
30. - Luftkrieg gegen Deutschland	80
31. - Bericht v. der Ostfront	82

32.	- Musterung Jahrgang 1927	83
33.	- Der Stellungsbefehl	87
34.	- Wächter für's KZ	89
35.	- Werbung zur SS – kriegsreif – Feldherrnhalle	91
36.	- Flakausbildung	97
37.	- Einsatz in Holland	100
38.	- Attentat auf Hitler	106
39.	- Napalmbomben	112
40.	- Rückzug, aus Frankreich	114
41.	- Rückzug per Fahrrad	116
42.	- Moerdijkbrücken	120
43.	- Luftlandungen	123
44.	- KZ-Häftlinge	140
45.	- Weihnachten 1944	143
46.	- Russe in Österreich	144
47.	- Zurück ins Deutsche Reich	145
48.	- Urlaub	149
49.	- Grosskampfbatterie bei Bebra	150
50.	- Tote in der Heimat	151
51.	- Nero Befehl	157
52.	- Alliierte in Bad Hersfeld	158
53.	- Verbrannte Erde	160
54.	- Brisante Bekanntschaft	161
55.	- Abgesetzt	164
56.	- Kunersdorf bei Cottbus	167
57.	- Berlin	169
58.	- Fronttheater	171
59.	- 19. April 1945, Goebbels spricht	172
60.	- Kriegsberichterstatter	175
61.	- KZ-Häftlinge im Wald	176
62.	- Ganz verrückt geworden	178
63.	- «Ami u. Tommy gegen Iwan?»	179
64.	- Zurück nach Osten, Süden, Westen	180
65.	- Nächtlicher Aufbruch	180
66.	- Kriegsgericht in Crivitz	181

67.	- Springprozession	184
68.	- Zum Amerikaner in Gefangenschaft	186
69.	- Eine Tagesration für Sieben	188
70.	- Ruhr	191
71.	- Nach Eutin	192
72.	- Delikatessen	194
73.	- Churchills Deutsche Armee	198
74.	- Ein Zentner Salz	199
75.	- Feldhüter	201
76.	- Die Sieger	202
77.	- NS-Agitatoren	202
78.	- Das «Kalte Licht»	204
79.	- Deutsches Rotes Kreuz	206
80.	- Entlassung aus Gefangenschaft	207
81.	- Gutes Mittel gegen Krätze	219
82.	- Gruss der Heimat	210
83.	- Entlassungsschein	211
84.	- Mit der Kleinbahn ins Bergische	212
85.	- Heimfahrt in die Eifel	213
86.	- Ardennenschlacht, Grenzgebiet, Rote Zone	218
87.	- Leben in russischer Gefangenschaft	221
	So war es in Gefangenschaft	222
88.	- Das Leben nach dem Krieg, Kriegsfolgen	238
89.	- Nachwort	263
90.	- Quellenangaben	266

1. Vorwort

Um nicht vieles in Vergessenheit fallen zu lassen, wie sich die Hitlerdiktatur entwickelt hat und wie ihre Auswirkungen aussahen, will ich dieses Buch schreiben. Es ist heute schon so, dass viele, die diese Zeit gar nicht erlebt haben oder anders erlebt haben, das Unangenehme nicht mehr wahrhaben wollen. Dabei klafft eine besonders grosse Lücke an Wissen dort, wo es um das Erleben des ‚kleinen Mannes‘ geht. Da leugnet man vieles, weil man es sich nicht vorstellen kann oder es nicht wahrhaben will.

Ich habe mich ehrlich bemüht nur das aufzuschreiben, was ich bewusst erlebt habe. Dabei sind die Erlebnisse, die ich als Kind hatte, oft noch so klar in Erinnerung, als wären sie erst gestern geschehen.

Aus dem politischen Geschehen, beginnend in der Weimarer Zeit, habe ich soviel aufgeführt, wie ich glaube wissen zu müssen, um das Verhalten des Einzelnen und des Volkes verstehen zu können.

Wie schnell etwas in Vergessenheit gerät, wenn keine Zeitzeugen mehr da sind oder keine mehr auf den Dienststellen anzutreffen sind, habe ich dieser Tage noch erlebt. Ich hatte auf den Bürgermeisterämtern in Crivitz und Parchim angerufen. Auf keinem dieser Ämter konnte ich jemand sprechen, der mir über den bewussten 03. Mai 1945 Auskunft geben konnte, als das Kriegsgericht in Crivitz tagte. Zur Bewusstmachung all dieser Geschehnisse möchte ich mit diesem Buch beitragen.

2. Herkunft

Zur Eifel gehört das Gebiet zwischen Aachen und Münstereifel im Norden und der Mosel im Süden, zwischen dem Rhein im Osten und den Grenzflüssen Our und Sauer im Westen, von wo aus im Dezember 1944 die Rundstedt-Offensive gestartet wurde.

Seit 1815 gehörten wir zur preussischen Rheinprovinz. Kirchlich war die Eifel durch und durch katholisch, und Bismarck fand hier einen zähen und energischen Widerstand gegen den von ihm forcierten Kulturkampf. In der Weimarer-Zeit wählten hier 80 bis 90 Prozent die Zentrumspartei, ein katholischer Vorläufer der heutigen CDU. Unser Ort hatte vor dem 2. Weltkrieg rund 200 Einwohner. Ende der 20er Anfang der 30er Jahre fassten auch die radikalen Parteien hier Fuss. In meinem Elternhaus kam damals nur die Zentrumspartei in Frage. Man rechnete bei uns schon damit, dass Hitler auf einen neuen Krieg hinsteuern würde. Die SA, Sturmabteilung der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter Partei) sang damals schon im Horst-Wessel-Lied: «Kameraden die Rot-Front und Reaktion erschossen» Unser Vater erklärte uns: «Die Reaktion das sind wir».

Zum Zeitpunkt der «Machtergreifung» Hitlers am 30. Januar 1933 zählte unser Ort einen Kommunisten und 8 SA-Männer. Bei einigen wird beim Beitritt zu einer radikalen Partei wohl auch der Gedanke mitgespielt haben, Macht über andere zu erlangen.

3. Weimarer Republik, Inflation, Reparationen, Arbeitslosigkeit

Hitler konnte nur Fuss fassen, weil die wirtschaftliche Lage gegen Ende der Weimarer Republik miserabel war und weil viele Leute keine Arbeit und sozusagen kein Brot auf dem Tisch hatten. Die Regierungen der Weimarer Republik hatten zu wenig Macht, so dass vieles kraftlos dahintrieb.

Am 24. Januar 1921 war in Paris die Konferenz der Alliierten zur Festlegung der Reparationen, die das Deutsche Reich zahlen sollte, zu Ende gegangen. Dabei werden 226 Milliarden Goldmark in 42 Jahreszahlungen an die Alliierten festgelegt. Infolge dieses Aderlasses verliert die Mark schnell an Wert. An der Frankfurter Börse müssen am 03. November 1921 für einen Dollar 294 Mark bezahlt werden. Im Januar war der Dollar noch mit 64 Mark notiert worden. Die Annahme der Reparationsverpflichtungen hatte den Kurs der Mark so ruiniert.

Es wird immer mehr Papiergeld gedruckt, dessen Wert nicht durch Goldreserven gedeckt ist. Exporte aus Deutschland in die Länder der Alliierten werden von denen nicht geduldet, und so steigt der Import-Überschuss allein in den Monaten Mai und Juni 1922 um 3,2 Milliarden Mark.

Am 21. August 1922 braucht man für 1. Dollar 1.738 Mark. Die deutsche Bitte um die Verminderung der Reparationszahlungen wird vor allem durch die starre Haltung Frankreichs abgelehnt. Die Mark stürzt weiterhin schnell ab. Wegen der Preissteigerung entsteht grosse Not. Vielen fehlt das Notwendigste zum Leben. Naturalien werden vielfach als Zahlungsmittel eingesetzt.

Am 11. Januar 1923 besetzen belgische und französische Truppen das Ruhrgebiet, weil Deutschland mit Reparationszahlungen etwas in Rückstand geraten war. Wegen der Besetzung des Ruhrgebietes wird von der Reichsregierung der passive Widerstand ausgerufen. Dadurch wird die Industrieproduktion vollkommen lahmgelegt. Reparationen an Frankreich und Belgien werden keine mehr gezahlt. Am 13. August 1923 tritt der neue Reichskanzler Stresemann für die Beendigung des passiven Widerstandes ein, um den vollständigen Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft zu verhindern. Am 1. November 1923 ist mit der Einführung der Rentenmark die Inflation beendet. Eine Billion Papiermark ist gleich eine Rentenmark = Gold-Mark. Die deutsche Währung wird wieder durch Goldreserven gestützt.

Nach dem gescheiterten Hitler-Putsch am 09. November 1923 wird Hitler am 01. April 1924 zur Mindeststrafe von 5 Jahren Haft verurteilt, von der er nur 9 Monate absitzen muss. In der Haft schreibt er das Buch «Mein Kampf», in dem er ausführt, dass eine Staatsregierung bei einer bewaffneten Auseinandersetzung verpflichtet sei, sofort Waffenstillstands-Verhandlungen einzuleiten, wenn die Niederlage unausweichlich werde. Dies klingt nachträglich heuchlerisch, wenn man nachher von ihm hört, dass er die deutschen Verhandlungsführer bei den Waffenstillstands-Verhandlungen am Ende des ersten Weltkrieges dauernd als Verräter beschimpft. Und Ludendorff, der mit Hindenburg den militärischen Oberbefehl am Ende des ersten Weltkrieges hatte, fand die Schmähreden Hitlers gegen die damalige Reichsregierung, welche den Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet hatte in Ordnung. Obwohl er persönlich auf das schnellste und dringendste diesen Waffenstillstand gefordert hatte, hüllte er sich bei diesen Angriffen in Schweigen. Ebenso verhielt er sich beim Hitler-Putsch. Obwohl Ludendorff in der ersten Reihe der Putschisten mitmarschiert war, wollte er keine

Verantwortung dafür übernehmen, und obwohl Hitler in «Mein Kampf» die Kapitulation in aussichtslosen Situationen fordert, liess er Millionen Menschen, auch deutsche Menschen, sterben, damit er und seine Genossen am Kriegsende ein paar Monate länger leben konnten.

Das Verhalten dieser Leute zeugte nicht von edler Gesinnung. Sie wollten doch besonders gute Deutsche sein und alles für ihr Volk und ihr Land tun.

31. August 1928. Die seit 1924 verminderten Reparationszahlungen sollen in diesem Jahr wieder steigen. Deutschland kann die Zahlungen nur leisten, (2,5 Milliarden Goldmark jährlich), weil es sich, besonders bei den USA hoch verschuldet.

Am 20. Januar 1930 endet die Haager Konferenz zur Regelung der deutschen Reparationszahlungen. Die Gesamtsumme soll nur noch 34,5 Milliarden Reichsmark betragen. Diese Summe soll bis 1988 gezahlt werden. Gegenleistung der Alliierten: Räumung des besetzten Rheinlandes.

Am 9. Juli 1932 findet der Abschluss des Lausanner Vertrages über Reparationszahlungen statt. Danach muss das Deutsche Reich nur noch insgesamt 3 Milliarden Goldmark an die Alliierten zahlen. Damit sind die ganzen Reparationszahlungen abgeschlossen. Dies ist eine grosse Entlastung für das Deutsche Reich, erwirkt durch die Politiker der Weimarer Republik.

Die Alliierten hatten allerdings durch ihr schleppendes Eingehen auf deutsche Wünsche nach Reduzierung der Belastung durch Reparationen Deutschland an den Rand des Zusammenbruchs kommen lassen. Als sie nachher einlenkten, war es zu spät, der Zug war abgefahren. Durch den Vertrauensschwund des Volkes in die demokratischen Parteien glitt Deutschland einer radikalen Diktatur entgegen.

Bei der Reichspräsidentenwahl am 10.04.1932 war Hindenburg mit 53 Prozent der Stimmen gewählt worden. Dies war schon keine gute Wahl mehr, da Hindenburg nicht viel von der Weimarer-Republik hält und deshalb auch für ein zentralistisches System eintritt.

Von der NS-Regierung wurden nachher alle wirtschaftlichen Erfolge auf das eigene Konto gebucht, obwohl diese nur zu erreichen waren, weil in der Weimarer Zeit (die Zeit vor der Macht-ergreifung 1933) nach dem verlorenen 1. Weltkrieg, die Grundlagen dafür geschaffen wurden.

4. Die Folgen der grossen Arbeitslosigkeit

Freitag den 25. Oktober 1929, «Der Börsenkrach» (Schwarzer Freitag in New York). Beginn der Welt-Wirtschafts-Krise mit folgender grosser Arbeitslosigkeit. Die Aktien der grossen US-Gesellschaften verlieren bis zu 40 Prozent ihres Wertes. Deutschland hatte schon am 28. Februar 1929 3 Millionen Arbeitslose. Das waren etwa 1,2 Millionen mehr als im Februar 1928.

Am 14. September 1930 erfolgte bei den Reichstagswahlen ein Rechtsruck wegen des Vertrauensschwundes der Bevölkerung in das demokratische System.

Am 05. Juni 1931. erlässt Hindenburg die zweite Notverordnung. Dabei soll die Arbeitslosen-Unterstützung gesenkt werden. Die Bezüge der Beamten, Soldaten und Arbeitnehmer im Öffentlichen-Dienst und Pensionären sowie Rentenleistungen sollen gesenkt werden. Es erfolgen Proteste von allen Seiten.

31. Dezember 1931. Die Arbeitslosenzahl im Deutschen Reich liegt jetzt bei 5,67 Millionen. Davon sind fast eine Million ohne Unterstützung.

32. Juli 1932. Die Nationalsozialisten gewinnen bei den Reichstagswahlen 113 Sitze hinzu, die Kommunisten 12. Die drei stärksten Parteien: NSDAP 37,4 Prozent, SPD 21,6 Prozent, KPD 14,5 Prozent.

Damit haben die beiden radikalen Parteien, die NSDAP und die KPD mehr als die Hälfte der Stimmen erreicht, nämlich 51,9 Prozent.

Ende 1932 haben die Arbeitslosenzahlen rund 7 Millionen erreicht. Arbeitslosigkeit gab es noch fast die ganzen 30er Jahre hindurch, obwohl sie nach 1933 immer mehr abnahm. Das Ende der Reparations-Zahlungen machte sich immer mehr positiv bemerkbar.

Am 30. Januar 1933 wird Hitler von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. Es ist die «Machtergreifung» durch die NSDAP.

5. Nach der «Machtergreifung»

Hitler lässt durch den Reichspräsidenten Hindenburg den Reichstag auflösen. Die Mitglieder von SA, SS und Stahlhelm werden zu Hilfspolizisten ernannt. Die KPD darf in der Öffentlichkeit nicht mehr auftreten. Schlägertrupps der SA und der Einsatz polizeilicher Massnahmen schüchtern die Gegner der NSDAP durch ihren Gewalteininsatz ein. Die NSDAP erringt zusammen mit Schwarz-Weiss-Rot bei den Reichstagswahlen am 5. März 1933 51,9 Prozent der Stimmen. Wahlveranstaltungen aller Oppositionsparteien waren durch die Schlägertrupps der SA gesprengt worden.

Hitler kehrte alles sofort ins Gegenteil um. Unser kleiner Ort erlebte kurz nach dem 30. Januar 1933 eine kleine Machtdemonstration. Alle SA-Männer erschienen in brauner Uniform mit einer grossen Hakenkreuzfahne auf der Dorfstrasse und machten einen Umzug im Dorf. Die uniformierten Männer mit der Fahne machten damals, sehr zum Leidwesen meines Vaters, auf mich als 5-Jährigen grossen Eindruck.

Wie es bei Kindern ist, wollten wir überall hin, wo etwas los war. Im Sommer 1933 standen die SA-Männer wieder uniformiert auf der Hauptstrasse und berieten über das Vorgehen gegen den einzigen Kommunisten in unserem Dorf. Es lief im ganzen Reich ein Kesseltreiben gegen Kommunisten. Ein Mitglied der SA war schon in einem Nachbarkreis im Einsatz gewesen und wurde von seinen Genossen befragt, wie es auf Sammelstellen und Lagern zugeht, ob geprügelt würde und wie überhaupt mit den Eingelieferten umgegangen werde. Er deutete an, dass vielfach in der Nierengegend zugeschlagen wurde, mit Gürteln und auch mit schwereren Gegenständen. Jetzt protestierte ein SA-Mann, dass diese Themen doch nicht auf offener Strasse diskutiert werden könnten, da könnte doch jeder alles mithören. «Wer soll denn etwas hören, wir sind ja nicht so nahe an den Häusern?». «Hier steht ja schon einer», sagte ein anderer» und damit meinte er mich; Ich war damals 5 Jahre alt. «Der versteht sowieso noch nicht, was wir meinen». Die Tragik des Geschilderten muss einen sehr tiefen Eindruck bei mir hinterlassen haben. In meinem Bewusstsein sind diese Schilderungen bei mir noch sehr lebendig. Es wurde dann beratschlagt, wie mit diesem kommunistischen Arbeiter zu verfahren sei. Es setzte sich eine gemässigte Richtung durch. Niemand wollte, dass ein Einwohner unseres Dorfes diesen Repressalien ausgesetzt wurde. Man wollte gemeinsam zu ihm hingehen und ihm den Ernst der Lage klarmachen. Er sollte erklären, dass er sich nicht mehr politisch betätigen wolle und dass es ihm Leid tue, dass er sich

der KPD angeschlossen hätte. Er sei von seinen Arbeitskollegen dazu verführt worden.

Ich lief nach Beendigung dieser Diskussion schnurstracks nach Hause und erzählte alles, was ich gehört hatte. Abends wurde im Familienkreis alles noch einmal durchdiskutiert.

Nach Ostern 1934 ging ich zur einklassigen Katholischen Volksschule. Diese war noch ganz kirchlich geprägt, und der Pfarrer hielt noch selbst Religionsunterricht. Er kam vom 4 km entfernten Pfarrort zu Fuss. Auf seinem Lehrplan standen Bibel und Katechismus. Am Anfang der NS-Diktatur wurden der Kirche noch wenige Schwierigkeiten gemacht.

Die SA (Abk. für Sturmabteilung), politische Kampftruppe der NS-Bewegung, war in den letzten Jahren zu einer mächtigen Organisation geworden. Geführt wurde sie von Ernst Röhm, von 1933 bis 1934 Reichsminister. Daneben bestand die SS, Abk. für Schutz-Staffel, welche mehr Hitler unterstand. Ende Juni 1934 kamen Order an die SA, sich am Morgen des 30.06. 1934 in Uniform und mit Sturmgepäck an Bahnknoten-Punkten zu sammeln. Hier war der Bahnhof Gerolstein Sammelpunkt. Dort sollten sie neue Informationen erhalten. Sie erfuhren später, dass sie in Koblenz bewaffnet werden sollten. Nach längerem Warten in Gerolstein erhielten sie Nachricht, dass alles abgeblasen sei, sie sollten nach Hause fahren.

Hitler hatte Ernst Röhm, den Führer der SA und seine näheren Gefolgsleute, rund 200 Mann, schon morgens vor dem Frühstück durch SS erschiessen lassen, wegen Vorbereitungen zum Hochverrat. Zur moralischen Untermauerung wurde Ernst Röhm ausserdem Homosexualität vorgeworfen. Nach dem Krieg hörte ich von früheren SA-Männern, dass es wirklich um den Sturz Hitlers zur Verhinderung eines neuen Krieges gegangen war. Nach diesen Ereignissen wurden einige SA-Männer nicht mehr in Uniform im Dorf gesehen. Diese Art von Auseinandersetzung war für sie wohl ein Schock gewesen.

Im September 1935 erliessen die katholischen Bischöfe einen Kampfaufruf für den Erhalt der Katholischen Bekenntnisschulen und den Erhalt der kirchlichen Jugendverbände. Vom Staat wurde Propaganda gemacht für die Simultanschule (gemeinsame Schule für alle Bekenntnisse). Der Konflikt um die Schulen führte nachher so weit, dass die Kreuze in den Schulen abgenommen und an deren Stelle Hitlerbilder aufgehängt wurden. Zuerst fiel dann der Kathéchismusunterricht, nachher auch die Bibel-Stunden weg. Bei der Entfernung des Kreuzes weigerten sich alle Kinder, das Kreuz von der Wand zu nehmen. Eines Morgens war es dann weg.

Ende 1935 wurde ein junger Mann aus dem Dorf, der in der katholischen Jugendarbeit (PX) tätig war, abgeholt und einer tagelangen Vernehmung unterzogen. Es konnte ihm aber nichts Staatsfeindliches nachgewiesen werden, obwohl die Vernehmungsmethoden schon ziemlich ruppig waren. Die Jugendverbände wurden allesamt verboten. Nur das Jungvolk und die HJ = Hitlerjugend und parallel dazu der BDM = Bund Deutscher Mädels waren als NS-Jugendorganisationen zugelassen. Das Jungvolk umfasste die Jahrgänge von 10 bis 14 Jahren, HJ und BDM die Jahrgänge von 14 bis 18 Jahre. Auf dem Lande konnten sich die NS-Jugendverbände nicht richtig durchsetzen, bis der Druck zur Teilnahme am HJ-Dienst 1939-40 grösser wurde. Die Teilnahme wurde Pflicht für alle. Wir als Kinder standen immer im Spannungsfeld zwischen Elternhaus, Kirche und Partei. Die NS-Jugendverbände wurden vom Staat alle kräftig unterstützt. Alle anderen Verbände waren vom Staat her ja verboten. Jungvolk und HJ konnten in Zeltlager und auf andere Reisen gehen, und wir, die meisten also, waren als Nichtmitglieder ausgeschlossen. Aber ab 1939 waren Zeltlager und Reisen auch für HJ-Mitglieder nicht mehr drin. An ihre Stelle kamen Wehrertüchtigungslager.

6. Saargebiet zum Reich, Besetzung des Rheinlandes und Olympische Spiele

Im Januar 1935 kam das Saargebiet wieder über Volksabstimmung zum Deutschen Reich zurück. Zu Propaganda-Zwecken wurde das Bergmannslied «Glück auf, Glück auf» umfunktionierte zum Heimatlied: «Deutsch ist die Saar, Deutsch immerdar und Deutsch ist unseres Flusses Strand und Deutsch ist auch mein Heimatland, mein Heimatland, mein Heimatland.»

Im November 1935 wurde die Allgemeine Wehrpflicht eingeführt (Dienst 1 Jahr), die später um ein Jahr auf 2 Jahre verlängert wurde. Am 07.03.1936 marschierte die Deutsche Wehrmacht ins entmilitarisierte Rheinland ein.

Alle Erfolge der NS-Regierung wurden mit einem mächtigen Propagandaaufwand gefeiert, in der Öffentlichkeit und wohl auch besonders in den Schulen. Das erste, was wir von der Besetzung des Rheinlandes direkt und angenehm erfuhren, waren Musikkonzerte einer Militär-Blaskapelle in der nahen Kreisstadt. Die Luft war damals noch nicht so mit Geräuschen geschwängert wie heute, und so konnte man die flotte Musik je nach Wetterlage bis zu 8 km Entfernung hören. Der Volksempfänger, das Radio des ‚kleinen Mannes‘, war noch eine ganz seltene Erscheinung auf dem Dorf. In unserer Familie dauerte es noch bis 1938, bis wir den kleinen Volksempfänger bekamen.

Alles was man den demokratischen Weimarer Politikern durch die Siegermächte hartnäckig verweigert hatte, wurde Hitler und seiner NS-Bewegung genehmigt. Infolge dessen wurden die uns nahestehenden demokratischen Politiker aus der Weimarer Zeit als Erfüllungs-Politiker und Volksverräter gebrandmarkt.

Die Behauptung der Mitschuld der Alliierten am zweiten Weltkrieg ist somit nicht von der Hand zu weisen.

Im Sommer 1936 fanden die Olympischen-Spiele in Berlin statt. Der ganze Ablauf wurde in der Schule ausgiebig behandelt und die Erfolge für Deutschland nachdrücklich herausgestellt. In uns Kindern wurde der Stolz auf Deutschland und den Führer gepflegt und mit patriotischen und NS-Liedern untermauert. Zum Beispiel mit dem Lied. «Es zittern die morschen Knochen, der Welt vor dem grossen Krieg. Wir haben den Schrecken gebrochen, für uns war's ein grosser Sieg. Wir werden weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt, denn heute hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.»

Die Olympischen-Spiele in Berlin nahmen einen breiten Raum im Schulunterricht ein und wir wussten alle erfolgreichen deutschen Sportler mit Namen zu nennen. Dies alles wirkte sich positiv auf den Schulsport aus. Die Sportarten Werfen, Laufen und Springen wurden sehr intensiv gepflegt, und es kamen die Schulsportfeste auf, mit einer Reihe anderer Wettkämpfe. Die Leistungen wurden mit Punkten bewertet und die Sieger geehrt.

Schwimmen war bei uns noch eine sehr naturverbundene Angelegenheit, der man in der warmen Jahreszeit in dem den Ort durchfliessenden Bach frönen konnte. Oberhalb des Mühlenwehrs wurde der Bach soweit gestaut, dass man ein paar hundert Meter weit ungehindert schwimmen konnte. Allerdings musste man auch schwimmen können, um überall im Bach baden zu können. Es gab bei uns in den Jahrgängen von 10 bis 14 Jahren kaum jemand unter den Jungen, der nicht schwimmen konnte, und die Mädchen eiferten uns nach. Um in das Freibad in der Kreisstadt gehen zu können, fehlte uns das Geld. Dabei muss man wissen, dass der Bach ein relativ sauberer

Fluss war, da alle Leute bestrebt waren, die Abwässer auf ihrem Grundstück zu halten, wegen einer besseren Bewässerung und wegen der Düngung. Dies änderte sich erst zum Negativen, als in den 60er Jahren immer mehr Kleinbauern die Landwirtschaft aufgaben und die Abwässer nicht mehr auf ihren Grundstücken haben wollten.

7. Die erste Vertreibung

Im Sommer 1936 werden wir Zeuge einer grossen Vertreibung. Alle Zigeuner, Roma und Sinti müssen das Land innerhalb kurzer Zeit verlassen. Es ist ein unendlich langer Treck, der sich über die Strasse Richtung Luxemburg bewegt, abgeschirmt von Polizei. Hier kann man es noch einmal richtig sehen, das fahrende Volk. Der lange Zug, der unseren Ort passiert, ist mit Pferden bespannten Wohnwagen ausgerüstet. Diese erste staatlich organisierte Vertreibung geht noch in verhältnismässig geordnetem Rahmen vor sich. Nicht zu vergleichen mit den Fluchtbewegungen in der Tschechei, die zuerst mit tschechischen Bevölkerungsteilen ins Landesinnere und zum Schluss des Krieges mit anderen Bevölkerungsteilen, den Deutschen, nach Westen stattfand, wo die Brutalität sich immer mehr gesteigert hatte. Ebenso wie die Fluchtbewegung in Ostdeutschland vor der Roten-Armee, wo die Grausamkeiten oft nicht zu überbieten waren. Dabei sind die Roma und Sinti in den folgenden Jahren in Europa fast vollständig vom NS-Regime ausgerottet worden.

8. Der Westwall

1936 bis 1937 ging der Bau des Westwalls erst in aller Heimlichkeit los. Es wurden im Grenzgebiet Baustellen eingerichtet, rundum mit einem Sichtschutz versehen, zu denen morgens mit einem Lastwagen Arbeiter gebracht und abends abgeholt wurden. Kontakte mit der Bevölkerung wurden vermieden. Wir wussten lange nicht, was dort gearbeitet wurde. Mit der Zeit sickerte dann durch, dass es sich bei den Arbeitern angeblich um Zuchthäusler handeln sollte (oder um politische Häftlinge). Vor der Fertigstellung stellte es sich dann heraus, dass es sich bei den Bauwerken um die ersten Bunker des späteren Westwalls handeln sollte. Wie die Arbeit hinter dem Sichtschutz ablief, wusste niemand, da die Wachmannschaften mit der Bevölkerung nicht sprachen. Das Ganze wirkte auf uns etwas unheimlich.

Offiziell wurde der Bau des Westwalls im Mai des Jahres 1938 begonnen. Es war eine Baumassnahme, wie sie die Eifel in dieser Grösse noch nie erlebt hatte. Grosse Barackenlager als Unterkünfte für Tausende von Arbeitern, mit Grossküchen, Kiosken und Kantinen wurden aufgestellt. Überall in den Häusern wurden Arbeiter in Kost und Logis einquartiert. Dies war für die ländliche Bevölkerung eine willkommene Nebenverdienst-Quelle.

Der Reichsarbeitsdienst war seinerseits in zahlreichen, neu errichteten Lagern anwesend und wurde beim Neubau und dem Unterhalt von Strassen eingesetzt. Man errichtete grosse Festzelte zur Freizeitunterhaltung der Arbeitskräfte mit Variété, Tanz und anderen Veranstaltungen. Viele kleine Fuhrunternehmer wurden aus dem Reich herangezogen oder dienstverpflichtet, um den Transport von Baumaterial und Erdtransporte durchzuführen. Der Verdienst aller am Westwall beschäftigten war gut. Die viel beanspruchten Strassen wurden verbessert und die Fahrbahnen verbreitert. Zum Teil wurden neue Verbin-

dungswege angelegt und die Zuwegung zu den Baustellen verbessert.

Die Deutsche Reichsbahn legte an den Strecken zur Grenze ein zweites Gleis, um dem rapide anwachsenden Güterverkehr gerecht zu werden. An allen grösseren Orten wurden die Laderampen enorm erweitert, um die Güterzüge schnell entladen zu können. Die Entladerampen erstreckten sich an vielen Bahnhöfen kilometerweit an den Abstellgleisen entlang. Durch unseren Ort liefen täglich (auch sonntags) rund 15 Güterzüge, die alle an den Haupt- und Nebenstrecken entladen werden mussten. Bei Tag und vielfach auch bei Nacht lief die Umladetätigkeit an den Entladerampen. Fast alle Baustoffe wurden auf dem Schienenweg bis an die Entladerampen herangefahren. Ob es nun Rheinkies oder Zement, ob es Baustahl oder anderes Baumaterial war, die Deutsche Reichsbahn brachte es heran, und die Lastwagen fuhren es von den Laderampen bis an die Baustellen. Der Fernverkehr auf den Strassen war noch nicht geboren.

An den Baustellen wurde fast alle Arbeit von Hand, also mit Muskelkraft geleistet. Einen Bagger habe ich die ganze Zeit nicht zu sehen bekommen. Das einzige Hilfsmittel beim Ausschachten waren Förderbänder, welche die los gehackte Erde aus der Baugrube auf die Lastwagen beförderte.

(Eine hiesige Firma erhielt ihre ersten Bagger 1952-53. Sie wurden bei Erdarbeiten beim Bau von Wohnsiedlungen in Bitburg eingesetzt. Beim Arbeiten im viel härteren Boden hier bei uns rissen dauernd die Seile, denn eine Hydraulik hatten die Bagger damals noch nicht.)

Die Arbeit an den Bunkern konnte ich damals gut beobachten, weil ich bei einem Nachbarbauern die Kühe hütete, und die Weideflächen lagen zum Teil an diesen Bunkerbaustellen. Ich

war damals 10 oder 11 Jahre alt. In den Schulferien hütete ich morgens bis gegen 12 Uhr und dann wieder ab 16 Uhr das Vieh. Morgens habe ich mich dann gegen Mittag bei den Arbeitern erkundigt, wie spät es war. Wenn mir dann einer sagte: «drei viertel-11», verstand ich zuerst nur Bahnhof, bis mir dann einer erklärte, dass drei viertel-11 soviel bedeute wie bei uns ein viertel vor 11.

Die Hauptarbeit am Westwall war im Sommer 1939 fertig. Es wurden noch Infanteriestellungen mit Unterständen und Drahtverhausperren angelegt und die Bunkeranlagen noch mit Erde abgedeckt, eingesät und bepflanzt. Die Losung beim Bau des Westwalls hiess: «Hau ruck, der Westwall steht». Er wurde wirklich innerhalb kürzester Zeit gebaut und fertig gestellt. Das enorme Heer an Arbeitskräften war nachher wieder so schnell verschwunden, wie es gekommen war.

Die Westwallzeit brachte der Westeifel ein grosses Angebot an Arbeit und wirtschaftlichem Aufschwung. Statt bei hiesigen Bauern Arbeit für wenig Lohn zu suchen oder in die Ballungsräume abzuwandern, fand man Arbeit bei Bau- oder Transportfirmen sozusagen vor der Haustür. Junge Frauen fanden vielfach Arbeit in der Gastronomie und in Büros, sowie bei der Beköstigung der Einquartierung. Fast jeder konnte sich manches leisten, wovon er vorher nur geträumt hatte.

Für Kirche, Kultur und Sitte war diese plötzliche grosse Ansammlung von Menschen aus dem ganzen Reich wie der Herinbruch der Moderne in diese ruhige, katholisch geprägte Gesellschaft, mit den daraus erwachsenden Problemen. Dem NS-Staat war dies nur recht, denn er konnte sich dadurch besser in der Gesellschaft verankern.

Die Festzelte wurden von der Deutschen Arbeitsfront (DAF), dem Nachfolgeverband der Gewerkschaften und der der DAF angeschlossenen «Kraft durch Freude» (KDF = Kultur- und

Freizeitwerk) geleitet. Es laufen viele Kultur- und Unterhaltungsveranstaltungen, die auch gezielt genutzt werden zur Verbreitung des NS-Gedankengutes.

Der kirchlich geprägten Elternschaft war das vielfach ein Dorn im Auge, da auch ihre Kinder, die im jugendlichen Alter waren, gerne das Festzelt besuchten. Die Art und die Intensität der Propaganda liess bei vielen die Sympathie für das NS-System wachsen, zumal in der Öffentlichkeit die Verbreitung und die Diskussion über negative Ereignisse, wie Verfolgung und Terror unterdrückt wurde. Dabei kann es durchaus sein, dass parteinahe Kreise fast keine Informationen über die dunklen Seiten des NS-Staates erhielten, da diese im Untergrund weitergeleitet wurden. Unsere Familie erhielt die meisten Informationen indirekt von einem Pfarrer aus der Nachbarpfarrei und dieser über die Ordenspaten eines nahen Klosters. So ist es auch mit dem Wissen um das Morden in den Konzentrationslagern und im Osten unter der Zivilbevölkerung. Dies alles belastete das Ansehen des NS-Staates in den 30er Jahren noch nicht in dem Masse, wie in den 40er-Jahren.

Wenn etwas Ungewöhnliches geschah, hiess es in Partei- oder in ihr nahestehenden Kreisen vielfach: «Davon weiss Hitler nichts». Diese Einstellung «Hitler hat auch nicht alles gewusst», trifft man heute noch vielfach an. Die ganzen Rahmenbedingungen wurden jedoch von ihm abgesehen, und im Buch «Mein Kampf» waren schon fast alle Untaten propagiert.

9. Die Anschlusswelle

Am 12. März 1938 marschieren deutsche Truppen in Österreich ein, und am 13.03. verkündet Hitler den Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich. Eine grosse Propagandawelle überflutet Deutschland. Besonders in Erinnerung ist bei mir noch ein grosser Eisenbahnzug. Die Waggons waren am ganzen Zug mit einer einzigen riesigen Schrift bedeckt: «EIN VOLK EIN REICH EIN FÜHRER». Über Lautsprecher war Marschmusik zu hören. Der Zug fuhr langsam, damit jeder ihn sehen sollte. Am 10. April 1938 war im ganzen Reich eine Volksabstimmung über den Anschluss, 99 Prozent stimmten dafür. Die ganze Abstimmung war ein blindes Manöver. Es wurde offen abgestimmt. Es gab keine Wahlzellen, jeder konnte jedem beim Wählen zuschauen. Nur ein stämmiger Bauer hatte den Mut, in eine Ecke zu gehen und sein Kreuz zu machen. Es war dann bei der Auszählung die einzige Neinstimme, die gezählt wurde.

Im Grunde genommen hatte wohl auch fast niemand etwas gegen den Anschluss, nur über die Art, wie dieser zustande kam, waren doch viele empört. Man sprach jetzt schon mehr über den Krieg, auf den Hitler hinsteuerte. Die Propaganda lief auf Hochtouren. In der Schule und in der gleichgeschalteten Presse wurde unermüdlich über die Ungerechtigkeiten des «Versailler Diktats» (Versailler Friedensvertrag) gesprochen und geschrieben. Es war auch nicht schwer, den Vertrag als Mittel zur Knechtung Deutschlands darzustellen, da er wirklich ein Spiegelbild der Unversöhnlichkeit gegenüber Deutschland war.

Wir Kinder freuten uns über das grosse Deutsche Reich und dass man den ungerechten Friedensvertrag nicht mehr anerkennen wollte. Mein Vater konnte uns damals nicht mit Reden überzeugen, wenn es um die Aussenpolitik ging. Ich war damals 10 Jahre alt und wir Kinder sahen die Welt rosig.

Mein Vater war jedoch von dunklen Ahnungen erfüllt. Gemäss der NS-Propaganda waren wir ringsum von Feinden umgeben, deren wir uns erwehren mussten. Dafür brauchten wir die schnelle Aufrüstung und die Stärkung der Wehrkraft.

Im Sommer 1938 nahmen die Zwischenfälle bei den Tschechen und Sudetendeutschen sprunghaft zu. Fast täglich waren die Zeitungen gefüllt mit Ereignissen dieser Art. Sowohl die sudetendeutsche wie auch die tschechische Bevölkerung gerieten immer mehr in Bedrängnis. Es kam zu einer ganzen Reihe von Gewalttätigkeiten, die das Klima immer mehr vergifteten. Die sudetendeutsche wie die tschechische Bevölkerung fühlten sich angegriffen. Diese Ereignisse wurden dann von der Propaganda kräftig ausgeschlachtet. Die Aggressiven waren gemäss Propaganda dann immer die Tschechen. Die Schlagzeilen in den Zeitungen waren gefüllt mit diesen Botschaften. Am 12. September 1938 fordert Hitler das Recht auf Selbstbestimmung für die sudetendeutsche Bevölkerung.

Am 30. September unterzeichnen England, Frankreich, Italien und Deutschland den Vertrag über den Anschluss des Sudetenlandes an das Deutsche Reich. Man glaubt mit diesem Vertrag den Frieden in Europa gerettet zu haben. Die Menschen atmen auf. Die jungen Leute in den Schulen sind stolz auf die Erfolge bei der Zusammenführung der deutschen Volksteile. Die Propaganda ist so mächtig, dass fast kein Oppositioneller sich mehr traut, Kritik zu üben, wo doch diese Erfolge zumeist mit Drohungen erpresst wurden. Für die reiferen besonnenen Menschen steht der Krieg vor der Haustür.

Am 01. Oktober besetzt die Deutsche Wehrmacht das Sudetengebiet, wo sie von der sudetendeutschen Bevölkerung begeistert empfangen wird. Und was nicht in der Zeitung stand oder im Radio zu hören war: Gleichzeitig verlassen [Hunderttausende](#)

von Tschechen und Zehntausende von Juden und Sozialdemokraten die nunmehr an das Reich angeschlossenen Gebiete. (war bisher noch nicht bekannt) Gleichzeitig läuft eine Säuberungswelle, wie man sie im Reich noch nicht erlebt hatte. Oppositionspolitiker aller Schattierungen werden verhaftet. Nach dem Krieg erzählten mir sudetendeutsche Vertriebene, dass viele in den Konzentrationslagern umgebracht wurden.

Von der Propaganda her hörten wir allerdings nur von den guten Seiten dieses Anschlusses. Im Allgemeinen waren die Sudetendeutschen religiös orientiert und man wollte wohl gleich demonstrieren, wer jetzt Herr im Lande war. Der NS-Leiter der Sudetendeutschen Partei wird zum Reichskommissar und zum Leiter der angeschlossenen Gebiete ernannt.

10. Reichskristallnacht

Und schon braut sich das nächste Unheil zusammen. Am 07. November 1938 wird in Paris auf den deutschen Legations-Sekretär Ernst von Rath von einem Juden ein Mordanschlag verübt. In der Nacht vom 9. auf den 10. November werden von der SA im ganzen Reich als Vergeltung Überfälle auf jüdische Synagogen und Geschäfte organisiert. Synagogen werden verwüstet und in Brand gesteckt, an jüdischen Geschäften die Scheiben eingeschlagen und die Waren geplündert. Dabei werden die Inhaber verprügelt und cirka 100 Juden getötet. Über 26.000 Juden werden verhaftet und in Konzentrationslager gebracht.

Am 10. November war ich mit meinem Vater auf Besch zu Verwandten auf ein Nachbardorf. Beweggrund waren die Ereignisse der letzten Nacht, der Kristallnacht. Der Sohn des Hauses besuchte das Gymnasium, kam aber heute erst auf Grund der Geschehnisse der letzten Nacht verspätet um cirka 5 Uhr nachmittags nach Hause. Seine Kollegen und er hatten noch Kon-

takte nach auswärts aufgenommen und so konnte er über den Ablauf der Ausschreitungen in Trier und anderswo berichten.

Alle waren sich einig darüber, dass ein so brutales Vorgehen gegen die Juden sich verheerend auf das Ansehen der Deutschen in der Welt auswirken musste. Vor Gericht brauchten die Juden diese Verbrechen nicht anzuklagen. Die deutsche Rechtsprechung war vollkommen NS-hörig.

Die Juden wurden nun aus dem Wirtschaftsleben ausgeschlossen, das Gewerbetreiben wird ihnen untersagt, Konten werden eingezogen und Hab und Gut versteigert oder verkauft. Die Versicherungssummen für die ihnen entstandenen Schäden fallen meist an den Staat. Zehntausende Juden verlassen Deutschland. Die Verfolgung der Juden im Grossen hatte damit begonnen. Die meisten Deutschen fanden die Ereignisse beschämend. Der weitere Verlauf der Entwicklung bis zum Kriegsende hat gezeigt, dass es fast unmöglich war, diesem Treiben ein Ende zu bereiten. Das Volk wurde weitgehend von dem Wissen um viele Ereignisse abgeschirmt, die Presse war gleichgeschaltet, und der Rundfunk stand auch unter Zensur. Kritische Nachrichten wurden nur unter Gleichgesinnten weitergegeben.

Wer Kritik laut äusserte, lief Gefahr, im KZ zu landen.

Weil vielfach nur über die positiven Ereignisse gesprochen wurde, entstand für die Jugend meist der Eindruck, als ob fast alles zum Besten liefe. Ein negativer Kommentar unter den Kameraden stempelte einen dann schnell zum Aussenseiter. Die Ereignisse überstürzten sich oft regelrecht, und so war auch unter uns Jugendlichen ein Ereignis schnell abgehakt. Wenn man bedenkt, dass die Entwicklung im Deutschen Reich in der Zeit vom 30. Januar 1933 bis zum August 1939 die Verhältnisse fast vollständig umgekehrt hatte, dann war diese Zeit turbulent. Das Berufsheer von 100.000 Mann, die Reichswehr, wurde unter der Einführung der zweijährigen Dienstpflicht zur mächtigen,

mit modernsten Waffen ausgerüsteten Deutschen Wehrmacht, einem Millionenheer, verwandelt. Dies geschah vielfach unter Bruch bestehender Verträge. Deutschland war zu einer Bedrohung seiner Nachbarn geworden.

Ab 01. März 1939 kann nur noch in Vorbildung und in die Laufbahn zum Beamten kommen, wer der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen angehört. Es wurden aber schon vorher Bewerber abgelehnt, wenn sie nicht diesen Bestimmungen entsprachen.

Am 15. März 1939 wird zwischen dem tschechoslowakischen Staatspräsidenten und Reichskanzler Adolf Hitler ein Vertrag unterzeichnet, wonach sich das tschechische Volk vertrauensvoll unter deutschen Schutz stellt. Am nächsten Morgen erfolgt der Einmarsch der Deutschen Wehrmacht, und noch am selben Tag marschieren sie in Prag ein. Der Vertrag kam durch eine Erpressung zustande, wobei mit der Bombardierung Prags gedroht wurde. Aus der Tschechei wird das Reichsprotektorat Böhmen und Mähren. Nach der Einverleibung der Tschechei in das Deutsche Reich durch Hitler bilden Frankreich und England eine Anti-Hitler-Koalition.

Am 25. März 1939 erlässt Hitler zwei Durchführungsverordnungen, wonach der bisher freiwillige Dienst in der HJ zur Pflicht wird. Im Alter von 10 bis 14 Jahren werden Jungen und Mädchen im Jungvolk, bzw. im Jungmädchenbund zusammengefasst. Von 14 bis 18 Jahren folgt der Dienst in der HJ, bzw. im Bund-Deutscher-Mädel = BDM. Wer seinen Sohn oder seine Tochter nicht zum Dienst in der HJ bzw. BDM anmeldet, dem drohen Geld- oder Haftstrafen.

Am 28. März 1939 gibt der Rundfunksender Madrid die Übergabe der Stadt an die Truppen Francos bekannt. Damit ist der dreijährige Bürgerkrieg in Spanien beendet. Deutsche und Ita-

liener hatten gemeinsam mit General Franco gegen die Linksbregierung aus Kommunisten und Sozialisten in Spanien gekämpft. Deutsche Flieger unter dem Namen «Legion Condor» und italienische Flieger trugen dabei entscheidend zum Sieg Francos bei. Seit 1936 war die deutsche ebenso wie die italienische Luftwaffe mit Freiwilligen im Einsatz, und beide Länder unterstützten Franco auch mit Kriegsmaterial. Die Linksbregierung wurde ihrerseits von den Westmächten und von der Sowjetunion unterstützt. Die tatsächlich begangenen Gräueltaten der linken Milizen wurden durch das Verhalten der Rechten wettgemacht. In den von Franco besetzten Gebieten wird Politik mit Waffengewalt gemacht, der Tausende von Menschen zum Opfer fallen.

In den Schulen wurde uns nur von den Verbrechen der Roten erzählt und das entsprechende Schrifttum verbreitet. Die Nationalisten waren die glorreichen und die guten, die dem Volk Frieden und Freiheit brachten. Man brachte uns Kinder in Siegerlaune.

Ich habe die wohl gravierendsten Ereignisse der 30er Jahre bis zum Kriegsbeginn kurz beschrieben, damit man sich in etwa ein Bild von der Entwicklung im Dritten Reich machen kann.

Unsere Familie war wie fast alle anderen in der Eifel christlich geprägt, und Politik wurde bei uns viel diskutiert. Von mir wurde die Zeitung seit etwa dem 10ten Lebensjahr im politischen Teil eifrig gelesen, was in diesem Alter selten war. Dabei bedurfte ich schon der Diskussion mit den Eltern und den älteren Geschwistern, um die Ereignisse alle in unser Politikverständnis einordnen zu können.

11. Der Kampf der Kirche gegen Rassenwahn

Bei der Kirche ging man dazu über, den Religionsunterricht, sowie verstärkte religiöse Erwachsenenbildung in die Kirchenräume zu verlegen. Dabei ging man von der Partei aus dazu über, Parteimitglieder in diese Unterrichtsstunden zu entsenden, die dann offen schriftliche Aufzeichnungen machten. Die Pfarrer bemühten sich, uns die christliche Botschaft näherzubringen und die Gebote zu erläutern, wobei das 5. Gebot «Du sollst nicht töten» wohl den breitesten Raum einnahm und die Differenzierung zu Notwehr und Krieg erarbeitet wurde.

Im März 1937 erlässt Papst Pius der 11. ein Rundschreiben an alle deutschen Bischöfe, das am Sonntag den 21. März von allen Kanzeln verlesen wird. In dem Rundschreiben «Mit brennender Sorge» kritisiert der Papst in scharfem Ton die Kirchenpolitik der Nationalsozialisten und wendet sich gegen den Terror des Naziregimes. Er greift die Rassenpolitik, den Führerkult und die Entchristlichung im Dritten Reich an.

An diesem 21. März 1937 kam während der Sonntagsmesse im Pfarrort zwischen den Lesungen ein Briefträger der Reichspost an den Altar und wollte dem Pfarrer einen Brief überreichen. Nachdem der Pfarrer die Annahme verweigert hatte, legte der Postbote den Brief auf den Altartisch. Der Pfarrer ging hin und schob den Brief vom Altar. Der Postbote hob ihn auf, ging zum Pfarrer und sprach eindringlich auf ihn ein. Er wollte ihm den Ernst der Lage klarmachen, aber der Pfarrer nahm den Brief nicht an. Das Schreiben von Papst Pius dem 11ten war, unbekannt von staatlichen Stellen, über die Bischöfe bis an die Pfarrer gelangt, wo es zur Verlesung kommen sollte. Es wird dann ein paar undichte Stellen gegeben haben, so dass der NS-Staat alarmiert wurde. Wir wussten bei den Vorgängen am Altar alle noch nicht, was los war.

Als aber dann anstelle der Predigt das Schreiben verlesen wurde, konnte sich jeder seinen Reim darauf machen. Das Schreiben schlug wie eine Bombe ein. Der Pfarrer kannte das Schreiben des Papstes ja schon vor der Messe und konnte sich denken, dass es sich bei der Zustellung des Briefes während des Gottesdienstes nur um eine Aufforderung handeln konnte, das Vorlesen des Schreibens zu unterlassen. Andererseits konnte es eine eindringliche Warnung sein, dass das Vorlesen des Schreibens schwerwiegende Konsequenzen nach sich ziehen würde. Der Pfarrer wollte sich aber nicht beeinflussen lassen und lehnte deshalb die Annahme des Briefes kategorisch ab.

Weil staatliche Massnahmen gegen die Katholische Kirche in diesem Falle alle Pfarrer betroffen hätten, verzichtete man darauf, verschärfte aber im Allgemeinen den Kampf gegen die Kirche. Ob das Schreiben die Massnahmen gegen die Juden und andere Nichtarier bremsen konnte, kann nicht gesagt werden. Jedenfalls kommt es 1½ Jahre später zu neuen, noch nicht da gewesenen Höhepunkten bei der Verfolgung der Juden (Reichskristallnacht) und den nachfolgenden Aggressionen gegen dieselben.

Das Thema Kommunismus und Bolschewismus hat in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg eine grosse Rolle gespielt. Das Thema war für die überwältigende Mehrheit des Volkes negativ besetzt. Durch die unmenschliche Grausamkeit zur Zeit der russischen Revolution, den blutigen Säuberungen der kommunistischen Partei, sowie die Ausrottung eines ganzen Berufsstandes, den russischen Grossbauern von 1929 bis 1933, sowie anderen, sich durch die Jahre hinziehenden Terroraktionen, haben die Kommunisten Vertrauen und Sympathien verspielt. Es bestand in weiten Bevölkerungskreisen eine regelrechte Angst vor einer Machtergreifung durch die Kommunisten. Diese Angst

wurde von den Nationalsozialisten regelrecht für die eigene Propaganda ausgenutzt. Sie spielten sich als die einzige Macht auf, die den Kommunisten Paroli bieten konnte.

Durch die Zerrissenheit und die Uneinigkeit der Weimarer Parteien vermittelten sie oft einen unentschlossenen Eindruck, was dann den Radikalen von rechts und links Auftrieb gab. «Wollt ihr den Nationalsozialismus oder den Kommunismus?» tönte die NS-Propaganda Anfang der 30er Jahre. «Wollt ihr Jrompern oder Kartoffeln?», so übersetzte der Volksmund diese Propaganda. («Jrompern nennt man bei uns die Kartoffeln im Dialekt»). Wer das Buch «Mein Kampf», das Hitler geschrieben hatte, ernst nahm, konnte schon ahnen, was man von einem NS-Staat zu erwarten hatte.

Wer Anfang der 30er Jahre in die Fänge der NS-Propaganda geriet, konnte andererseits schon glauben, dass er seinem Land den besten Dienst erwies, wenn er der SA beitrug. Bei der hohen Arbeitslosigkeit tauchte dann auch noch die Frage auf, dürftig leben bzw. hungern zu müssen oder es mit einer radikalen Partei zu versuchen, ob sie die Lage bessern kann.

Auch nach der Machtergreifung am 30. Januar 1933 wurden der Bolschewismus sowie das Judentum und nachher, immer mehr, auch die christlichen Kirchen als Feinde des Volkes bekämpft. Man wollte keine andere Macht mehr anerkennen als den NS-Staat und Hitler. «Der Führer hat immer Recht» hiess die Parole. In dieser Hinsicht war sich der Nationalsozialismus und der Kommunismus zum Verwechseln ähnlich.

Der NS-Staat machte die Opposition in der Öffentlichkeit mundtot. Wer trotzdem ein offenes Wort wagte, das nicht erwünscht war, lief Gefahr, im Konzentrationslager zu landen. Anfangs wurden noch die Leichen der im KZ gestorbenen Häftlinge nach Hause überführt. Die Angehörigen wurden informiert, dass der

Sarg nicht geöffnet werden durfte. In den ersten Wochen nach der Beisetzung sorgten SS-Angehörige vielfach durch Bewachung dafür, dass der Sarg nicht ausgegraben wurde. Bei dieser Verhaltensweise konnte man sich schon denken, dass die KZ-Häftlinge nicht auf natürliche Weise gestorben waren. Es sickerte nur langsam durch, wie es im KZ zugeht. Doch das dicke Ende sollte erst noch kommen. Die Massenvernichtung von Millionen Menschen in den KZs während der Kriegsjahre.

12. Die Familienpolitik

Die Familienpolitik des NS-Staates diente in erster Linie dazu, das deutsche Volk gross und stark zu machen. Zahlreich sollte die Nachkommenschaft sein. Die Grundidee ist wohl aus dem folgenden Lied zu hören.

«Ein junges Volk steht auf zum Sturm bereit,
reißt die Fahnen höher Kameraden.
Uns weht nur eine Fahne voran,
die Fahne der jungen Soldaten.
Vor uns marschieren mit sturmzerfetzten Fahnen,
die toten Helden der jungen Generation
und über uns die Helden Ahnen,
Deutschland, Vaterland wir kommen schon.»

Für die kinderreichen Familien wurde das Mutterkreuz eingeführt. Die Frau mit 4 Lebendgeburten erhielt das bronzene, mit 6 Kinder das silberne und mit 8 Kindern das goldene Mutterkreuz.

Das Ehrenzeichen wird jährlich am Muttertag verliehen. Das Kindergeld wird für alle Kinder eingeführt. Es wird jetzt nicht mehr nur für die Kinder von Beamten gezahlt, sondern es kommen alle Eltern in den Genuss dieser Zahlungen. Allein mit dieser Massnahme gewinnt die NS-Regierung viel Zuspruch unter

dem Volk. Für Kinderreiche bedeutet dies eine grosse Entlastung. Der Schmuggel von Lebensmitteln im Grenzgebiet zu Belgien liess erheblich nach, Kinderreiche konnten ihre Familien jetzt besser versorgen. In den Schulen war der Unterricht darauf ausgerichtet, das Selbstwertgefühl der Deutschen zu stärken. Wir waren das junge Volk mit dem Geburtenüberschuss, und die Franzosen zum Beispiel waren ein sterbendes Volk, weil sie weniger Geburten als Sterbefälle hatten. Das hat sich aber nach dem Krieg in Frankreich geändert. Durch eine grosszügige Unterstützung der Familien mit Kindern konnte der Trend umgekehrt werden. Frankreich und Schweden haben auch heute, nach der Jahrtausendwende, noch die höchsten Geburtenraten in Europa. Bei uns in Deutschland ist es heute so, dass eine kinderreiche Familie meistens mit ihrem Einkommen unter der Armutsgrenze liegt. Von Snobs werden sie dann noch als unsozial abgestempelt, obwohl diese Kinder später für diese Leute die Rente erarbeiten sollen.

Der Zugriff des NS-Staates auf die Jugend war umfassend. Die Jugend sollte vor allem dem Staat gehören. Die Kirche versuchte gegenzusteuern, von den Kanzeln wurde gepredigt: «Wenn der Staat Kinder bekommt, dann gehören sie dem Staat, wenn Eltern Kinder bekommen dann gehören sie den Eltern, sie gehören vor allen Dingen den Eltern». Ausdrücken kann der Auszug aus folgendem HJ-Lied die Einstellung des Staates zu den Kindern und Jugendlichen am besten.

*Jugend, Jugend, sind der Zukunft Soldaten,
Jugend, Jugend, Träger der kommenden Taten,
Führer wir gehören dir, wir Kameraden dir.
Unsre Fahne flattert uns voran,
in die Zukunft zieh'n wir Mann für Mann.
Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not,
mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot.*

*Uns're Fahne ist die neue Zeit,
uns're Fahne ist die neue Zeit
und die Fahne führt uns in die Ewigkeit,
ja die Fahne ist mehr als der Tod,
ja die Fahne ist mehr als der Tod.*

Es wurde versucht, die Bereitschaft zum bedingungslosen Gehorsam bei der Jugend zu verankern. («Der Führer hat immer Recht».) Das hiess: Es wurde allein von Hitler bestimmt, was Recht und Gesetz war. Demnach war nur Recht, was in die NS-Ideologie hinein passte. Bei der Jugend klappte das Werk der Verführung wohl am besten.

Im Jahr 1939 verlief das Frühjahr und der Sommer mit lauter neuen Horrormeldungen über das Unrecht und die Übergriffe auf die Volksdeutschen durch die Polen. Nach der NS-Propaganda waren es immer die Polen, die die Volksdeutschen drangsalierten und terrorisierten. Es wurde fast täglich über die schlimmen Ereignisse dieser Art berichtet. Es hatte zwar nach dem 1. Weltkrieg viele Akte der Willkür der polnischen Verwaltung gegen Deutsche gegeben, aber was jetzt geschah, das schlug dem Fass den Boden aus. In den Schulen, in der Presse und im Radio waren die Nachrichten aus Polen und aus dem Grenzgebiet zu Polen vorherrschend. Welch ein Glück, dass die Deutsche Wehrmacht heute so stark war, dass sie Deutschland schützen konnte. Das hatte unser Führer Deutschland vorausschauend gross und stark gemacht. Er hatte uns aus den Fesseln von Versailles gelöst, diesem Unrechtsvertrag, der uns geknechtet hatte und dem deutschen Volk keinen Raum zum Leben liess. Die wirklichen Ungerechtigkeiten des Vertrages wurden ausgeschlachtet, jedoch auch die positiven Seiten der Weimarer Zeit wurden negativ gedeutet. Das deutsche Volk wurde durch die Propaganda kriegsreif gemacht. Es konnte ja nicht so weitergehen in Polen. In diesem Sinne trommelte die Propaganda unaufhörlich auf das Volk ein.

13. Nichtangriffspakt mit Russland

Am 23. August 1939 schliesst das nationalsozialistische Deutschland mit der bolschewistischen Sowjetunion einen Nichtangriffspakt. Die grossen Gebietsansprüche der Russen werden in dem Vertrag gebilligt. Hitler hat jetzt freie Hand für den Angriff auf Polen. Jetzt wird nicht mehr von der Gefahr gesprochen, die vom Bolschewismus ausgeht. Die Ereignisse sind turbulent. In der Schule wird kräftig durchgeatmet. Die Propaganda muss einmal erst Schritt fassen. Man kann nicht mehr in derselben Art fortfahren. Zwei sich extrem gegenüberstehende totalitäre Systeme haben sich verbündet.

14. Angriff auf Polen

Um den polnischen Übergriffen Einhalt zu gebieten, greift am 01. September 1939 die Deutsche Wehrmacht Polen an. In der Propaganda wird der deutsche Angriff auf Polen als ein Akt der Notwehr dargestellt. Die Deutsche Wehrmacht zerschlägt mit grosser Unterstützung der Luftwaffe die polnischen Truppenverbände und dringt schnell vor. Nach schweren Luftangriffen kapituliert Warschau am 27. September und Ende September ist der Polenfeldzug so gut wie beendet. Die schlecht ausgerüstete polnische Armee kann der modern ausgerüsteten Deutschen Wehrmacht nicht standhalten und Anfang Oktober kapitulieren die letzten polnischen Heeres-Verbände.

Am 17. September griff die Sowjetunion in den Polenkrieg ein und sicherte sich grosse Gebiete für ihren Machtbereich. Am 28. September unterzeichnet Deutschland in Moskau mit Russland einen Grenz- und Freundschaftsvertrag über die Aufteilung Polens.

15. Der zweite Weltkrieg, erste Evakuierung

Mit dem Angriff auf Polen hat der zweite Weltkrieg begonnen. Am 03. September erklären uns Frankreich und England wegen des deutschen Angriffs auf Polen den Krieg.

Schon am 04. September werden jede Menge Sonderzüge eingesetzt, um Frauen und Kinder bis zu 12 Jahren aus einem 15 km breiten Streifen entlang der Westgrenze zu evakuieren. Um 9 Uhr morgens müssen alle die evakuiert werden, sich mit dem angegebenen Gepäck auf dem Bahnhof zum Abtransport einfinden. Jedoch Zug um Zug rollt durch, gen Westen leer, nach Osten voll gestopft mit Frauen und Kindern. Wir müssen warten, da wir nicht so nah an der Grenze sind.

Gegen 11 Uhr kommt der örtliche Parteichef und wirkt beruhigend auf die Leute ein, die alle noch nicht wissen, wohin und wie weit die Reise gehen soll. Er zeigt auf eine nahegelegene Bergkuppe, auf der Flak in Stellung gegangen ist. Es sind 8,8 cm-Kanonen, die die Rohre gegen Himmel gerichtet haben. Der Parteichef sagte uns: «Ihr braucht keine Angst zu haben, es kann euch nichts geschehen. Seht, da drüben auf dem Berg ist die Flak in Stellung gegangen, sie hat die Rohre schon in die Höhe gedreht. Wenn ein feindliches Flugzeug kommt, wird es sofort abgeschossen, habt also keine Angst.»

Damals dachten die eben in den Krieg eingetretenen Westmächte noch nicht daran, in Deutschland die Zivilbevölkerung mit Flugzeugen anzugreifen. Ich war damals 11 Jahre alt und war mit meiner Mutter und zwei Geschwistern auf dem Bahnhof, um auf den Abtransport zu warten. Gegen 11.30 Uhr kam mein Vater auf den Bahnhof und holte uns zum Mittagessen ab, das unsere Tante für uns gekocht hatte. Als wir nach Hause kamen, das nur etwa 200 m vom Bahnhof entfernt war, wartete ein jun-

ger Mann aus der Nachbarschaft auf uns, der sich nebenberuflich als Fotograf betätigte, um Bilder von unserer Familie zu machen. Dies wurde auch schnell in die Wege geleitet, und es wurden einige Fotos gemacht. Auf diesen Fotos war ich der Einzige, der ein frohes Gesicht machte. Alle anderen, Eltern, Geschwister und Tante, schauten mehr oder weniger sorgenvoll drein. Bei mir kam das frohe Gesicht wohl daher, weil ich von einem Sieg der Deutschen Wehrmacht in Polen, sowie dann auch gegen Frankreich und England überzeugt war. Bei den Siegesmeldungen aus Polen war ja klar zu sehen, dass niemand der Deutschen Wehrmacht widerstehen konnte. Wir unterhielten uns noch einige Zeit mit dem Fotografen, der um die 19 Jahre war. Er war nicht so sehr von einem guten Ausgang des Krieges überzeugt und meinte, wenn man alles wüsste, wäre es vielleicht besser, sich jetzt schon eine Kugel durch den Kopf zu schießen, anstatt den ganzen Krieg mitzumachen und vielleicht zum Schluss noch zu fallen. Diese Einstellung stiess bei meinen Eltern, die sehr religiös eingestellt waren, allerdings nicht auf Zustimmung. Dieser junge Mann war während der Rundstedt-Offensive noch einmal auf Heimaturlaub, und von der Zeit danach fehlt jede Nachricht. Er gilt als vermisst. Seine Eltern haben den Verlust ihres einzigen Sohnes nie verkraftet. Nach dem Essen gingen wir wieder zum Bahnhof.

Um 15 Uhr kam mein Vater zum Bahnhof und sagte: «Ich habe alles abgeklärt, ihr könnt zu eurem Onkel» (in ein von hier aus 10 km entferntes Dorf). Er holt euch ab. Ich war sehr enttäuscht, dass ich nicht die weite Reise mit dem Sonderzug antreten konnte. Wir fuhren also zu unserem Onkel, und die anderen Kinder fuhren mit dem Sonderzug bis Sachsen-Anhalt in die Gegend von Magdeburg-Wanzleben, wo sie dann als Kinder unbeschwert leben konnten. Dort gab es für sie viel zu entdecken und zu erleben, und Bekannte aus unserem Heimatort und den Nachbarorten gab es in der ganzen Gegend, die sich ge-

genseitig besuchen konnten. Die meisten der Kinder haben das Leben dort richtig genossen. Nach 1½ bis 2½ Monaten kamen dann die meisten auf eigene Faust wieder nach Hause, weil die Mütter es vielfach aus Heimweh nicht mehr aushielten.

Meine Geschwister und ich waren mit unserer Mutter also zum Onkel gefahren. Die Aufnahme war herzlich, und am übernächsten Tag ging es für mich schon wieder los mit Viehhüten. Ein Nachbar meines Onkels war gekommen und hatte mich angeworben zum Viehhüten, weil zwei seiner Söhne kurzfristig zum Militär eingezogen wurden. Gerade ein paar Tage war ich zu Hause dieser Beschäftigung entkommen, und schon hatte man mich hier wieder zu demselben Dienst eingespannt. Ich war 11 Jahre alt und es entsprach nicht gerade meinen Wünschen, hier wieder dieselbe Arbeit machen zu sollen. Ich fügte mich jedoch wieder in mein Los.

Die Beköstigung war gut und der Bauer nahm seine Fürsorge für mich auch ernst. Auf einer Wiese, wo ich das Vieh hintrieb war am Waldrand ein Wespennest. Der Bauer ging mit und kam, auf der Wiese angekommen, schnell zur Sache. Er hatte eine Flasche Benzin mitgebracht und wollte damit das Wespennest vernichten. Auf meinen Hinweis, dass man am Waldrand aber kein Feuer machen dürfe, ging er nicht ein. Nachdem er mehrere Male Benzin über das Flugloch geschüttet und angezündet hatte, kamen immer noch Wespen aus dem Nest. Der Bauer bekam 2 Stiche ab und die Aktion wurde abgeblasen. Ich habe ihm dann erklärt, wie wir Hütebuben Wespennester unschädlich machten. Wir besorgten zuerst zwei Blecheimer mit Wasser und ein Flacheisen zum Graben. Dann wurde Wasser in das Nest geschüttet, bis das Flugloch auch unter Wasser stand. Das Nest wurde mit dem Flacheisen ausgegraben, was in dem nassen aufgeweichten Boden gut zu machen war. Die

Wespen waren alle nass und dadurch ihre Flügel verklebt, so dass sie nicht fliegen konnten. Von uns wurden sie dann so schnell wie wir sie ausgruben, unschädlich gemacht.

Das Wespennest am Waldesrand habe ich am nächsten Tag auf diese Weise ausgegraben, so dass das Vieh in Ruhe weiden konnte. Aber das Viehhüten war, wenn keine Spielkameran in der Nähe waren, vielfach eine etwas langweilige Sache. Nach drei Wochen traten wir dann die Heimreise an, und die Evakuierung war für unsere Familie beendet.

Nach und nach kamen auch die Evakuierten aus Sachsen-Anhalt zu Hause an, und Mitte Oktober begann der Unterricht in der Volksschule wieder. Die aus Mitteldeutschland zurückgekehrten Kinder wussten viel zu erzählen. Dabei waren meine Geschwister und ich Aussenseiter, da wir ja nicht in die Welt gesehen hatten. Wir konnten nicht mitreden.

16. Einquartierung

Seit Kriegsbeginn war in das Grenzgebiet jede Menge Militär verlegt worden, jedes Haus hatte Einquartierung. In unserem Wohnzimmer schliefen jede Nacht 6 Soldaten. Polstermöbel hatten wir damals noch nicht, und jeden Abend wurde auf dem Boden Stroh ausgebreitet und morgens wieder weggeräumt. Wenn die Soldaten keinen Dienst oder Ausbildungs-Veranstaltungen hatten, lebten sie mit uns zusammen in den Wohnräumen. Wir hatten ein gutes Verhältnis zueinander. Wir Kinder interessierten uns für alles, was mit Militär zu tun hatte. Die meisten Soldaten waren umgängliche Leute, die erst kurz vor Kriegsausbruch eingezogen worden waren.

Unser Dorf war noch ganz landwirtschaftlich geprägt. Neben den grösseren landwirtschaftlichen Betrieben gab es mittlere und Kleinbetriebe. Mein Vater arbeitete bei der Eisenbahn, und wir bewirtschafteten nebenbei einen landwirtschaftlichen Klein-

betrieb von 5 Hektar. In unserem Dorf gab es keine einzige Familie, die gar kein Vieh hatte. Wer sich nicht mindestens eine Kuh leisten konnte, hatte dann aber wenigstens eine Ziege und ein oder zwei Schweine. Für das einquartierte Militär war es daher kein allzu grosses Problem, all die Pferde und Futtermittel unterzubringen, die bei den damaligen Einheiten gebraucht wurden. In unserer Scheune waren 4 Pferde untergebracht, die nachts oft stundenlang gegen das Scheunentor mit den Hinterläufen donnerten.

Fast die gesamten Fahrdienste wurden bei den Einheiten noch mit Pferdegespannen abgewickelt. Ebenso wurden die Feldhaubitzen (Geschütze) und Munitionsfahrzeuge von Pferden gezogen. Der Dienst bestand noch für viele überwiegend aus Pferdepflege und Pferdebewegung. Bei der Pferdebewegung zog man mit den Pferden stundenlang durch Feld und Wald, um dieselben beweglich und leistungsfähig zu halten. Bei den Pferden arbeiteten viele Soldaten, die von Pferden keine Ahnung hatten. Als wir während der Evakuierung bei meinem Onkel waren, gingen wir dort sonntags zur Kirche. Unterwegs an einem Berg hatte sich dort eine Militärkolonne gestaut. Wir gingen an der Kolonne vorbei und kamen vorne zu einem Gespann mit 4 Pferden, welches den Stau verursachte. Man war mit der anhängenden Haubitze in den Strassengraben geraten und wusste nicht mehr heraus zu kommen. Die Soldaten und ihre Vorgesetzten berieten hin und her und kamen zu keinem Entschluss. Meine Mutter fragte die Soldaten, ob sie die Pferde führen dürfte, sie kenne sich damit aus. Da man wohl schon allerhand ohne Erfolg versucht hatte, willigte man ein. Meine Mutter brachte die Pferde in den richtigen Zugwinkel und führte die vorderen Pferde. Im Handumdrehen war das Geschütz aus dem Graben gezogen.

Wenn die Pferde nachts, wie schon berichtet, mit den Hufen gegen das Scheunentor donnerten, so wird es zum Teil wohl

auch daran gelegen haben, das man nicht wusste, wie man mit Pferden umgehen musste.

Die Umstellung der Armee auf Vollmotorisierung wurde in den folgenden Kriegsjahren durchgeführt, und zum Schluss vom Krieg blieb schweres Kriegsgerät vielfach stehen, oder Panzer und Geschütze wurden gesprengt, weil es keinen Treibstoff mehr gab.

Im Herbst 1939 bestanden die einquartierten Einheiten hauptsächlich aus Sachsen. Da war ein älterer gemütlicher Mensch, religiös und mit dem Krieg gar nicht einverstanden. Es kam eine wochenlange Regenperiode, wo der Wind den Regen nur so in alle Ecken und Fugen peitschte. Der Sachse stand oft am Fenster und sah sich das Wetter an. «Das ist eine Strafe Gottes für all das Unheil, das angerichtet wird», sprach er dann.

Der Traum vom Bohnenkaffee war schon ausgeträumt, aber die Marken «Kornfrank» und «Lindes» schmeckten auch gut, wenn man keinen Bohnenkaffee mehr hatte. Wir haben manche gemütliche Stunde beieinandergesessen, und wenn er seinen sächsischen Dialekt dann sprach, dann hiess das so ähnlich: «Kaffee trink' i' gern, aber siesse muss er sein».

Er fühlte sich wohl bei uns, was wohl auch mit unserer verwandten politischen Einstellung zusammenhing. Wie er erzählte, haben die Leute bei ihnen in der Weimarer Zeit viel die Zentrums-partei gewählt, obwohl sie nicht katholisch waren. Aber in den Krieg musste man damals mitziehen, ob man wollte oder nicht. Wer sich weigerte, wurde erschossen, und ein recht auf Wehrdienstverweigerung gab es damals nicht.

Gegen Ende des Jahres wechselte die Einquartierung, und es kam eine Berliner Einheit, die schon am Polenfeldzug teilgenommen hatte. Es interessierte uns allerdings sehr, wie der

Feldzug in Polen verlaufen sei und wie es jetzt dort aussah. Ich trug ihnen meine Version vor, dass es jetzt dort friedlicher zugehe als vor dem Krieg, weil die Volksdeutschen jetzt in Frieden leben könnten, und wenn man die Polen gut behandelt, könnte es ein echt gutes Miteinander werden. Dann dürfe es aber nicht so weiter gehen im Umgang mit den Polen, sonst könne es aber keinen Frieden zwischen den beiden Völkern geben, meinte man unter den Soldaten. Auf meine Frage, wie sie das meinten, wichen sie aus und sagten, die Deutschen gingen nicht gut mit den Polen um. Ein anderer meinte, allein die Zerstörungswut gegen alles, was das polnische Staatsbewusstsein stärke, könne man schon nicht mehr gutheissen. Da war zum Beispiel in einer Stadt das Denkmahl eines polnischen Nationalhelden, das mit cirka 10 Pferden vom Sockel gerissen wurde, nur um alles Polnische auszulöschen. Es sagte einer, man solle nicht alles erzählen, und ich merkte, wie man sich von dem Thema verabschieden wollte. Die Soldaten wichen fortan diesem Thema aus.

Meine Meinung von den edlen Absichten der Deutschen, die Europa Frieden und Freiheit bringen wollten, wie wir es in der Schule lernten, hatte schon mit den ersten Zweifeln zu kämpfen. dabei waren wir mächtig stolz auf unsere tapfere Wehrmacht, die in Polen Gefahr von uns abgewendet hatte und den Volksdeutschen die Freiheit gebracht hatte.

17. Luftschutz

Der Winter 1939/40 verlief hier im Westen weiterhin ruhig. Feindliche Flugzeuge trauten sich ausser einzelnen Aufklärungsflügen kaum in unseren Luftraum. Eine Luftschuttsirene gab es in unserem Ort nicht. Der Ortsbauernführer hatte zur Alarmierung der Bevölkerung bei Fliegeralarm ein Stück Eisenbahnschiene mit einem Draht an einen Baum gehangen, das bei Alarm mit einem Hammer angeschlagen werden sollte. Mir

ist nicht bekannt, dass diese Alarmanlage je benutzt wurde, die Vorbereitungen zum Schutz der Bevölkerung bei Luftangriffen waren schon im August 1939 getroffen worden. So musste jedes Familienoberhaupt für die ganze Familie Gasmasken kaufen, die billig angeboten wurden. Schon allein die frühzeitige Eindeckung mit Gasmasken deutete darauf hin, dass die NS-Führung mit einem baldigen Beginn des Krieges rechnete. Die Dachböden mussten entrümpelt werden, Eimer mit Wasser sowie Sand und eine Feuerpatsche mussten bereitgestellt werden, um bei einem Luftangriff mit Brandbomben sofort löschen zu können. Kellerräume, welche als Schutzräume in Frage kamen, wurden vom Luftschutz-Beauftragten besichtigt, und die Leute wurden beraten, was man zum Splitterschutz und gegen Einsturzgefahr tun sollte. Jede Nachbarschaft sollte eine Bereitschaft bilden, die nach Luftangriffen nach dem rechten sehen sollte. Die Probleme des Luftkrieges sollten erst gegen Ende des Krieges für unseren Ort und für die Grenzregion geballt auftreten und dabei ganz anders, als man es sich vor Ausbruch des Krieges vorgestellt hatte

Im Grenzgebiet zu Belgien und Luxemburg war es auch deshalb im Winter 39/40 noch ganz ruhig, weil beide Staaten neutral waren und keine Angriffspläne hatten.

Eine kleine Episode hierzu. Im November 1939 kam ein Soldat aus einem Nachbarort in Urlaub. Wegen Übermüdung war er im Personenzug eingeschlafen und hatte das Aussteigen in seinem Heimatort im wahrsten Sinne des Wortes verschlafen. Da der Zug sich schon weitgehend geleert hatte, fuhr er in Wehrmachtsuniform mit dem Zug über die belgische Grenze bis nach Sankt Vieth. Dort wurde er dann von belgischen Sicherheitskräften geweckt und festgenommen. Man glaubte ihm nicht, dass er unbeabsichtigt nach Belgien gekommen sei, sondern man verhörte und behandelte ihn wie einen Spion. Er wurde in-

terniert und in einem Lager untergebracht. Beim Rückzug der Belgischen Armee wurde er mit nach Westen genommen, für ihn war der Krieg aus. Mit ihm hätten wohl damals viele getauscht. An diesem Beispiel kann man sehen, wie locker man damals noch an der Grenze miteinander umging.

Bei der Einquartierung ging der Dienst zur Ausbildung und Er-tüchtigung weiter. Wir hatten einen Berliner Medizinstudenten im Quartier, mit dem wir uns sehr gut verstanden. Er ging sogar mehrere Male mit uns zur katholischen Erwachsenenbildung in die Kirche. Während des Krieges hatten meine Eltern mit ihm einen regelmässigen Briefwechsel, der dann zum Kriegsende abbrach. Ich glaube, es war 1948, als wir dann noch eine Postkarte von ihm erhielten. Auf der Postkarte stand nur: «Ich bin heute aus der Gefangenschaft nach Hause gekommen. Erwin M». Das war die ganze Mitteilung, und wir haben uns gefreut, dass er noch lebte. Er muss im Ostsektor von Berlin geblieben sein, denn wir haben nie mehr etwas von ihm gehört. Er wollte offensichtlich seine Karriere nicht mit Westkontakten gefährden.

18. Frankreichfeldzug

Frühjahr 1940. Es wurde April/Mai – und die Pferdegespanne der Wehrmacht halfen bei der Feldbestellung. Mein Vater hatte schon ein paar Mal nachgefragt, um ein Pferdegespann zur Kartoffelaussaat zu erhalten, wir hatten aber noch keines bekommen. Da sagte ein Soldat, der bei uns einquartiert war, es war am 8. Mai: «Ich bin jetzt genug für die dicken Bauern gefahren, morgen ziehen meine Pferde den Pflug für eure Kartoffelsaat». Wir richteten alles, luden den Wagen mit Saatkartoffeln, und am nächsten Mittag, am 09. Mai, ging es los aufs Feld. Unseren Pflug hatten früher immer die Kühe gezogen, aber heute ging es schneidig mit den Pferden. Wir hatten alle Hände

voll zu tun, um die Kartoffeln schnell genug in die Furche zu legen. Das Feld war cirka 200 m lang, und wir hatten vielleicht 12 Reihen gelegt, da kam querfeldein ein Soldat auf uns zu und sprach mit unserem Helfer. «Sofort abspannen und mit den Pferden ins Quartier kommen, heute Abend muss alles marschfertig sein. Es tat unserem Helfer wirklich leid, dass er seine Arbeit bei uns nicht fertig machen konnte, aber er sagte: «Morgen früh um 5 Uhr geht es los, Angriff im Westen. Sagt es bitte nicht weiter, ich fahre noch 2 Touren, dann muss ich ins Quartier. Bitte nichts weitersagen.»

Im Dorf war überall eifriges Rüsten für den Abmarsch, und man glaubte, überall eine gedrückte Stimmung zu spüren. Als wir morgens zur Schule aufstanden, war die Einquartierung schon abgerückt über die Grenze, und die Strasse nach Westen war voller Militär. Kolonne an Kolonne marschierte mit voller Marschausrüstung Richtung Belgien, und die Pferdegespanne waren immer noch Haupttransportmittel. Auf den Geleisen rollten Transportzüge, auf denen Panzer und anderes schweres Gerät nach vorne gebracht wurde.

Am 10. Mai morgens um 5 Uhr hatte der Angriff begonnen, und zwar über die Grenzflüsse Our und Sauer, sowie durch das «Hohe Venn», ein weit ausgedehntes Hochmoor. Es war das alte Einfallstor, das man auch schon im 1. Weltkrieg für den Angriff durch Belgien und Luxemburg benutzt hatte. Man zog durch diese bisher neutralen Länder zum Angriff auf Frankreich. Nördlich von Aachen lief der Angriff auf Holland.

15 km östlich von uns hatte man einen Feldflugplatz gebaut. Von dort aus donnerten den ganzen Tag über Angriffsstaffeln von Stukas (Sturz-Kampfbomber) über uns hinweg. Es war ein ständiges Starten und Landen sowie Neubestücken mit Bomben und Munition. Die Stukas waren Flugzeuge mit Knickflü-

geln, die ihr Ziel im Sturzflug mit heulender Sirene anfliegen. Die Treffsicherheit war ziemlich gross, und durch das Heulen der Sirenen wurde die emotionale Wirkung verstärkt. Der eigentliche Name der Stukas war «JU 87». Sie trugen die Hauptlast der deutschen Luftangriffe im Westfeldzug. Nach ein paar Wochen hatte man schon hinter der Front in Belgien neue Feldflugplätze gebaut, und viele Fronteinsätze wurden von dort aus geflogen. Der Durchmarsch der Fuss-Truppen auf der Strasse dauerte einige Tage ununterbrochen an. Nachher kamen mit grösseren Unterbrechungen Motorfahrzeuge. Die Stimmung in der Truppe war durch die grossen Erfolge gut.

In der Schule wurde jeden Tag morgens der Wehrmachtsbericht eingehend durchgeholt, bevor der andere Unterricht begann. Wir Kinder waren alle mächtig stolz auf unsere Wehrmacht, die dem Feind keine Zeit liess, Deutschland anzugreifen. Wir waren alle davon überzeugt, dass wir den Krieg gewinnen würden. Bei dieser Schlagkraft der Wehrmacht konnte ja keiner widerstehen. Unter den Erwachsenen war schon die Meinung vertreten, dass sich nach dem Krieg vieles ändern müsse, was die Meinungsfreiheit, die Freiheit, von Unterdrückung und Terror und die freie Religionsausübung anging. In der Tat war es so, dass man sich der Notwendigkeit für sein Vaterland einzustehen nicht entziehen wollte, auch wenn man gekonnt hätte. Durch den Krieg sah man sein Vaterland in Gefahr und stellte sich dem Militärdienst, auch wenn man beim Älterwerden nicht mehr die Begeisterung mitbrachte, wie zum Beispiel die Jugend. Andererseits waren die Möglichkeiten, nicht zum Militär zu müssen, nicht besonders gross, und wer absolut nicht wollte, wurde an die Wand gestellt und erschossen.

Der schnelle Sieg im Westen machte uns zuversichtlich, dass England, das ja jetzt allein stand, vielleicht den Frieden mit dem Deutschen Reich suchen würde.

19. Hitlerjugend

Im Sommer 1940 hatte man jetzt organisatorisch alles vorbereitet, dass der Dienst im Jungvolk und in der HJ für alle beginnen konnte. Von konservativen Kräften war soweit mitgewirkt worden, dass die Leitung der Verbände in besonnene konservative Hände gelegt wurde. Die zeitliche und inhaltliche Gestaltung des Dienstes wurde so geregelt, dass keine grossen Differenzen mit der Kirche oder mit der Elternschaft entstanden. Der HJ-Dienst fand am Sonntagmorgen statt, aber so, dass jeder die Sonntag-Frühmesse besuchen konnte und dauerte gut 2 Stunden. Für SS oder andere extreme Organisationen wurde keine Werbung gemacht.

Im Unterricht während des HJ-Dienstes lernten wir viel über den Aufbau und die Ausrüstung der Wehrmacht, über die deutschen Schlachtschiffe und deren Bewaffnung, die Kreuzer, Schnellboote und die U-Boot-Waffe, die jetzt richtig im Kommen war. Man hatte nicht nur bei der Marine, sondern auch beim Heer und der Luftwaffe die modernste und schlagkräftigste Bewaffnung, alles neu gebaut und gegenüber früher verbessert oder neu entwickelt.

Da war zum Beispiel das Schlachtschiff «Bismarck», neu gebaut und mit besonders starker Panzerung, nicht leicht verwundbar. Es wurde fast so gelobt wie der Passagierdampfer «Titanic» der 1912 sank, nachdem er einen Eisberg gerammt hatte. Die «Bismarck» war 1939 in Hamburg vom Stapel gelaufen. Am 18. Mai 1941 lief das Schlachtschiff zusammen mit dem neuen schweren Kreuzer «Prinz Eugen» in Gotenhafen in die Ostsee aus, um über das Kattegatt die Nordsee und den Atlantik zu erreichen. Dort sollten sie Handelskriegs-Operationen durchführen. Am 22. Mai erreichten die ersten englischen Kriegsschiffe den deutschen Verband in der Dänemarkstrasse, zwischen Island und Grönland.

Die Engländer hatten alles alarmiert, um die «Bismarck» zu stellen und zu versenken. Bei tagelangen Seegefechten wurde

das grösste Schlachtschiff der Engländer, die «Hood» versenkt. Die «Bismarck» hatte auch 2 Treffer erhalten, und der Kapitän wollte auf das Trockendeck in Sankt Nazaire in Frankreich. Die Prinz Eugen sollte jetzt allein Handelskrieg im Atlantik führen. 19 grosse englische Kriegsschiffe waren jetzt auf der Jagd nach der «Bismarck». Am Abend des 26. Mai erhielt die «Bismarck» einen Torpedotreffer in die Ruderanlage, die sich verklemmte. Das Schiff konnte nur noch im Kreis fahren. Nachdem unter schwerem Beschuss alle Geschütze ausgefallen waren hiess es am 27. Mai um 10.15 Uhr, «Schiff klar machen zum Versenken». Die noch lebende Mannschaft erhielt den Befehl, das Schiff zu verlassen. Um 10.36 Uhr ging die Bismarck mit dem Heck voran in die Tiefe. Von den 2.300 Mann Besatzung wurden 115 von englischen Schiffen aufgeholt. Unter den Gefallenen war ein Besatzungsmitglied in unserem Ort zu Hause.

Nach dem Verlust der Bismarck wurde im HJ-Unterricht von der Hochseeflotte der Deutschen-Kriegsmarine nicht mehr gesprochen. Von Hitler wurde ein Einsatz derselben im Atlantik untersagt. Sie wandte sich mehr dem Schutz der europäischen Gewässer zu, die im Aktionsradius der Deutschen-Luftwaffe lagen.

Der HJ-Dienst wurde an Regentagen meist im Schulsaal abgehalten, Lieder gelernt und über die Grösse Deutschlands und seine ruhmreiche Wehrmacht gesprochen. Bei gutem Wetter wurde viel Sport getrieben, marschiert und dabei Lieder gesungen. Die Führer der HJ fühlten sich wohl manchmal zu wenig respektiert. Vielleicht wurde uns auch deshalb eingebläut: «Im Dienst ist nicht der Person als Vorgesetztem zu gehorchen, sondern dem Dienstrang».

Eines Sonntags, als wir vom HJ-Dienst am Pfarrort nach Hause gingen, sagte uns ein gewitzter Kollege: «Heute Mittag ist um 14 Uhr in unserem Wohnort am Bahnhof Antreten. Es wird ein

höherrangiger HJ-Führer anwesend sein. Er verlangt, dass alle kommen, wer nicht kommt, muss mit Strafe rechnen. Kollegen erzählten mir, dass die ansagende Person sich eine Bannführer-Schnur geflochten habe und dieselbe tragen würde. Die Dienstränge wurden durch solche Schnüre kenntlich gemacht, wobei jeder Dienstrang andere Farben trug. Der Bannführer war der höchste HJ-Führer eines ganzen Landkreises.

Nach dem Mittagessen um 14 Uhr traf sich dann wirklich die ganze HJ unseres Ortes am Bahnhof, und unser besagter Kollege erschien in Uniform mit Bannführerschnur. Nach erneuter Belehrung, dass dem Dienstrang und nicht der Person zu gehorchen sei, liess er uns antreten. Er kommandierte: «Rechts um, im Gleichschritt Marsch!» und schon zog die Kolonne los. Ich marschierte am Ende der Kolonne, und neben mir ging ein Kollege, der einige Jahre älter war als ich. Ich zog ihn am Ärmel und sagte: «Komm, wir zwei bleiben hier, das ist nichts für uns», und wir zwei blieben zurück. Als die Kolonne über die Brücke marschierte, drehte sich der Bannführer um und rief: «He, ihr beiden, schliesst euch schnell wieder an.» Ich rief zurück: «Dieser Sonderdienst ist nichts für uns» «Ihr beiden werdet noch einmal extra von mir geschliffen», rief er, und seiner Kolonne kommandierte er: «Rechts schwenkt Marsch, gerade aus!» und die Kolonne marschierte die Strasse am Berg hoch und verschwand im hohen Buchenwald. Wir beide blieben am Bahnhof und warteten, wie sich die Sache weiter entwickeln würde und wann der Dienst vorbei sein sollte.

Vielleicht nach einer halben Stunde sahen wir den Bruder meines Kollegen wie gehetzt aus dem Wald kommen, und er lief in langen Schritten über die Wiesen in Richtung seines Elternhauses. Sonst blieb noch alles ruhig, bis nach einer halben Stunde nach und nach alle aus dem Wald und zu uns herunter kamen. Der Bannführer war nicht dabei. Wir fragten sie, ob der Dienst aus sei und warum der eine Kollege denn so schnell nach Hau-

se gelaufen sei? Zuerst rückte man nicht mit der Sprache heraus. Doch dann packten sie so langsam aus. Der Bannführer hatte sich einen Kollegen aus der Kolonne herausgenommen, weil der wohl nicht so richtig spurte und nur lustlos und halbherzig mitmachte. Aber der Kollege reagierte nicht auf die Kommandos des Bannführers, worauf dieser ihm zu Leibe rückte. Doch auf einmal packte den Kollegen die kalte Wut. Er griff nach einem Ast, holte aus und schlug dem Bannführer am Kopf vorbei seitlich an den Hals. Er musste wohl die Schlagader getroffen haben. Der Bannführer fiel um und blieb regungslos liegen, und als er sich nicht mehr regte, glaubte der Kollege, ihn totgeschlagen zu haben. Ihn packte grosses Entsetzen und er flüchtete Hals über Kopf nach Hause. Der Bannführer kam aber nach einigen Minuten wieder zu sich, jedoch der stramme Dienst, den er hatte abhalten wollen, war ersatzlos gestrichen.

Wie gesagt, verliessen die Auszubildenden nach und nach den Ort des Geschehens und kamen zum Bahnhof. Der Bannführer kehrte jedoch auf einem anderen Wege in sein Zuhause zurück.

Nun waren wir gespannt darauf, welches Nachspiel die Sache haben sollte. Da nun aber der selbst ernannte Bannführer ein Verwandter des Ortsgruppenleiters war, wurde die ganze Sache unter den Teppich gekehrt. Man wollte wohl den Fragen höher gestellter Persönlichkeiten aus dem Wege gehen, wieso es überhaupt zu diesem Geschehen hatte kommen können. Wenn es jedoch einen «Reaktionär» betroffen hätte, wäre die Sache wohl dramatischer ausgegangen. Der Vorgang «Bannführer» war abgeschlossen.

Der regelmässige Dienst in den NS-Jugendverbänden betraf hauptsächlich die männliche Jugend, weil er auf eine vormilitärische Ausbildung hinzielte. Dabei hatte man seit dem Jahr 1940 eine grosse Regelmässigkeit erreicht. Jede Woche bis zu zwei Stunden Dienst.

Ein Fähnleinführer ging schon eine Zeit lang am Sonntagmorgen in ein Nachbardorf, um dort Dienst für das Jungvolk abzuhalten. Eines Sonntags hatte er schon einige Zeit mit dem Jungvolk exerziert, als es dem Jakob anscheinend reichte, und so blieb dieser bald ein gutes Stück hinter dem Heereszug zurück. Das ging aber dem Fähnleinführer gegen den Strich. Nach einigen Ermahnungen rückte er dem Nachzügler auf den Leib. Ob er den Jakob nun gestossen oder geboxt hatte, konnte keiner mehr so richtig sagen. Jedenfalls drehte Jakob sich um und trat dem Fähnleinführer einen Fuss in den Hintern. Mit diesem Moment wurde die Erteilung von Befehlen eingestellt. Der Fähnleinführer verliess schnellstens den Ort und der Dienst war aus. Da nun aber der Vater des Jakob Bürgermeister des Ortes und ein grosser einflussreicher Bauer war, hatte der Vorfall keine Folgen. Bei kleinen Leuten hätte es durchaus ein Nachspiel haben können.

In der Partei gab es Leute, denen der Führer so viel wie der Herrgott war. Man erzählte sich auch während der NS-Zeit so manche Anekdote.

Da war ein besonders eifriger Parteimann, der viel ehrenamtliche Arbeit und Kurierdienste für die Partei tat. Die Verbindungswege waren damals alle noch nicht geteert, sondern mit Schotter und eingeschwemmtem Sand, also mit Einschwemmdecken versehen, die sich in Hanglagen bei starkem Regen aufrauten, so dass manchmal viel Schotter herumlag. Einen solchen Steilweg war der vorher erwähnte Parteimann mit seinem Fahrrad auf einer Diensttour hinuntergesaust, hatte sich unten an der Brücke überschlagen und war den Hang zum Bachlauf hinunter gepurzelt. Unten blieb er verletzt liegen und wurde dann von Helfern geborgen. Dabei soll er unter schmerzhaftem Stöhnen gesagt haben: «Alles für den Führer». Über diesen Ausspruch wurde viel gewitzelt, wo doch die Christen in der Kirche sangen «Alles meinem Gott zu Ehren». Dies hat sich alles vor dem

Krieg ereignet. Die Propaganda war damals so intensiv, dass viele so dachten. «Alles für den Führer»

Während des Krieges unterlagen die Hausschlachtungen strengen Kontrollen. Das Tier wurde vor dem Schlachten besichtigt und nach dem Schlachten von der Fleischbeschau (Seuchenschutz) und dem Ortsbauernführer zur Feststellung des Schlachtgewichtes gewogen, um die zustehende Fleischmenge für den jeweiligen Selbstversorger zu bestimmen.

Da kam zu einem Bauern der zuständige Fleischbeschauer und Grüsste, «Heil Hitler», «Wo ist die Sau». Das kam in der Eile so schnell hintereinander, dass man beides als zusammengehörend betrachten konnte. Unter den Anwesenden muss aber ein Anbeter Hitlers gewesen sein, denn es kam zu einer Anzeige. Es bedurfte grosser Überzeugungsarbeit, um zu beweisen, dass man unter gar keinen Umständen hätte den Führer beleidigen wollen. Der Fleischbeschauer kam ungeschoren davon, der Ausspruch «Heil Hitler, wo ist die Sau» war aber in gewissen Kreisen zum «Geflügelten Wort» geworden.

Die Auswirkung der Propaganda auf uns Jugendliche war so enorm, dass wir in Jungvolk und HJ voll mitmachten. Durch die konservative Führung in der örtlichen Gliederung dieser Jugendverbände kamen der Rassenhass und die antichristliche Einstellung des NS-Regimes bei uns nicht so zum Tragen. Wir kauften uns HJ-Uniformen und gingen stolz damit am Sonntagmorgen zur Kirche und zum HJ-Dienst. Das Wissen um vieles schlimme Geschehen wurde von uns ferngehalten. Offen geredet wurde nur in Oppositionskreisen, wenn man sich seiner Gesprächspartner sicher war. Kam ein unsicherer Kandidat hinzu, wurde das Thema gewechselt. Selbst unter Jugendlichen konnte man nicht überall alles aussprechen. Nach dem Krieg hat man noch vieles erfahren, wovon man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte.

So erzählte mir nach dem Krieg ein Nachbar der rund 40 Jahre

älter war als ich, was er vom Bahnhofswirt aus der Kreisstadt erfahren hatte. Beide schmückten zu Weihnachten einen Baum und sangen Weihnachtslieder. Aber einmal hätte die Familie des Wirtes weder feiern, noch hätten sie Weihnachtslieder singen können, weil sie so sehr geschockt waren, berichtete der Bahnhofswirt.

Eine jüdische Mutter war mit ihren Kindern (3 oder 4) in der Kreisstadt aus dem Zug ausgestiegen und hatte sich nach dem Weg zur Grenze erkundigt. Es war am Heiligen Abend. Jemand muss das der Gestapo gemeldet haben, und bald waren die NS-Häscher unterwegs. Die Frau muss andererseits auch gewarnt worden sein, denn sie versuchte verzweifelt, mit den Kindern den Schergen zu entkommen. An der Bachbrücke wusste sie keinen anderen Ausweg und ging mit den Kindern, um den Suchhunden keine Spur zu hinterlassen, Bach abwärts durch das eiskalte Wasser. An beiden Ufern wurde sie von der Gestapo verfolgt und nach einigen hundert Metern festgenommen. Man brachte sie mit den Kindern klatschnass in die Bahnhofsgaststätte, wo sie bewacht wurden. Jegliche Hilfeleistung wie zum Beispiel Trocknung der Kleidung oder etwas Warmes zum Essen oder zum Trinken zu bringen, wurde untersagt – und dieses NS-Schauspiel am Heiligen Abend.

Die Familie wurde am nächsten Tag in ein Lager gebracht. Erkältung oder Tod durch Unterkühlung waren erwünscht. Es läuft einem heute noch kalt den Rücken herunter, wenn man diese sadistische Handlungsweise bedenkt. Und all dies wurde von einem Regime organisiert, das der Welt Frieden, Freiheit und Brot bringen wollte. Aber diese menschenverachtenden Tätigkeiten wurden nach Möglichkeit geheim gehalten. Man wollte nach aussen als ein sauberer und humaner Staat da stehen. Vom August 1939 bis Juni 1941 war Ruhe an der Propaganda-

front, was den Bolschewismus betraf. Man war ja jetzt verbündet, und so ruhten die Werbetrömmeln gegen das jüdisch-bolschewistische Regime in der Sowjetunion. Man hatte dieselbe befriedigt mit riesigen Landgewinnen, von Finnland über die Baltischen Staaten und Polen, bis nach Rumänien.

Im Herbst 1940 wurde gewünscht, die Strassen mit Triumphbögen zu schmücken, da unsere siegreiche Wehrmacht aus Frankreich zurückkäme. Die Arbeiten dazu waren in vollem Gange, als es hiess, keine Triumphbögen, da die Einheiten zur Grenzsicherung nach Polen verlegt würden. Man wollte keinen Wirbel darum machen. Wir verstanden sowieso nicht recht, wenn man doch eine Invasion in England plante, brauchte man ja Truppen, um England zu erobern. Und wenn Russland mit uns verbündet war, brauchte man dort an der Grenze ja keine zusätzlichen Truppen zur Grenzsicherung.

20. Bomben auf England

Im Westen liefen die Luftangriffe gegen die englischen Städte. Hitler wollte England reif bomben für einen Frieden mit Deutschland. Aber die Engländer trauten dem Führer sowieso nicht mehr über den Weg. Allzu viele Versprechungen waren von ihm schon gebrochen worden, und so wurden keine Vorschläge von ihm berücksichtigt.

Am 15. September 1940 verliert die Deutsche Luftwaffe bei Luftangriffen auf England an einem Tag 57 Maschinen. Die Luftwaffe geht jetzt mehr zu Nachtangriffen über. Nach englischen Berichten soll die Englische Königliche Luftwaffe an einem Tag 180 deutsche Flugzeuge abgeschossen haben. Danach hat Hermann Göring das Hauptquartier der Luftwaffe, in einem Eisenbahnzug in Frankreich, fluchtartig verlassen und den deutschen Offizieren und Jagdfliegern die Schuld an dem Desaster gegeben. Es kam ihm nicht in den Sinn, dass die englische Abwehr sich auch weiterentwickelt hat.

Von diesem Misserfolg wurde offiziell nicht gesprochen. Nur die grosssprecherischen Töne von der Ausradierung der englischen Städte verschwanden aus dem Sprachschatz der NS-Propaganda.

Im April 1940 hatten die deutschen Truppen Dänemark und Norwegen besetzt. Dann hatten sie im Mai 1940 den Frankreichfeldzug begonnen. Im April 1941 folgte der Angriff auf Jugoslawien und Griechenland. Im Februar 1941 war Generalleutnant Rommel schon den in Bedrängnis geratenen italienischen Truppen in Libyen zu Hilfe gekommen. Es brannte überall, und Hitler plante den Angriff auf die Sowjetunion, wobei dieser Feldzug nur 5 Monate dauern sollte.

Rudolf Hess flog am 10. Mai 1941 mit einem Sportflugzeug nach England, wo er mit dem Fallschirm absprang. Er sollte mit den Engländern einen Friedensvertrag aushandeln, bevor der Russlandfeldzug begann. Rudolf Hess wurde von Hitler als wahnsinnig bezeichnet, wohl um sich bei der missglückten Mission nicht allzu sehr zu blamieren. Hess wurde von den Engländern im Tower von London interniert.

Im Sommer 1940 war ein englischer Bomber bei einem Nachbarort abgestürzt. Wir 12-Jährigen wollten den Bomber unbedingt aus der Nähe sehen, und so gingen wir Sonntagnachmittags als Kinder alle hin, um ihn zu besichtigen. Über die Bauweise konnten wir uns nur wundern. Das Versteifungsgerüst in den Flügeln war aus Holz und die Aussenhaut war aus einer Art gummiertem Segeltuch hergestellt. Die deutschen Maschinen waren alle Ganzmetall-Flugzeuge. Aber bis zum Ende des Krieges hatten die Alliierten die Bauweise der Flugzeuge schon ganz modernisiert.

Für Flüchtlinge nach dem Ausland, Juden und andere Verfolgte, hat sich ein Helferkreis gebildet, der die Verfolgten über das Ho-

he Venn (Hochmoor) nach Belgien bringt. Es war eine ganze Anzahl von Helfern, die sich nie gebrüstet haben. Es gab Helfer, die heute noch unbekannt sind.

21. Angriff auf Russland

Am 22.06.41 erfolgte für uns völlig überraschend der deutsche Angriff auf Russland. In den ersten 4 Monaten erzielten die deutschen Truppen grosse Erfolge. Sie besiegten eine ganze Anzahl russischer Armeen und machten Millionen Gefangene. Dabei wurden riesige Geländegewinne gemacht und die deutschen stiessen bis zu einer Linie Leningrad – Moskau – Kaukasus vor. Am 20. Oktober standen die deutschen Truppen nur noch 20 km vor Moskau.

Dann aber setzte ungewöhnlich früh der russische Winter ein und damit konnten die Russen besser umgehen als wir. Als der starke Frost einsetzte, hörten die deutschen Posten nachts immer wieder Panzerketten rasseln. Dann war es immer wieder kurze Zeit ruhig. Das geschah alles, derweil die deutschen Panzerfahrer schliefen. Beim Morgengrauen war dann bei den Russen starker Lärm von Panzerketten und Motoren zu hören. Die Deutschen sprangen auch in ihre Panzer, aber die Ketten waren alle im Morast eingefroren. Die Panzer bewegten sich nicht von der Stelle.

Bei den Russen sah die Sache anders aus. Die hatten die Panzer die ganze Nacht über zeitweise bewegt und so konnten die Ketten nicht im Morast einfrieren. Sie fuhren morgens los und griffen an. Die Deutschen konnten zwar noch schießen, sie konnten aber ihre Position nicht verändern weil sie im Morast festgefroren waren und gaben damit ein gutes Ziel ab für die Russen. Es kam zu grossen Durchbrüchen durch unsere Linien und teilweise zu einer wilden Flucht der Deutschen nach Westen, mit den ersten grossen Verlusten. Man merkte es daran, dass die Gefallenen und Vermissten Meldungen sich häuften.

Dazu kam, dass die Deutschen noch mit Sommerkleidung durch den russischen Winter laufen mussten. Die russische Führung hatte dagegen gewusst, dass der Winter bei ihnen kalt ist. Nur unter härtesten Bedingungen konnten Auffangstellungen hinter der deutschen Front organisiert werden.

22. Unterdrückung und Ausrottung

Beim Angriff auf die Sowjetunion trafen die Deutschen vielfach auf eine freundlich gesonnene russische Bevölkerung. Man hatte die Deutschen noch im Sinn, nach Art der Kaiserlichen Truppen oder den Deutschen Freikorps, die den baltischen Völkern und den Ukrainern die Freiheit vom Bolschewismus nach dem ersten Weltkrieg erkämpft hatten. Der Ukraine ging die Selbständigkeit wieder verloren, aber die baltischen Staaten konnten sie bis 1940 erhalten, wo sie dann von Hitler verraten wurden. Die deutschen Truppen wurden mit Blumen begrüsst, und man arbeitete gut mit ihnen zusammen, stellte Hilfspolizisten und so weiter.

Das sollte sich aber bald ändern, denn nicht lange nach den Fronttruppen kam der SD (Sicherheitsdienst) eine NS-Polizei-Organisation, die sofort den Rassenwahn ausbreitete. Juden, Roma und Sinti, sowie kommunistische Partei-Funktionäre wurden zusammengetrieben. Bei den Roma, Sinti und Juden waren es Männer, Frauen und Kinder, also die ganzen Familien, die man aus den Häusern holte. Man trieb sie in die Wälder, hob riesige Massengräber aus und erschoss alle mit Hilfe dieser russischen Hilfspolizisten. Jetzt gingen diesen die Augen auf, und eine entgegengesetzte Bewegung setzte ein. Die Hilfspolizisten gingen zum grössten Teil in die Wälder und kämpften als Partisanen gegen die Deutschen.

Die rassenwahnsinnigen Herrenmenschen der NS-Diktatur hatten eine riesige Chance vertan. An Stelle den Russen beim Aufbau eines humanen Staatswesens zu helfen, zerstörte man ihre völkische und wirtschaftliche Basis. Man wollte sie total abhängig machen und dezimieren. Ein grosser Teil der Russen war bereit mitzuhelfen, um den Bolschewismus zu besiegen. Man war auch bereit, mit den Deutschen gegen die Rote Armee zu kämpfen. Aber Himmler erklärte lauthals: «Wir brauchen diese russischen Schweine nicht». Man liess die russischen Gefangenen verhungern, um sie los zu werden. Man wollte der bessere Herrenmensch sein und trieb es noch schlimmer als die Bolschewisten. Dass da der grosse Umschwung in der russischen Bevölkerung kommen musste, war zwangsläufig, weil man dem Volk die Existenz-Grundlage entzog. Das Heer der Partisanen wuchs unablässig an, und die Deutschen mussten grosse Truppenverbände einsetzen, um das rückwärtige Gebiet und die Nachschub-Verbindungen zu sichern. Es gab Gebiete hinter der Front, die mehr von den Partisanen als von deutschen Truppen beherrscht wurden. Die grösste Schlacht, die Schlacht um die Seele des russischen Volkes, war verloren, bevor das erste Kriegsjahr zu Ende war. Verloren aus Verblendung, aus Rassenwahn und Rassendünkel. Man hatte dem Bolschewismus, der während den ersten Kriegsmonaten schon im Sterben lag, wieder auf die Beine geholfen. Das Volk wollte nicht das eine Terrorregime loswerden zu dem Preis, dass danach eine fremde Macht einen noch grösseren Terror ausübte. Dann sollten es doch lieber die eigenen Leute sein. Ausbaden mussten diese bodenlose Dummheit der Rassenfanatiker beide Völker, die Russen und die Deutschen. Es hat beiden Völkern Millionen von Toten gekostet, die Zerstörung ihrer Dörfer und Städte und ein jahrelanges Elend, ohne Brot und vielfach ohne Unterkunft. Viele Wunden sind jetzt noch nicht verheilt, 60 Jahre nach dem Kriegsende.

Mit Beginn des Ostfeldzuges setzte sich wieder eine Propagandawelle gegen den Bolschewismus in Bewegung. In den nicht ganzen zwei Jahren vorher war kein abwertendes Wort mehr über den Bolschewismus gefallen. Man war ja miteinander verbündet, und deshalb konnte nicht viel Schlechtes an dem Partner sein. Doch die Flitterwochen waren jetzt zu Ende und man sah jetzt nur noch die schlechten Seiten des Bolschewismus. Dementsprechend sah das Bild aus, das man nun von der Sowjetunion malte. Wir Jugendlichen wurden ganz von der Propaganda überrollt. Demnach hatte uns Hitler noch in letzter Minute vor der russischen Dampfwalze gerettet. Wie sähe die Welt aus, wenn Hitler nicht an die Macht gekommen wäre, dann hätte die Reichswehr mit ihren 100.000 Mann als dünne Kette an der Ostgrenze des Reiches gestanden. Die Rote Armee hätte Polen sowieso in kurzer Zeit überrannt und die Reichswehr wäre nutzlos verblutet. Aber mit Hitler hatte die Vorsehung dem deutschen Volk den Retter geschickt, der die Zeichen der Zeit erkannte. Er hatte Deutschland stark gemacht, und so konnte es seine Aufgabe erfüllen und das jüdisch-bolschewistische System in der Sowjetunion hinwegfegen und die Völker befreien. So tönte die Propaganda aus allen Rohren.

Ja, als Befreier der Völker wurden die Deutschen von der NS-Propaganda dargestellt, und so wurden sie auch vom russischen Volk empfangen. Die deutschen Soldaten verstanden ihre Aufgabe auch so, dass sie die Völker von der kommunistischen Knechtschaft befreiten. Daher rührte auch ihre grosse Einsatzbereitschaft und die Fähigkeit von Sieg zu Sieg zu eilen. Sie waren von ihrer Mission erfüllt und wussten nicht, was der SD mit seinen Verbrechen im rückwärtigen Gebiet anrichtete. Ein Vetter von mir schrieb nach Hause, nachdem er 1943 von dem Wüten des NS-SD erfahren hatte: «Man weiss nicht mehr, wofür man noch kämpfen soll.» Nach diesen Erfahrungen waren Männer mit ethischen Massstäben keine richtigen Soldaten mehr. Sie glaubten vielfach keine Rechtfertigung mehr für ihr

Kämpfen zu haben. Sie fühlten sich noch verpflichtet, für die Sicherheit ihres Volkes zu kämpfen, aber fremde Völker konnte man mit dieser Staatsführung nicht befreien. Diese kamen dabei vielfach vom Regen in die Traufe.

Mein Vetter ist dann ein halbes Jahr später an der Ostfront gefallen. Lag dies vielleicht auch mit daran, dass er sich nicht mehr als Soldat mit einer moralischen Berechtigung gefühlt hat? Man kann dann nicht mehr so kämpfen, als wenn man von der guten Sache überzeugt ist. Aber die Rückschläge an der Ostfront kamen nicht allein aus diesem Grund. Der Überlegenheit der Russen an Mannschaftsstärke gesellte sich mit der Zeit die Überlegenheit an Material hinzu. Sie erhielten ab 1942 Lieferungen an Material aller Art aus den USA. Aber auch die russische Industrie kam nach und nach auf Hochtouren und lieferte zum Beispiel Panzer in grossen Mengen. Auch die Bestückung und Panzerung wurde bei diesen verbessert. Ich denke da auch an den Josef Stalin Panzer, der ein Gewicht von 105 Tonnen hatte und dessen Panzerung von keiner deutschen Panzerfaust durchschweisst werden konnte. Es mussten erst Panzerfäuste mit grösserer Wirkung entwickelt werden, um diese Kolosse aufzuhalten.

Im Winter 1941/42 wurde in der NS-Propaganda vielfach der Eindruck vermittelt, als könne der deutsche Soldat mit dürtiger Ausrüstung einen an Menschen und Material weit überlegenen Gegner aufhalten oder zurückschlagen. Wir hörten als Kinder immer nur von Erfolgen und Siegen an den deutschen Fronten. Niederlagen wurden nach Möglichkeit stillschweigend übergangen. Von Rückschlägen an der Ostfront liess man offiziell nicht viel verlauten. Es sickerten aber Berichte durch, dass man die Front an vielen Stellen nur durch radikale Massnahmen gegen flüchtende deutsche Soldaten zum Stehen brachte.

Dabei waren die deutschen Truppen in Russland schlecht dran. Man hatte wirklich versäumt, an Winterkleidung für die Soldaten zu denken. Der Ostfeldzug hätte nach der Planung Hitlers nur 5 Monate dauern sollen und die deutschen Soldaten sollten Weihnachten wieder zu Hause sein. Der russische Winter hatte ausserdem einen Monat früher als gewöhnlich eingesetzt. Als schon eine Menge deutscher Soldaten erfroren waren und vielen anderen Hände und Füsse amputiert werden mussten, da sie durch die Erfrierungen schwarz wurden und wegfaulten, entschloss man sich, in Deutschland zu Winterkleidersammlungen aufzurufen. Es wurden gesammelt: Socken, Unterwäsche, Pull-over, Handschuhe, Pulswärmer, Schals, Ohrenschützer, Kopfschützer und andere warm haltende Kleidungsstücke. Man hatte die Sorge um das körperliche Wohl der Soldaten sträflich vernachlässigt. Die Soldaten mussten sich bei den Russen notdürftig bedienen.

Bevor aber die gesammelte Kleidung an den Fronten ankam, war der Frühling schon nicht mehr weit. Man hatte das Heer in eine wirkliche menschliche Katastrophe geführt.

In der Heimat hatten sich vor allem Frauen für diese Sammelaktion eingesetzt. Die Schränke wurden durchsucht nach entbehrlichen Kleidungsstücken. Nicht mehr passende Kleidungsstücke aus Strickwaren wurden aufgezogen und neue Sachen in Herrengrösse daraus gestrickt.

Bei den katastrophalen Verkehrsverhältnissen in Russland war es kein Wunder, dass die gesammelten Sachen nicht zügig zu den Soldaten kamen, da durch den überstürzten Rückzug viel Munition, Waffen und Ausrüstung im Stich gelassen wurden. Es war eben alles zur Mangelware geworden. Das Frühjahr ging hin mit Umgruppierungen und Ergänzungsmassnahmen bei der Truppe. Man brauchte eine richtige Erholungsphase für die Umgruppierungen.

Im April 1942 wurde mein ältester Bruder, Jahrgang 1923, zur Infanterie eingezogen. Bei diesen Jahrgängen erfolgte noch eine dreimonatige Ausbildungszeit. Dann ging es nach Russland an die Front. Sein erstes Einsatzgebiet war bei Orel an der Oka. Man hatte Heimat und Front noch gut abgeschildert gegen Horrormeldungen aus den besetzten Gebieten. Man wollte die Kampfmoral durch dieses Wissen nicht gefährden. So war auch mein Bruder noch davon überzeugt, dass der Kampf gegen den Bolschewismus noch menschenfreundliche Ziele habe. Er schrieb in seiner Feldpost noch unter anderem: «Es steht ein Soldat am Okastrand, hält Wache für sein Vaterland.» Man glaubte damals noch, dass man die Heimat dauerhaft vor Kampfgeschehen und Bolschewismus schützen könne.

23. Das Landjahr

Zu Ostern 1942 wurde ich 14jährig aus der Volksschule entlassen und ging zu einem Bauern im Ort, um das Landjahr zu machen. Es war zwar nicht mein Traum, in der Landwirtschaft zu arbeiten, ich würde aber dieses eine Jahr schon überstehen. Der Sohn des Bauern war bei der Eisenbahn beschäftigt und wurde im Juni 1942 als Eisenbahner nach Russland dienstverpflichtet. Die Leute in der Familie waren alle umgänglich, und so haben wir uns auch über alles unterhalten. Ein Sohn des Bauern war Leutnant bei der Luftwaffe. Ich sprach auch öfter über die neue Weltordnung, wie ich sie mir vorstellte. Wenn wir den Krieg gewonnen hätten, dann würde man den besetzten Gebieten die Möglichkeit geben, in Freiheit und Gerechtigkeit ihr neues Staatswesen aufzubauen, ohne Bolschewismus und ohne Plutokratie (Geldwirtschaft oder Herrschaft der Besitzenden). Die Welt sollte menschlicher werden nach unserem Sieg. Die anderen Herrschaftssysteme wurden von der NS-Propaganda ja alle schwarz in schwarz gemalt.

24. Germanisierung des Ostens

Jeweils einen Tag in der Woche mussten wir in die landwirtschaftliche Berufsschule. Unser Lehrer war als Berufsschullehrer ausgebildet und hatte Landwirtschaft studiert. Er kannte dieses Fach durch und durch. Ausserdem waren in dieses Studium wohl integriert Völkerkunde und die NS-Pläne für den Osten, Ukraine und so weiter.

Die Eifel, so hiess es schon länger im Volk, sei vorgesehen, grosses Jagdgebiet Hermann Görings zu werden. Damit hätte man Menschen gehabt, um sie nach dem Osten umzusiedeln, um die Ukraine und andere Gebiete des Ostens zu germanisieren. Die Eifeler Bevölkerung hätte zwar bei Weitem nicht ausgereicht, um diese Pläne umzusetzen, aber den NS-Machthabern wäre es nicht schwer gefallen, auch in anderen Gebieten Menschen zur Umsiedlung nach dem Osten zu bewegen.

Unser Berufsschullehrer bemühte sich sehr, uns für dieses Projekt zu begeistern. Zu uns redete er in etwa so. «Wer bereit ist, ein Dorf im Osten zu leiten, braucht selbst nicht zu arbeiten. Seine Aufgabe ist es, die Arbeit in der Landwirtschaft richtig einzuteilen oder die Einteilung und den Fortgang der Arbeit zu überwachen. Man bildet sich einen Stab von Mitarbeitern heran, der verantwortlich ist für die Überwachung und den Einsatz der Arbeitskräfte. Die Leute, die im Osten die Leitung eines Dorfes übernehmen, werden richtig wohlhabend sein. Es wird auch keine Schwierigkeit sein, hie und da eine Fahrt oder einen Flug in die alte Heimat zu unternehmen. Denn Geld für zum Beispiel ein kleines Flugzeug ist auf jeden Fall vorhanden. Der Leiter eines Dorfes gehört auf jeden Fall zur Herrenschicht und immer wird es ein Deutscher sein.»

Man muss sich einmal vorstellen, welchen Terror man da abge-

zogen hätte, um ein Volk so zu entmündigen, dass es sich von germanischen Herrenmenschen so kommandieren liess. Mir lief es kalt den Rücken herunter, wenn ich mir vorstellte, dass ich in diese Stiefel steigen sollte.

25. Massenvernichtung

Beim Bauern wurde Mittagsruhe gehalten, wenn heisses Wetter war und kein Heu verarbeitet wurde. In einer solchen Mittagspause war ich nach Hause gewesen, was nur ein paar hundert Meter weit war, und als ich zurück kam, stand die Schwester des Bauern und zwei seiner Töchter beieinander und waren sich angeregt am unterhalten. Man fragte mich sogleich: «Glaubst du immer noch daran, dass wir den Krieg gewinnen?» «Ja, sagte ich, wir müssen ihn gewinnen, sonst herrscht der Bolschewismus über Europa.» «Wir glauben aber nicht mehr, dass wir ihn gewinnen können», und sie erzählten mir und berichteten, was der junge Eisenbahner aus den Baltischen-Staaten geschrieben hatte.

Die Eisenbahner hatten mit den Zivilisten Kontakt aufgenommen und sie hatten geglaubt, dass diese froh seien, dass die Kommunisten weg waren. Dem war aber nur halbwegs so, und sie erzählten, was der SD und die SS angestellt hatten. Sie luden die Eisenbahner ein und zeigten ihnen die Massengräber. Keine Gefallenen, sondern Zigeuner, Roma und Sinti, Juden und Politikommissare, Männer, Frauen und Kinder, alle hatte man ermordet, alle, deren sie habhaft werden konnten. Die Balten konnten sich nicht mehr über die Befreiung vom Bolschewismus freuen, jedenfalls nicht über eine Befreiung dieser Art. Drei Massengräber hatte man angelegt. Wahrscheinlich die Ermordeten aus drei Aktionen. In einem Grab lagen 3.000, in einem anderen 2.000 und in dem dritten 5.000 Tote. Wenn so die Zukunft aussehen sollte, dann Gnade Gott uns allen.

Dieser Bericht hatte mich schwer erschüttert. Keiner von uns konnte glauben, dass sich unsere Nachbarvölker unter unserer Herrschaft in dieser Art wohlfühlen konnten. Das konnte nur bedeuten, dass sich die Partisanentätigkeit erst am Anfang ihrer Entwicklung befand. So sollte es auch kommen. Auch die Härte im Umgang der kämpfenden Truppen miteinander nahm zu. Die NS-Propaganda ihrerseits suchte wieder Kapital daraus zu schlagen, indem sie den Soldaten klar machte, dass die Russen keine Gefangenen am Leben liessen, und was sie noch sonst alles damit anstellen würden. Viele zogen es vor, in aussichtsloser Lage sich selbst eine Kugel in den Kopf zu schießen, anstatt in Gefangenschaft zu gehen. Im Westen war die Hemmschwelle in Gefangenschaft zu gehen nicht so gross.

Das Dilemma war für die Soldaten mit einer lauterer Gesinnung gross, wenn sie viel von diesen demoralisierenden Ereignissen erfuhren. Sie wollten ihr Land nicht im Stich lassen, weil sonst die kommunistischen Heere Deutschland überfluteten. Sie wollten Deutschland nicht im Stich lassen, weil sonst schreckliches in ihrer Heimat geschah. Und so kämpfte man im Osten verbissen, im Westen weniger fanatisch. Andere kämpften, weil NS-Gedankengut sie nicht los liess und weil sie sich ein lebenswertes Leben nur unter dem Hakenkreuz vorstellen konnten. Diese Vorstellung sollte noch viele Millionen Tote kosten.

Der Unterricht in der Berufsschule ging in der gewohnten Weise weiter, mit Unterricht in Landwirtschaft und germanisierender Siedlung im Osten. Vor dem Beginn des Nachmittags-Unterrichts sprach ich meine Kollegen an und sagte, ich müsse wohl den Lehrer einmal fragen, wie er sich das Zusammenleben mit der russischen Bevölkerung denn vorstelle, wenn dort zu Tausenden Zivilisten ermordet würden. Auf diese Art könne doch kein gutes Verhältnis entstehen und auch keine wirklich gedeihliche Arbeit. «Wieso denn Tausende getötete Zivilisten?» fragte

man. Ich erzählte ihnen, dass ein Bekannter berichtet habe von Massengräbern mit 3.000, 2.000 und 5.000 Zivilisten. Ein Kollege, dessen Schwester ein Verhältnis mit dem Eisenbahner hatte, wusste anscheinend noch nichts davon. Ich habe das Thema daraufhin nicht mehr weiter verfolgt. So war das damals, keiner traute dem anderen so richtig über den Weg.

1942 ist der deutsche Luftkrieg gegen England zum Erliegen gekommen. Stattdessen fliegen die Bomberverbände der englischen Royal Air Force jetzt Grossangriffe auf deutsche Städte. Am 30. Mai 1942 fliegen 1.000 britische Bomber den bisher grössten Angriff auf Köln. Einige Tage danach kommt der nächste Angriff mit 1.000 Bombern auf Essen. Wir sind ungefähr 100 km Luftlinie von Köln entfernt. Bei dem Grossangriff in der Nacht zum 30. Mai wurden wir wach durch ein anhaltendes Donnernrollen. Wir standen auf und gingen nach draussen. In Richtung Köln sahen wir einen grossen Feuerschein. Da wussten wir, dass es bei dem Bombenangriff um Köln ging. In den nächsten Tagen fing es an, dass die ersten Ausgebombten zu uns aufs Land kamen. Es sollte aber auch nur bis zum Herbst 1944 eine relativ sichere Zuflucht sein. In Zukunft sollten die nächtlichen Riodurchsagen über den Einflug der Alliierten-Bomberverbände in das Reichsgebiet und über Flugrichtung derselben zum allnächtlichen Ritual gehören.

Ende Juni beginnt eine neue deutsche Offensive im Südabschnitt der Ostfront mit Stossrichtung Stalingrad und Kaukasus. Bei Stalingrad wird die Wolga erreicht. Im Kaukasus will man zu den Ölfeldern um Baku vordringen, um an das Öl heran zu kommen. Die Kämpfe im Kaukasus sind verlustreich. Nach überaus harten Kämpfen können die deutschen den grössten Teil Stalingrads einnehmen. Durch eine russische Gegenoffensive wird die deutsche 6. Armee, die vor Stalingrad steht, eingeschlos-

sen. Trotzdem Versuche unternommen werden, den Einschliessungsring von aussen zu sprengen, kann keine Verbindung hergestellt werden. Das Schicksal dieser Armee ist besiegelt. Die Forderung von General Paulus, ausbrechen zu dürfen, wird von Hitler abgelehnt. Am 31. Januar 1943 kapituliert General-Feldmarschall Paulus. Von den ursprünglich annähernd 300.000 eingeschlossenen deutschen Soldaten gehen 90.000 in Gefangenschaft. Von diesen kommen nach dem Krieg nur 6.000 nach Hause. Alle andern haben die Gefangenschaft nicht überlebt. General-Feldmarschall Paulus wird nach der Kapitulation in Stalingrad von Hitler als Verräter beschimpft und degradiert. Nach Hitlers Willen hätten die Soldaten, auch nachdem sie keine Munition und Verpflegung mehr hatten, weiterkämpfen sollen mit Gewehrkolben und Seitengewehr, bis keiner mehr am Leben war. Welche Ideen doch von einem Wahnsinnigen erdacht werden können.

26. Endlösung der Judenfrage

Im Januar 1942 wird in Wannsee von SS und SD die Endlösung der Judenfrage beschlossen. Das heisst, die Juden sollen alle vernichtet werden. Die grossen KZs werden mit Vergasungsanlagen versehen. Neben diesen Anlagen werden grosse Krematorien gebaut, um die Leichen zu verbrennen. Die Vergasung und Verbrennung wurde beschlossen, weil die Massenerschiesungen die Nerven der SS-Männer zu sehr strapazierten. Es wurden rund 5 Millionen Menschen ermordet, nur weil sie jüdischer Abstammung waren. Man wollte ganz Europa, soweit es unter NS-Herrschaft stand, judenfrei machen, also alle vernichten.

Im Herbst 1941 wurde ein Barackenlager in einem Nachbardorf, das noch aus der Westwallzeit stammte, mit russischen Kriegsgefangenen belegt. Ein grosser Teil von ihnen wurde täglich zur

Arbeit in ein so genanntes Pionierlager geführt. Die Gefangenen waren durch Hunger so geschwächt, dass sie einen schlingenden Gang hatten. Den Einwohnern erzählten die Posten, die Gefangenen seien durch die kommunistische Doktrin so verseucht, dass sie durch Hunger umerzogen werden müssten. Beim Gang von der Arbeit in das Barackenlager nahmen sie schon einmal eine Runkelrübe von abgestellten Bauernwagen. Ein Bauer wollte den Gefangenen entgegenkommen und hob die Seitenbretter des Wagenkastens an, so dass die Runkelrüben in grosser Menge herunterstürzten. Die Gefangenen stürzten zu dem Wagen und nahmen sich von den Rüben. Die Posten schlugen auf sie ein und viele liessen ihre Rüben wieder fallen. Die Wachmannschaft machte dem Bauern klar, dass so etwas nicht mehr vorkommen dürfe, sonst könne er sich auf etwas gefasst machen. Die Gefangenen wurden die ganze Zeit, wo sie in den Baracken lagen, in diesem Hungerzustand gehalten.

Wenn wir am Sonntagmorgen vom Filialort ins Pfarrdorf zur Frühmesse gingen, begegnete uns oft der traurige Zug der Gefangenen. Je vier spindeldürre Gefangene trugen je einen verhungerten Kameraden zur letzten Ruhe. Man hatte in einem nahegelegenen Wald eine Stelle vorgesehen, wo man die Toten beerdigte, ganz ohne Grabschmuck. Die Gefangenen wurden im Frühjahr 1942 wo anders hin verlegt. Über 2 Millionen Gefangene von den rund 3,5 Millionen in deutsche Gefangenschaft gekommenen russischen Soldaten starben durch Hunger und Seuchen, Es war wohl ein Teil von Himmlers Ausrottungsfeldzug im Osten, um der germanischen Rasse Raum zu schaffen.

Als man im NS-Staat nicht mehr genug Arbeitskräfte hatte, ging der Sicherheitsdienst dazu über, dieselben auf Art der arabischen Sklaven-Händler zu beschaffen. Man stellte in der Ukraine einen Eisenbahnzug mit Viehwagen bereit, trieb die arbeits-

fähigen Einwohner ganzer Dörfer zusammen und brachte sie in die Viehwaggons, Männer, Frauen und Kinder ab 12 Jahren. Sie wurden überall eingesetzt, in der Landwirtschaft, bei der Eisenbahn, usw. Sie waren fleissig und umgänglich, sie hatten ja auch keine andere Wahl.

Nach dem Krieg wurden sie wieder von Stalin bestraft, sowohl die Zivilarbeiter wie auch die Kriegsgefangenen. Die Zivilarbeiter wegen Zusammenarbeit mit dem Feind, die Kriegsgefangenen wegen Fahnenflucht und Zusammenarbeit mit dem Feind. Die meisten der aus deutscher Gefangenschaft heimkehrenden wurden erschossen, oder in Straflager gebracht. Vielen Zivilisten erging es ähnlich.

27. General Wlassow

Besonders eifrig suchte man in der Sowjetunion nach ehemaligen Angehörigen der Armee des russischen General Wlassow, so auch unter den deutschen Kriegsgefangenen. Der sowjetische General Wlassow war bei Moskau in deutsche Gefangenschaft gegangen und hatte sich zur Zusammenarbeit mit den Deutschen bereit erklärt. Er war bereit, aus den in deutsche Gefangenschaft geratenen russischen Soldaten eine Armee aufzustellen, die an der Seite der Deutschen gegen den Bolschewismus kämpfen sollte. Aber Himmler sagte: «Wir brauchen diese russischen Schweine nicht.» – und damit hatte man auf deutscher Seite eine grosse Chance vertan. Als im Herbst 1944 unsere Flakbatterie in Holland an der Moerdijkbrücke bei Dortrecht lag, war ein Teil der Wlassow-Armee dort gegen die Engländer eingesetzt. Sie hatten schwere Artillerie und beschossen über den Diep hinweg (Diep = ein Teil des Rhein-Maas-Deltas) britische Truppenansammlungen im Raum Breda. Wir konnten uns vorstellen, dass sie nicht sehr begeistert waren, dass sie gegen die Engländer kämpfen sollten. Für sie fielen die Entscheidungen für ihre Zukunft im Osten. Als sie dann endlich im

Osten eingesetzt werden sollten, war schon Hopfen und Malz verloren.

Man suchte also auch in der Sowjetunion unter den deutschen Kriegsgefangenen eifrig nach früheren Angehörigen der Wlassow-Armee. Dabei kam mein Bruder besonders ins Kreuzvisier der Fahnder. Unser Familienname ist slawisch, und dabei hatte mein Bruder auch noch den Vornamen André, den es unter den Russen, so ausgesprochen, häufiger gibt als bei uns. Schon hakten die Ermittler ein. Es war in etwa ein russisches Kriegsgericht, vor dem er sich dann 1948 verantworten musste. Anklagepunkt: Zugehörigkeit zur Wlassow-Armee. Man wollte ihm nicht glauben, dass er in Deutschland geboren sei. Nun muss ich sagen, dass sich Richter, Ankläger, Verteidiger und Dolmetscher ehrlich bemüht haben, die Wahrheit herauszufinden. Man muss sich das einmal vorstellen. Es wurde 1948 von der Wolga aus bis in unsere Kreisstadt an der Grenze zu Belgien eine Telefonverbindung zum Einwohnermeldeamt hergestellt, und von dort konnten die Russen an der Wolga dann die Bestätigung erhalten, dass mein Bruder André in der Eifel an dem von ihm genannten Datum geboren war. Die Russen bedankten sich und sagten, dass diese Auskunft meinem Bruder das Leben gerettet hätte. Sie hätten geglaubt, dass er zur Armee Wlassow gehört hätte und dann unter den deutschen Soldaten untergetaucht sei. Dieses Telefongespräch war damals, wo ein Menschenleben nicht viel wert war, eine sehr aufwendige Sache. Ich habe mich oft gefragt, ob ein deutsches Militärgericht das auch für einen Russen getan hätte. Alle früheren Angehörigen der Wlassow-Armee, deren man habhaft werden konnte, wurden wegen Landesverrat verurteilt und sofort hingerichtet.

1939 hatte in unserem NS-Staat die Ermordung von Behinderten und psychisch Kranken begonnen. Trotz wiederholter Pro-

teste hoher Kirchenvertreter bei der Reichsregierung ging das Morden weiter. Im August 1941 geisselte der Bischof aus Münster in einer Predigt die Verbrechen und erstattete bei der Staatsanwaltschaft Anzeige gegen Unbekannt, Auf Grund dieser Proteste von Vertretern der katholischen und evangelischen Kirche, ordnete Hitler die Einstellung der Morde an. Die Gestapo hatte schon Vorbereitungen für die Verhaftung des Bischofs Graf von Galen getroffen, als von hoher staatlicher Stelle die Order eintraf, die Verhaftung zu stoppen. Man fürchtete wohl Unruhen bei diesen Massnahmen.

28. Afrika-Korps

Für das Afrika-Korps werden in der zweiten Hälfte des Jahres 1941 Soldaten aus anderen Armeen ausgesucht, die auf Tropauglichkeit untersucht werden. Die neu aufgestellten Einheiten werden dem Afrika-Korps zugeführt. Auch bei den Armeen, die in Russland standen, wurden Kämpfer für das Afrika-Korps ausgesucht. Unter den Soldaten, die aus Russland nach Afrika kamen, hatten fast alle eine positive Einstellung zum Kampf der Deutschen gegen den Bolschewismus. Ihnen blieb die Ansicht erhalten, dass die Deutschen das russische Volk befreit hätten. Den Einblick, was hinter der Front geschah, erhielt man erst später. Der Kampf gegen die Engländer in Nordafrika verlief nach den Regeln der Haager Landkriegs-Ordnung. Die Zugehörigkeit der Westmächte zur zivilisierten Welt wurde von der NS-Regierung anerkannt. Ende des Jahres 1941 kann General Rommel die Stellungen an der Libysch-Ägyptischen Grenze nicht mehr gegen den starken Druck der Engländer halten und ordnet den Rückzug an. Im Juni 1942 ist Rommel mit seinem Afrika Korps, unterstützt von der Panzerarmee und den Sturzkampfbombern, wieder auf dem Vormarsch. Deutsche und italienische Verbände stürmen die Festung Tobruk und machen Zigtausende Gefangene. Die Engländer ziehen sich fluchtartig

zurück. Im Oktober beginnt die englische Armee die Gegenoffensive gegen die deutschen und italienischen Verbände an der El Alamain-Stellung. In den folgenden Panzerschlachten reduziert sich der Panzerbestand bei den deutschen und italienischen Verbänden auf 30, während die Engländer noch über 500 verfügen. Gegen den Befehl Hitlers entschliesst sich Rommel zum Rückzug. Der deutsche Nachschub erleidet ebenfalls schwere Verluste beim Transport über das Mittelmeer.

Am 13. Mai 1943 kapitulieren die restlichen Streitkräfte der deutschen und italienischen Truppen in Afrika. 250.000 Soldaten gehen in englisch-amerikanische Gefangenschaft, darunter etwa 120.000 Deutsche. Die meisten kommen in Gefangenenlager in den USA und werden dort relativ gut behandelt. Die Mentalität der gefangenen Deutschen bleibt so erhalten, wie sie in den ersten Kriegsjahren war, als Deutschland noch auf der Gewinnerseite war. Deutsche Soldaten, die in Süd- oder West-Frankreich nach dem Durchbruch der Alliierten an der Invasionsfront in Gefangenschaft gingen, wurden in Amerika von ihren Kollegen aus dem Afrikafeldzug mit Verachtung empfangen, weil sie nicht lange genug gekämpft hätten. Es fragt sich nur, weshalb die Truppen in Afrika denn nicht bis zum letzten Mann gekämpft haben? Ich kenne das Problem aus eigener Erfahrung, wo ich in Gefangenschaft war. Es zogen immer noch NS-Propagandisten durch das Lager bei uns, die erzählten, es sei viel zu wenig Blut geflossen. Damit meinten sie, es seien viel zu wenig Deutsche umgebracht worden, sonst hätte der Krieg gewonnen werden können. Überall sei Verrat gewesen. Wie man mit diesen Typen von NS-Propagandisten aber einen Krieg gewinnen sollte, ist mir bis heute ein Rätsel geblieben. Der Boden der Realität war ihnen ganz abhandengekommen. Mit blossen Händen lässt sich kein hoch gerüsteter Gegner aufhalten. Die Meinung in den Gefangenenlagern in den USA wurde zum grossen Teil von diesen NS-Propagandisten geprägt. Mit den Erfolgen der Alliierten in Westeuropa verschlechterten

sich Verpflegung und Behandlung der Gefangenen in den amerikanischen Lagern. Mit Beginn der Ardennenoffensive besserte sich die Lage wieder, und nach deren Scheitern ging es wieder schlechter. Da sieht man, wie gefühlsabhängig das Handeln der Menschen war.

Am 18. Februar 1943 werden in München Hans und Sophie Scholl verhaftet. Sie gehörten einer Widerstands-Gruppe «Die weiße Rose» an. Sie hatten Flugblätter verteilt, welche die Verbrechen des NS-Regimes anprangerten. Mit ihnen werden eine Reihe weiterer Angehöriger der Münchener Universität angeklagt. Ein Teil der Angeklagten, unter ihnen Hans und Sophie Scholl, werden hingerichtet. Auch dieser Widerstand konnte keine weiteren Kreise ziehen und hatte somit nur eine moralische Wirkung. Bei uns zu Hause wurde das Ereignis ausgiebig diskutiert ([von wo wusste man davon?](#)). Ob es sich um die Tragödie von Stalingrad gehandelt hatte oder darum, dass ein ganzes Dorf aufstand, als man die Behinderten eines Pflegeheimes abholen wollte, um sie zu ermorden, die Nachrichten erreichten uns vielfach. Übrigens, die Dorfbewohner wichen erst zur Seite, als die NS-Ärzte und die Braunen Schwestern mit Injektionsspritzen auf die Zivilisten losgingen. Wir fragten uns. Waren die Braunen-Schwestern nur Todesengel?

Es war schon schwer, sich bei all den Ereignissen und Nachrichten, die auf einen einstürzten, eine Meinung zu bilden, über die richtige Einstellung zu Vaterland und Reichsführung. Uns war immer von NS-Seite berichtet worden, dass uns der Krieg aufgezwungen worden war und dass wir um das Existenzrecht des deutschen Volkes kämpfen müssten. Dabei wurde Mitte März 1945 dem deutschen Volk die Existenzberechtigung von Hitler abgesprochen, weil es versagt habe, und er ordnete im gleichen Atemzug an, dass ab sofort das System der verbrannten Erde anzuwenden sei.

Im Osten stand drohend die Gefahr des Bolschewismus. Diese Tatsache wurde von der NS-Führung propagandistisch ausgenutzt. Man musste seinem Land schon treu dienen, um eine grosse Katastrophe abzuwenden. Auch von Frontsoldaten, die die Missstände geisselten, konnte man die Ansicht hören, dass jetzt keine gute Zeit wäre zu meutern, dass sich aber nach dem Krieg vieles ändern müsse. Das war aber auch die Meinung vieler Frontoffiziere. Aber wie sollte sich nach dem Krieg eine Änderung herbeiführen lassen, wenn Hitler ganz Europa beherrschte? Mit einem meiner Ausbilder in der Schreinerlehre führte ich ein Gespräch über die Notwendigkeit unseres Sieges und ich sagte ihm, dass wir den Krieg gewinnen müssten, weil sonst die Rote Fahne über ganz Europa wehen würde. Da sagte er mir: «Ob wir den Krieg gewinnen oder verlieren, die Rote Fahne wird das eine wie das andere Mal über Europa wehen. Die beiden Fahnen, die Hakenkreuzfahne und die Fahne mit Hammer und Sichel, sind nicht nur rot, sondern auch die beiden Systeme gleichen sich in ihrer Brutalität.» Diese Äusserungen gaben schon zu denken.

Seit Beginn des Russlandfeldzuges kamen in unser Dorf auch die ersten Gefallenenmeldungen, und die Verwundungen sowie die Aufenthalte in Lazaretten nahmen zu. Bei den ersten Gefallenen handelte es sich noch durchwegs um junge unverheiratete Männer, aber später kamen immer mehr ältere Männer und Männer, die zu Hause mehrere Kinder hatten, an die Front, und die Gefallenen-Meldungen dieser Gruppe häuften sich. Es waren mehrere Fälle von Männern mit kleinen Kindern dabei. Die jungen Jahrgänge waren in den Kriegsjahren schon sehr dezimiert worden, und so griff man immer mehr auf ältere und kinderreiche zurück. Wenn der Ortsbauernführer oder der Ortsgruppenleiter die Leute benannten, die am entbehrlichsten waren, dann traute sich auch niemand viel dagegen zu sagen oder zu unternehmen, da im Hintergrund auch immer die Drohung

mit dem KZ stand. Die Begründung hätte dann gelautet: «Zersetzung der Wehrkraft.» Aus unserem Ort kam zwar niemand in ein Straflager, man wusste aber, aus welchen nichtigen Gründen das andernorts geschah. Der Ortsgruppenleiter hatte nachher auch bei uns die Pistole umgeschallt, wenn er aus dem Haus ging.

29. Berichte aus KZ

Im Frühjahr 1943 war ich mit meinem Vater unterwegs, um eine Lehrstelle zu besichtigen. Als wir nach Hause wollten, ging ein paar Stunden lang kein Zug mehr und so entschlossen wir uns, einige km zu Fuss zu laufen. Zu uns gesellte sich ein älterer Mann, der die Strasse zu Fuss mitging. Er und mein Vater sprachen etwas miteinander und mein Vater sagte mir, ich solle schon etwas voraus gehen, sie beide hätten noch etwas zu bereden. Nach einer halben Stunde hielt der ältere Mann etwas zurück, und mein Vater holte zu mir auf und erzählte mir dann. Der Mann war ein Pater aus einem aufgelösten Kloster. Er war erst kurze Zeit aus dem KZ zurück, und er hatte meinem Vater erzählt, wie es dort zugeht und wie die Wachmannschaften mit den Häftlingen umgingen.

Das System war bis 1942 wohl immer das gleiche. Vernichtung durch Arbeit und Hunger. «Arbeit macht frei» schrieb man vielfach höhnisch über die Lagerzufahrt. Wenn etwas in den Lagern befreit wurde, dann wurde die Seele vom Leibe befreit. Meistens war Schwerstarbeit zu verrichten und dabei nicht einmal sinnvolle. Man führte zum Beispiel die Häftlinge in einen Steinbruch, um einen Haufen Steine von einer Ecke in eine etwa 100 Meter entfernte Ecke zu transportieren. Das musste möglichst schnell gehen. Überall standen Wächter mit Maschinenpistolen und Peitschen, um den Transport fließend zu halten. Wenn der ganze Steinhaufen nach einer Seite transportiert war, lief der Transport sofort umgekehrt.

Wenn einer nicht recht mitkam, wurde er mit Peitschenschlägen angetrieben. Wer zu Boden ging, konnte nicht liegen bleiben, sonst wurde er mit der Peitsche bearbeitet, bis er aufstand. Konnte er das nicht, so wurde er bis zur Bewusstlosigkeit ausgepeitscht. Die meisten, die so ausgepeitscht wurden, überstanden den Tag nicht mehr lebend.

Der ganze Umgang mit den Häftlingen war von Willkür und Grausamkeit geprägt. Die Wachmannschaften machten sich einen Spass daraus, Häftlinge zu ermorden. Man rief zum Beispiel einen x-beliebigen Häftling zu sich und sagte ihm, man wolle ihm eine besondere Vergünstigung zukommen lassen. Er solle bis zu einem bestimmten Baum laufen, so schnell er könne. Wenn er es schnell genug schaffe, bekomme er eine Belohnung. Er zähle bis drei – dann solle er loslaufen. Bei drei rannte der Häftling los. Wäre er nicht gelaufen, hätte man ihn wegen Befehlsverweigerung schikaniert. Als er ein Stück gelaufen war, schoss man ihn von hinten mit der MP nieder. Beim Fluchtversuch erschossen, hiess es dann bei der Todesursache lapidar. Der Exhäftling hat meinem Vater noch einige solcher Mordgeschichten erzählt. Weil die Häftlinge so zu Tode gebracht wurden oder verhungerten, durfte nach der Überführung in die Heimat auch niemand den Sarg öffnen. Ab 1943 entfällt das Beerdigen der KZ-Häftlinge, da man Verbrennungsanlagen gebaut hat. Die Massenvernichtung läuft auf vollen Touren. Das grösste Verbrechen des 20. Jahrhunderts erreicht in den beiden letzten Kriegsjahren seinen Höhepunkt.

30. Luftkrieg gegen Deutschland

Der Luftkrieg der Alliierten gegen Deutschland, sowohl gegen Rüstungs- und andere militärische Anlagen sowie gegen die Zivilbevölkerung nimmt laufend an Heftigkeit zu. Im Mai 1943 werden mehrere Talsperren in Deutschland mit Spezialbomben angegriffen. Zwei Talsperren werden zerstört. Die grossen Wassermassen, die beim Bersten der Staumauern freigesetzt werden, schiessen als hohe Flutwellen durch die Täler und reissen Häuser und Menschen mit sich, sowie alles, was sich ihnen in den Weg stellt. Es sind viele Tote zu beklagen. Die Lehre aus diesen Katastrophen ist, dass man heute hinter den Staumauern Dämme mit festem Material anschüttet, welche bei Explosionen die Staumauern vor dem hohen Druck schützen.

Ende Juli 1943 bis Anfang August fliegen die Alliierten eine Reihe von schweren Luftangriffen auf Hamburg. Neben den Sprengbomben kommen massenweise Brandbomben zum Einsatz. Es kommt zu mehreren Feuerstürmen, bei denen viele Menschen und ganze Feuerwehrmannschaften in die Flammen gerissen werden und verbrennen. Ein Feuersturm kommt zustande, wenn grosse Mengen brennbares Material mit grosser Hitze verbrennen. Die Heisse Luft schiesst in die Höhe und zieht mit unwiderstehlichem Sog von den Seiten her die Luftmassen an, deren Sauerstoff dann das Feuer nährt. Es bestand zumindest damals keine Möglichkeit, diese Feuerstürme zu löschen. Die Verheerungen waren so gross, dass man die Leichen nicht schnell genug bergen konnte, und man befürchtete den Ausbruch von Seuchen. Aus den Untergrund-Nachrichten erfuhren wir, dass man 1 bis 2 Wochen nach den Angriffen die Keller mit Flammenwerfern ausbrannte. 40.000 Menschen kamen bei diesen Angriffen auf Hamburg ums Leben. Wie sagte Hitler 1940 von den englischen Städten: «Wir werden ihre Städte ausradieren.» Der grosse Flugzeugträger «England» war unsinkbar, und Amerika konnte ungehindert Kriegsmaterial pro-

duzieren, während die deutschen Produktionsstätten zum grössten Teil im Aktionsradius der Alliierten Bomberflotten lagen. Wie lange kann ein Land wie Deutschland das aushalten?

Im Frühjahr 1943 fange ich meine Schreinerlehre an. Der Sohn des Meisters hat sich freiwillig zu einer Einheit gemeldet und soll in ein paar Wochen eingezogen werden.

Deshalb weist dieser mich im Schnellverfahren in die Holzverarbeitung ein, soweit dies zur Herstellung von Tischen, Nachtschränken, Frisierkommoden und Betten in Frage kommt. Der Bedarf an diesen einfachen Modellen ist so gross, da sie zur Versorgung der Ausgebombten aus den Städten dringend gebraucht werden. Obschon der Meister bei der Polizei Dienst tun muss, beschäftigt er im Herbst 1943 fünf Lehrlinge. Es ist schon Bedarf an Schreibern vorhanden, weil die Gesellen alle eingezogen sind.

31. Bericht von der Ostfront

Im Juni 1943 kommt mein Bruder von der Ostfront in Urlaub und wir bestürmen ihn alle, wie es denn steht in Russland mit den Aussichten auf Sieg und so weiter. Am aufschlussreichsten war ein Gespräch mit ihm, das wir führten, als ein Kollege ihn besuchte, der auch aus Russland in Urlaub gekommen war. Der Kollege fragte meinen Bruder, ob sie auch den Befehl «Verbrannte Erde» befolgten. «Zum Teil» sagte er «aber das wird ein schlimmes Ende nehmen.» Auf meine Frage, was dieser Befehl denn alles beinhalte, sagte er: «Die Zerstörung aller Lebensgrundlagen im Gebiet, das geräumt wird. Häuser, Lagerhallen, Fabriken, Brücken und Brunnen in Dörfern und Städten, alles wird verbrannt oder gesprengt.

Die Russen müssen einen unbändigen Hass auf uns entwickeln, wenn sie sehen was mit ihren Landsleuten oder Ange-

hörigen geschehen ist. Wehe uns, wenn sie nach Deutschland kommen, es wird schrecklich sein, was sie dann bei uns anrichten werden. Das kann sich noch kein Mensch vorstellen. Man kann es ihnen nicht einmal verdenken, denn wir säen den Hass». Auf meinen Einwand, «Der Russe darf eben nicht bis nach Deutschland kommen» sagte er: «Der wird kommen, es kann kein Mensch ihn aufhalten. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie das in Russland aussieht. Die Russen entladen in Sichtweite unserer Front Güterzug um Güterzug mit Material aller Art für das Militär. Es kommt wohl aus Amerika. Wir haben vielfach nicht das Nötigste an Ausrüstung und sollen dann bei einem Angriff diese Menschenmassen, die auch noch gut ausgerüstet werden, aufhalten. Das kann auf Dauer nicht gut gehen. Die können ihre Züge in Sichtweite der Front entladen, denn wir haben keine Waffen, um das zu verhindern». Er redete sich alles von der Seele, aber zurückfahren nach Russland musste er nach 2 Wochen Urlaub wieder. Anfang Juli 1943 begann dann die letzte deutsche Grossoffensive im Raum Orel. Nach gewaltigen Verlusten der Deutschen bricht Hitler dann die Operation ab.

Am 25. Juli 1943, nach der Landung der Alliierten auf Sizilien, sprechen die italienischen Faschisten Mussolini das Misstrauen aus. Er wird von König Emanuel dem III. zum Rücktritt aufgefordert und verhaftet. Nachfolger als Ministerpräsident wird Marschall Badoglio, der am 26. Juli ein neues Kabinett bildet, woran die Faschisten nicht mehr beteiligt sind.

Werktags morgens waren wir in die Kapelle zur Messe. Als wir nach Hause gingen, fing ein SA-Mann ein Gespräch über die Geschehnisse in Italien an. So wie die Italiener es jetzt machten, sei das einzig Richtige, um aus diesem Schlamassel, diesem Krieg heraus zu kommen, sonst könne das Elend kein Ende nehmen. Der SA-Mann trug seine Gedanken vor, aber es äusserte sich niemand dazu. Das Misstrauen unter den Leuten war durch den Terror zu gross. Wahrscheinlich dachten alle,

dass die Italiener es richtig machten. Aber war das auch eine Lösung für uns, wo wir dann die Bolschewisten sofort im Land hatten? Für die Italiener war die Wahl wesentlich einfacher. Vor ihrer Tür standen die Amerikaner.

Am 8. September 1943 kapituliert Italien, und Hitler lässt die italienischen Streitkräfte entwaffnen, der überwiegende Teil Italiens befindet sich noch in deutscher Hand. Am 13. Oktober erklärt Badoglio Deutschland den Krieg. Damit hat Italien total die Seiten gewechselt und bietet sich an, auf der Seite der Alliierten zum Sieg zu marschieren

32. Musterung Jahrgang 1927

Im November 1943 musste der Jahrgang 1927 sich zur Musterung melden. Im Frühjahr war erst der Jahrgang 1926 gemustert worden. Im Lauf der letzten Jahre waren in jedem Jahr 2 Jahrgänge eingezogen worden. Man versuchte damit, die hohen Verluste, welche die deutschen Streitkräfte in den vergangenen Jahren erlitten hatten, auszugleichen.

Die Musterung für uns wurde auf Anfang Dezember angesetzt. Ich war Ende Dezember 1927 geboren und war somit zu diesem Zeitpunkt erst 15 Jahre alt.

Auf Grund meiner körperlichen Konstitution wäre ich wohl nicht für tauglich erklärt worden, aber auf Grund eines Intelligenztestes wurde ich dann doch für tauglich befunden. Ich war damals ein grosser schlaksiger Bursche. Meine Körperhaltung liess aus soldatischer Sicht zu wünschen übrig.

Die Musterung musste bei uns Jungen nach Möglichkeit zünftig gefeiert werden. Als erstes versuchten wir in der Kreisstadt einen Musterungsstrauss zu kaufen. Das waren künstliche Blumen, mit denen die Jungen sich nach der Musterung schmückten. Wir gingen in mehrere einschlägige Geschäfte, aber Blumen konnten wir nirgends bekommen. Man erklärte uns das in etwa so: «Wir verkaufen keine Blumen an so junge Leute, die

für den Militärdienst gemustert wurden. Da gibt es nichts zu feiern, wir haben keine Blumen». Morgens war die Musterung gewesen und nachmittags kehrten wir fünf jungen «Männer» im Wohnort beim Gastwirt ein. Hier gab es zwar etwas zu trinken, aber es waren ein paar Bier mit reduziertem Alkoholgehalt, und danach mussten wir uns mit Limo begnügen. Der im Februar 43 von Goebbels ausgerufenen Totale Krieg machte sich eben im ganzen Wirtschaftsleben bemerkbar.

Für den überwiegenden Teil der Leute in der Eifel war die SS (im weiteren Verlauf des Berichtes ist damit die Waffen-SS gemeint), die hauptsächlich an den Fronten eingesetzt war, ein rotes Tuch. Man hörte immer wieder Berichte, wo sich ganze Einheiten neu eingezogener Soldaten, sozusagen nach dem nötigen Druck freiwillig zur SS gemeldet hatten. Nur wer einen Annahmeschein als Freiwilliger zu einer Wehrmachtseinheit hatte, wurde nicht gedrängt, sich zur SS zu melden. Somit hatte ich mich schon im Oktober 1943 zu einer Wehrmachtseinheit gemeldet.

Ich bekam dann auch einen so genannten «Vorläufigen-Annahmeschein». Um diesen zu erhalten, brauchte ich eine Einverständniserklärung des Lehrmeisters. Dieser lehnte es aber ab, mir eine Unterschrift zu geben mit der Begründung, er wolle dem Staat kein Kanonenfutter bereitstellen.

Ob ich nun aber wegen des Fehlens dieser Unterschrift keinen «Endgültigen-Annahmeschein» erhielt, weiss ich nicht.

Seit Antritt der Schreinerlehre ging ich nun in die Gewerbliche Berufsschule. In unserer Klasse waren Lehrlinge des Zimmerer-, Stellmacher-, Schreiner- und Dachdeckerhandwerks, sowie Lehrlinge des Kulturamtes zusammengefasst.

Beim Berufswettkampf war ich unter den Schreinerlehrlingen der erste, der alle Aufgaben richtig gelöst hatte. Als Sieger wurde aber ein anderer Kollege genannt, mein Meister meinte,

weil sein Vater ein höherer Parteimann war. In dieser Kategorie wurde ich auf Grund meines konservativen Elternhauses eher als unzuverlässig eingestuft.

Einer unserer Lehrer in der Berufsschule war ein älterer Architekt. Aus Mangel an ausgebildeten Spezialkräften musste er auch den Unterricht für politische Bildung übernehmen. Im Herbst 43 schilderte er uns dann einmal den Stand der politischen Lage. Wie das deutsche Volk mit Begeisterung und Siegesgewissheit in den Krieg eingetreten sei, um Deutschland zu schützen und die Schmach von Versailles abzuschütteln, wie die deutschen Heere von Sieg zu Sieg geeilt sind und wie dann in Russland und Afrika die ersten grossen Rückschläge und damit auch grosse Verluste an Menschen und Material kamen. Das führe dann, wenn es lange dauert, zum Abflauen der Begeisterung und zur Kriegsmüdigkeit. Das deutsche Volk ist kriegsmüde. Da meldet sich ein Kollege. «Wieso ist das deutsche Volk kriegsmüde»? lautete die Protestfrage. «Fragt die Krieger-Witwen mit kleinen Kindern, fragt die Eltern, die ihre Söhne verloren haben, fragt die jungen Frauen, die ihre Liebsten verloren haben. Sie sehen den Krieg vielfach als sinnlos an. Ja das deutsche Volk ist kriegsmüde geworden.»

Der Architekt war eine angesehene Persönlichkeit, und so hat man ihm diese Passagen wohl nicht nachgetragen. Zum Ausgleich gingen wir am nächsten Berufsschultag mit Kleinkalibergewehren zum Scheibenschiessen auf den Schiessstand. Das war dann für die noch nicht kriegsmüden der richtige Sport.

1943 verstärken die Alliierten den Luftkrieg gegen die deutsche Rüstungsindustrie. Man will im Besonderen den deutschen Flugzeugbau ausschalten. Durch Mangel an Rohstoffen kön-

nen sowieso nicht mehr viele Flugzeuge gebaut werden. Die Lufthoheit liegt zum grossen Teil bei den Alliierten.

Im April 1943 waren die meisten der 500.000 Juden aus dem Ghetto in Warschau bereits in Vernichtungslager gebracht. Als die SS die letzten 60 bis 80.000 abtransportieren will, bricht der Aufstand aus. Die jüdische Untergrundorganisation leistet heftigen Widerstand. Einen Monat lang leisten sich die Juden heftige Gefechte mit den SS-Verbänden, die das Ghetto mit Artillerie zusammen schiessen. Komischerweise steht hier Artillerie zur Verfügung, während sie an der Front meistens fehlt. Hier in Warschau zeigt die SS noch einmal öffentlich ihr menschenverachtendes Vorgehen gegen völkische oder rassische Minderheiten. Was würde ein deutscher Sieg bringen. Wohl ein ähnliches Wüten im eigenen Volk, um den «Typischen Nordischen Menschen» zu züchten.

Die Woche über war unser Meister im Polizeidienst, und freitags kam er nach Hause und war dann 1½ Tage zu unserer Verfügung. In dieser Zeit musste er uns dann vieles zeigen und die gefertigten Möbel beizen. Nach Weihnachten 1943 erhielten wir 14 Tage Kohleferien. Heizmaterial war knapp und es musste überall gespart werden. In dieser Zeit musste ich zu Hause helfen eine neue Kirchenglocke, die aus Stahl gegossen war, im Glockenstuhl neu zu montieren. Die beiden alten oder noch jungen Glocken waren jetzt zum zweiten Mal in diesem Jahrhundert zum Kriegsdienst eingezogen (eingeschmolzen) worden. Der Januar und Februar war angefüllt mit reichlich Arbeit, denn der Bedarf an Möbeln war gross.

Auf einem Platz in der Stadt hatte die Partei eine Heiligenfigur, den heiligen Johannes, vom Sockel nehmen lassen. Soldaten, die sich auf Heimaturlaub befanden, transportierten die Figur nachts wieder hin und stellten sie wieder auf den Sockel hinauf. Nach zweimaligem Hin und Her war die Figur dann nicht mehr auffindbar.

33. Der Stellungsbefehl

Im Februar 1944 erhalte ich den Stellungsbefehl für den 1. März 1944 zum RAD. Bis zum zweitletzten Tag vor dem Einrücken arbeite ich in der Schreinerwerkstätte. Der letzte Tag ist für das Abschiednehmen und das Packen. Ein Essbesteck müssen wir schon mitnehmen. Zur Produktion dieser Teile hat die Rüstungsindustrie schon keine Zeit mehr. Zu zweit aus unserem Dorf rücken wir am 1. März ein. Mein Vater und meine Mutter gehen mit mir zum Bahnhof. Meine Mutter weint, und ich bin froh, dass ich die Zeit bis zur Abfahrt des Zuges mit tröstenden Worten an meine Mutter überbrücken kann. (Wer weiss?) Der Zug fährt los, und nach langem Winken können wir uns nicht mehr sehen.

Ab geht die Fahrt nach Trier in die Maximiliankirche. Sie diente damals schon weltlichen Zwecken. Dort werden wir für die einzelnen Bestimmungsorte zusammengestellt. Meine Reise geht nach Waldesch bei Koblenz auf den Hunsrück. Von Rhens am Rhein geht es zu Fuss den Berg hoch nach Waldesch, am Königsstuhl vorbei, den ich noch einmal sonntags beim Ausgang gemalt habe. Es folgte die Einkleidung. Unsere Zivilkleidung soll in Waldesch bleiben. Wir sollen sie wieder mitnehmen, wenn wir entlassen werden. Im Lied heisst es: «Ich hab noch einen Koffer in Berlin». Und so könnte ich heute noch singen: «Ich hab noch einen Koffer in Waldesch.» Und los ging der Dienst in unserer 6-wöchigen RAD-Ausbildung. Einen Spaten, der eigentlich das Arbeitsgerät im RAD sein sollte, haben wir nur bei der Vereidigung gesehen. Das Ganze bestand hauptsächlich in einer Art Wehrrertüchtigung. Ein breites Impfprogramm wurde durchgezogen mit 7 verschiedenen Impfungen, die ziemlich ruppig abgewickelt wurden. Wir konnten manchmal die Arme nicht mehr heben. Bei einem Kollegen blieb die Impfnadel in den Rippen stecken und brach ab. Manche beschwerten sich, dass es so Vieh-Doktor-mässig zuginge, aber das war

wohl die Art dieser Militärärzte. Jedenfalls wurde in den 1½ Tagen, die wir zusammen waren, so gut wie niemand krank.

Ostern kam heran und wir wurden gefragt, wer Ostern zur Kirche gehen wollte. Fast alle meldeten sich zum Kirchgang und es hiess: «Na gut, ihr dürft alle gehen, nur ein paar Leute müssen hier bleiben, praktisch als Lageraufsicht. Aber vorher müssen bei allen Betten und Spinde in Ordnung sein». Wir gaben uns alle Mühe, um nur ja nicht aufzufallen. Um 10 Uhr sollte am Sonntagmorgen das Hochamt sein. Um 8. Uhr fingen die Überprüfungen an. Ausgehuniform, Betten, Spinde. Bei keinem waren angeblich die Spinde in Ordnung, und wenn es nur die gerade Abschlusskante der Wäsche war, wo der Truppführer noch selbst daran herum gestossen hatte.

Die Kontrollen zogen sich bis 10 Uhr hin, wo es dann hiess: «Ja, wenn ihr euch keine Mühe gebt, dann braucht ihr euch nicht zu wundern, wenn ihr nicht zur Kirche gehen dürft. Jetzt ist es sowieso zu spät. Es ist schon 10 Uhr durch», und die ganze Aktion wurde eingestellt. Es durfte keiner zur Kirche gehen ausser der Ordonanz des Oberstfeldmeisters. Ob der Oberstfeldmeister nun anders war als die anderen Führungskräfte? Man blickte nie so richtig durch.

Jedenfalls gab es einen Vorfall, wo er in unserer Hochachtung gewaltig stieg. Mit dem Haarschnitt der Arbeitsmänner, wie wir uns nannten, gab es damals auch schon seine Probleme. Jedenfalls waren einige Kollegen schon ein paar Mal angesprochen worden, sie sollten sich die Haare kürzer schneiden lassen. Als nichts daraus wurde, nahm kurzerhand ein Vormann die Schere und schnitt ein paar Leuten die Haare kurz, aber ganz stümperhaft. Die Leute waren nicht faul und gingen zusammen zum Oberstfeldmeister und klagten ihr Leid, dabei zeigten sie ihm ihre zerkerbten Haare. Der Oberfeldmeister reagierte sofort, liess einen Frisör kommen und liess den beklag-

ten Vormann auch die Haare schneiden, genau so unmöglich zerkerbt, wie er es bei seinen Untergebenen getan hatte. Dabei musste einer der Kläger dem Frisör Modell sitzen. Anschließend wurde eine grosse Zufriedenheit bei der Truppe festgestellt. Der Fall war insofern erledigt – es mussten sich aber alle, die einen zu langen Haarschopf hatten, die Haare kürzer schneiden lassen.

Ich habe oben schon berichtet, dass wir unser Essbesteck von zu Hause mitbringen mussten. Nun kam es aber so, dass bei jedem Essbesteck-Appell mein Messer beanstandet wurde, es sei nicht sauber an seinem Holzgriff, und jedes Mal buddelte der Vormann auch etwas zwischen Holzgriff und Klinge hervor. Am Ostermontag war Besuchstag, und jeder konnte Besuch empfangen. Ich schrieb das von dem Besuchstag nach Hause und bat darum, mir ein Tischmesser mit kompaktem Metallgriff mitzubringen. Das dauernde Auffallen beim Appell ging mir langsam auf die Nerven. Vater und Mutter kamen mich besuchen und brachten mir das gewünschte Messer mit. Wir trafen uns am Lagertor und gingen spazieren, wobei wir uns über alles unterhalten konnten. Nachher waren wir noch ein paar Stunden in einer Gaststätte und die Zeit ging schnell herum. Es war das letzte Mal, dass ich meine Mutter gesehen habe.

34. Wächter für KZ

Eines Morgens hiess es, es sind SS-Werber gekommen, die Freiwillige suchen, um als Wächter ins KZ zu gehen. Es sei zwar ein harter Job, es würde sich aber auf jeden Fall lohnen. Sie sollten einen hohen Sold bekommen, und auch nachher würden sie ein schönes Leben haben. Sie würden eine hohe Pension bekommen und brauchten in ihrem ganzen Leben nicht mehr zu arbeiten. Auf meiner Stube habe ich meine Ka-

meraden alle gewarnt, sie sollten sich auf keinen Fall dazu melden und ich erzählte ihnen, wie die Wächter die Häftlinge zu Tode schinden, erbarmungslos auspeitschen und erschiessen. Sie würden bei dieser Tätigkeit nicht mehr schlafen können. Ich redete noch auf meine Kameraden ein, da sagte man mir, dass Futztra (Spottnahme) unterwegs wäre zu mir. Meine Tätigkeit war also schon verraten worden. Futztra sagte mir, dass er sich freiwillig als Wächter gemeldet hätte, er ginge hin. Ich sagte ihm, wenn er seine Freiwillig-Meldung noch zurückziehen könne, so solle er das tun, das sei nämlich eine schreckliche Arbeit und er würde nachts nicht mehr ruhig schlafen. Das sei nicht so, als wenn er für sein Land kämpfen würde, da wüsste man immerhin, dass es moralisch richtig sei, aber hier handele es sich immer um wehrlose Menschen. Er liess sich aber nicht mehr umstimmen. Nach diesem Ereignis merkte ich, dass einige Kollegen sich von mir fernhielten. Bei unserer höheren Führung waren wohl einige entschiedene Verteidiger meiner Ansichten. Mit mir wurde zwar nie über den Vorfall gesprochen, ich merkte aber auch, dass nicht die ganze Führungsmannschaft mit meinem Tun einverstanden war.

Der Dienst lief mit Ertüchtigung im Marschieren und Turnen mit Karabinerschüssen, Pflege der Kleidung usw. Militärische Führung hatten wir während der RAD-Ausbildung noch keine. Während unserer Zeit in Waldesch kam es zu einem Vorfall bei unserer Wache am Lagertor. Während einer Ruhezeit hatte ein Wachmann aus Saarbrücken mit dem Karabiner herumhantiert. Ohne ersichtlichen Grund stellte er auf einmal den Kolben auf den Boden, die Laufmündung in den Mund und drückte ab. Er war sofort tot. Ich sprach mit einem seiner Kollegen, der mit auf der Wache gewesen war, er konnte sich auch nicht vorstellen, warum er sich erschossen hatte, ob es aus politischen Gründen war oder ob er private Probleme hatte. Die ganze Einheit wurde zusammengerufen, und die Verhaltensregeln wurden für uns festgelegt. Es durfte keiner von dem Ereignis nach Hause

Schreiben, und wenn man Ausgang hatte, durfte man auch mit niemandem darüber sprechen, weil sonst die Feindpropaganda davon erfahren könnte und das Geschehen auf ihre Art aus-schlachten würde.

Wir hatten einen Oberfeldmeister, der gerne sang, und er lernte uns eine Reihe Lieder, dabei kaum welche, die ideologisch angehaucht waren. Zum Geburtstag des Oberstfeldmeisters wurde unter anderen das Lied «Wer recht in Freuden wandern will» vorgetragen, das man schon fast religiös nennen kann. Dieses Lied hatten wir extra in unserer Freizeit beim Oberfeldmeister eingeübt. Am Geburtstag waren wir 1½ Stunden früher aufgestanden, hatten im Trainingsanzug einen Waldlauf gemacht und in diesem Aufzug das Ständchen gesungen. Der Oberstfeldmeister gab sich sichtlich erfreut.

35. Werbung zur Waffen SS – kriegsreif – Feldherrnhalle

In der letzten Woche in Waldesch waren eines Morgens wieder SS-Leute da. Diesmal ging es um Freiwilligen-Meldungen zur Waffen-SS. Ich suchte mir meinen Vorläufigen-Annahmeschein als Freiwilliger zu einer Einheit der Wehrmacht und hoffte, damit Erfolg zu haben, um nicht eine Freiwilligenmeldung zur SS unterschreiben zu müssen. Ein paar Kollegen mussten noch zur Toilette, von wo sie dann nicht zurückkamen, was aber bei der allgemeinen Nervosität nicht registriert wurde. Dieser rettende Aufenthalt konnte aber sowieso nur für wenige funktionieren. Es konnte sich ja nicht fast die ganze Einheit während der Werbeaktion auf der Toilette aufhalten. Für die paar Leute, die dort Unterschlupf gefunden hatten, wurde sie allerdings zum rettenden Anker.

Als dann alle in der Kantine versammelt waren, startete man die Werbeaktion. Von unserer Führung wurde die Werbekolonnie vorgestellt. Es waren Offiziere von der SS-Division Feldherrnhalle. Nach der Vorstellung sprach dann ein Hauptmann von

der Division Feldherrnhalle zu uns. Er war ein begabter Redner, und wir kamen anfangs aus dem Staunen nicht heraus.

Zuerst berichtete er uns über die Anfänge dieser Einheit, die dem Führer besonders nahestehe. Im Buch «Mein Kampf» sei nachzulesen dass der Führer alle Deutschen in einem Reich zusammenführen wolle und dass er im Osten Lebensraum für das deutsche Volk schaffen will. Es war vorauszusehen, dass dies nicht ohne Spannungen, vielleicht auch nicht ohne Krieg zu schaffen war, und das Volk war nicht kriegsreif. Man wollte keinen Krieg. Es gab zwar Spannungen und Reibungen zwischen den Volksdeutschen und den Nachbarvölkern, den Tschechen und den Polen, aber niemand wollte es deshalb zu einem Krieg kommen lassen. Man musste die Volksseele zum Kochen bringen, dann würden die Menschen auch den Krieg als notwendig ansehen. Mit ein paar Sticheleien ist es dabei nicht getan.

Und so schlug die Geburtsstunde der Idee zur Gründung der HJ Einheit «Feldherrnhalle». Man brauchte dazu «Ganze Kerle», mit denen man, wie man im Volksmund sagt «Pferde stehlen kann», die also alles mitmachen, auf die man sich immer verlassen konnte. Diese «ganzen Kerle» suchte man sich in der HJ aus. Sie mussten geistig und körperlich flink und wendig sein, mit einer schnellen Auffassungsgabe. Sie kamen in Sonderausbildungslager, wurden mit der tschechischen Sprache vertraut gemacht sowie mit Gewohnheiten und Sitten dieses Volkes. Dazu kamen eine Fallschirmjägersausbildung und ein regelrechtes Training zur Volksaufwiegelung. Die Szenen des späteren Einsatzes wurden im Lager durchgespielt. Ihre Aufgabe war, in tschechische Versammlungen zu gehen, Hetzparolen gegen die Tschechen zu rufen, sich als Volksdeutscher zu erkennen zu geben und unterzutauchen. Übung macht den Meister.

Ebenso sollten sie bei den Volksdeutschen Sabotage verüben und den Eindruck hinterlassen, dass dies die Tschechen getan hätten. Diese Hetzarbeit sollte sich langsam steigern. Man brachte die deutsche und die tschechische Volksgruppe dazu, dass sie sich wirklich hasserfüllt gegenüberstanden und auch tatsächlich von ihnen Anschläge verübt wurden. Dies alles wurde im Deutschen Reich durch Presse und Rundfunk propagandistisch ausgeschlachtet und Propaganda gegen die bösen Tschechen gemacht. Und so wäre man auch ohne den Segen der Alliierten bereit gewesen, ins Sudetenland einzumarschieren.

Weiter berichtete der Hauptmann: «Glaubt nur ja nicht, dass wir wegen Danzig gegen Polen in den Krieg gezogen sind. In Polen liefen die Vorbereitungen genau so wie im Sudetenland. Auch dort war die HJ-Einheit Feldherrnhalle wieder im Einsatz. Das deutsche Volk musste kriegsreif gemacht werden. Es ging darum, im Osten Lebensraum für die Deutschen zu schaffen. Dazu war der Krieg gegen Polen die Vorstufe.

Aus dieser HJ-Einheit hat sich dann die Division Feldherrnhalle entwickelt, «Sie steht dem Führer besonders nahe». Ich glaube, wir waren fast alle sprachlos über die Enthüllungen. Das war praktisch das Eingeständnis der deutschen Kriegsschuld. Wie kam dieser Hauptmann der Division Feldherrnhalle dazu uns dies zu erzählen? Es kann wohl nicht sein, dass er damit das Ansehen des NS-Staates schädigen wollte, sondern er wollte uns sagen, dass es eine besondere Ehre war, zu dieser Division zu gehören. Wenn vorher einer von uns mit diesen Enthüllungen an die Öffentlichkeit gegangen wäre, er wäre wohl reif gewesen für das KZ.

Dann erzählte der Hauptmann uns, was die Division leistete. Sie würde vielfach an besonders brenzligen Frontabschnitten eingesetzt. Sie sei jetzt in Italien, ein Teil bei Montecassino.

Die Bewaffnung sei immer auf dem modernsten Stand. Es lohne sich schon zu dieser Einheit zu kommen. Sie wären als Werber zu uns gekommen, weil sie bei dieser Aktion damit rechneten, dass unsere Einheit sich geschlossen freiwillig zu dieser Division meldet. Sie hätten überall wo sie hingekommen seien, einen grossen Erfolg bei ihrer Werbung gehabt. Wir hätten ja nun in etwa eine Vorstellung von ihrer Einheit und wer sich jetzt freiwillig melden wolle, der solle an ihre Tische kommen. Es meldeten sich 8 Leute, das waren 5 Prozent unserer Personalstärke. Diese Leute kann man als wirkliche Freiwillige ansehen, denn sie hatten sich ohne jeden Druck gemeldet. «Das sind ja noch nicht alle, ich weiss, warum ihr euch nicht so richtig traut zu melden. Zu Hause hat man euch erzählt: «Meldet euch auf keinen Fall zur SS». Wer aber für sein Vaterland etwas übrig hat, der soll sich unserer Einheit anschliessen». Es meldeten sich vielleicht 10 Leute.

Der Hauptmann: «Damit das Ganze etwas übersichtlicher wird, können alle die einen «Endgültigen Annahmeschein zu einer Wehrmachtseinheit haben und die, welche sich schon bei uns gemeldet haben, den Saal verlassen». Ich nahm meinen Vorläufigen-Annahmeschein und versuchte damit aus der Kantine hinaus zu kommen. Bei der Kontrolle am Ausgang erhielt ich aber eine erneute Unterweisung, dass nur Leute mit einem «Endgültigen-Annahmeschein» den Saal verlassen dürften.

Es erfolgte eine erneute psychologische Bearbeitung der Mannschaft. Man hätte sich das nicht so vorgestellt, dass wir noch so unselbständig seien. Es sei zwar gut und schön, dass wir noch so auf die Eltern hörten, es müsse aber alles seine Grenzen haben. Wenn jetzt einer vor uns stehen würde, der uns totschiessen wolle, ob wir dann auch noch erst die Eltern fragen wollten, ob wir uns wehren dürften. So sei die Situation jetzt auch bei der momentanen Kriegslage. Das Vaterland sei in Gefahr und

damit auch unsere Angehörigen, wenn der Feind das Reichsgebiet erreichen sollte. Um diese Gefahren abzuwenden sei es notwendig, dass wir uns dem Vaterland und dem Führer zur Verfügung stellten, ohne wenn und aber.

So ging das Treiben hin und her und nach jeder Propagandaansprache meldete sich wieder eine Anzahl Kollegen. Die Gruppe der Nichtunterzeichner wurde immer kleiner und der Saal leerte sich immer mehr. Zuletzt waren wir noch eine Gruppe von 5 Mann, die noch nicht unterzeichnet hatten. Wir 5 wurden noch dreimal psychologisch behandelt und nach jeder Behandlung konnten wir uns zu einer Aussprache unter uns zurückziehen. Dann waren wir auch bereit. Der Widerstand liess nach und wir 5 haben auch unterschrieben. Einige Wochen später erhielten wir alle den «Endgültigen Annahmeschein» als Freiwillige bei der Division Feldherrnhalle der Waffen SS.

Manch einer wird sagen, wie konnte so etwas geschehen. Es wusste damals doch schon jeder, dass die SS einen schlechten Ruf hatte. Wir waren damals gerade 16 Jahre alt, und stellen Sie sich vor, die heute 16-Jährigen in derselben Situation, würden sie anders handeln? Man kann das heute in der jetzigen Zeit, besonders als junger Mensch, aber auch als älterer Mensch, gar nicht mehr richtig beurteilen. Man kann den alten Spruch als Antwort nehmen, um unsere damalige Situation zu kennzeichnen: «Freunde in der Not, gehen tausend auf ein Lot». Es waren viele in unserer Einheit, denen das Geschehene, damit meine ich nur das sich «Freiwillig Melden» zur Waffen SS, auf der Seele lag. Ich persönlich habe mich dafür geschämt und ich habe nie etwas davon nach Hause geschrieben. Zu allem Überfluss erfuhren wir dann auch noch, dass die Rekruten der Division Feldherrnhalle in der Kaserne braune Uniformen mit der Hakenkreuzbinde trugen. Wir truge im RAD auch

Hakenkreuzbinden, aber die Bindung an den NS-Staat war eben nicht so eng wie bei der Division Feldherrnhalle.

Im Volk hiess es oft, der ist ja zur SS gegangen, und das meinte man dann meistens abwertend. Wir haben jedenfalls erfahren, dass das Freiwillig zur SS in den wenigsten Fällen wirklich freiwillig war. Für mich ist deshalb die Zugehörigkeit zu einer Partei oder auch zur Waffen-SS nicht das Entscheidende, sondern wie man sich als Mensch darin bewährt hat. Deshalb habe ich nach der Wiedervereinigung auch immer wieder gesagt, es ist nicht ausschlaggebend, ob jemand der DDR gedient hat, sondern ob er dabei Mensch geblieben ist. Wer seine Mitmenschen dabei immer schikaniert hat, der soll auch zur Rechenschaft gezogen werden.

In den ersten Kriegsjahren wäre es gar nicht vorgekommen, dass wir Stück für Stück praktisch unbesehen für die SS geworben worden wären. Da hätte man nur grosse stramme Kerle genommen. Aber bei uns nahm man alle, von dem rechten Flügelmann bis zu dem Kleinsten, ob er kräftig oder schlaksig war, alle mussten zur SS. Das kam daher, weil die SS oft an brenzligen Orten eingesetzt wurde, wie zum Beispiel vor Leningrad, wo sie dann manchmal bis zum letzten Mann aufgerieben wurden oder hohe Verluste hatte. Deshalb bemühte man sich nachhaltig um neue Rekruten. Aber vorläufig wurden wir noch nicht zur SS eingezogen.

Eines Tages kam ein Feldmeister zu uns auf die Bude. Wenn jemand in diesem Rang (etwa wie Leutnant) zu uns kam, hatte er zumeist ein besonderes Anliegen. Wir unterhielten uns locker über alles Mögliche, und seine Anwesenheit war angenehm. Es gab ja so viele Fragen, worüber wir gerne Auskunft gehabt hätten. Es gab eine ganze Reihe, die gerne an die Front gewesen wären. Andere dachten mehr an Urlaub, oder zu was wir ausge-

bildet werden sollten und wann das geschehen sollte. Wir erfuhr, dass wir nach 6 Wochen RAD zur Flak-Ausbildung sollten, die wiederum 6 Wochen dauern würde. Danach sollte entschieden werden, wo wir zum Einsatz kämen.

Auf den Stuben standen die Betten immer 2 übereinander. Sie waren so ausgestattet, dass wir uns mit der Zeit an ein spartanisches Leben gewöhnen konnten. Jedes Bett hatte als Tragelement gehobelte Querbretter. Darauf lag dann eine etwa 5 cm dicke Matratze. Der Feldmeister ging wie zufällig durch unsere Stube und schaute in zwei drei Betten nach den oberen Querbrettern. Bei dem dritten Bett hatte er dann gefunden was er suchte. «Wer schläft hier im unteren Bett»? Der Kollege meldete sich. «Lesen sie bitte vor, was auf diesem Brett geschrieben steht. Er las vor: «RAD, du Mörder meiner Jugend». «Aber das habe ich nicht geschrieben. Das stand schon da, als mir das Bett zugewiesen wurde». Es folgte vom Feldmeister ein strammer Appell an unsere vaterländische Gesinnung. Wir waren uns alle einig, dass die Meldung über diese Parole von unserer Stube an die Führung unserer Einheit gegangen war. Der Umgang mit Kollegen wurde bei Gesprächen vorsichtiger.

36. Flak-Ausbildung

Mitte April 1944 ging es 6 Wochen nach Rottweil im Schwarzwald zur Flakausbildung. Mit dem Transportzug ging es das Neckartal hoch nach Rottweil, und von dort marschierten wir den Berg hoch in das Ausbildungslager. Unterwegs wurde mehrfach ein Lied angestimmt. Der Gesang war jedoch so grauenhaft, dass man nach 1 bis 2 Strophen das Singen wieder abbrach. Die mit uns marschierenden RAD-Führer versprachen uns heilig, dass wir das Singen in den nächsten Tagen noch lernen würden. Wir zogen abends müde in die Kaserne ein und

uns schwante nichts Schlimmes. Am nächsten Morgen ging es dann nach Frühstück und Morgenappell auf den Exerzierplatz und jetzt wussten wir, was uns blühen sollte und los ging es mit Exerzieren. Es wurden Lieder gesungen, die immer noch nicht so richtig klappten, und so gingen die Stunden hin. Dann wurde der Druck verstärkt.

Eine Viertelstunde im Laufschrift und dann: «Ein Lied», aber es wollte sich noch keine Harmonie einstellen. Noch einmal eine Viertelstunde im Laufschrift und wieder: «Ein Lied», es hörte sich schon etwas besser an. Als wir nach 4 Stunden wieder Richtung Stall marschierten, konnten wir wohlklingend singen, und das Mittagessen schmeckte uns vorzüglich. Komisch, dass wir uns ab dieser Zeit so gut konzentrieren konnten und wirklich gut sangen.

Nach ein paar Wochen hatte unser Generalarbeitsführer Geburtstag, es war an einem Sonntag. Wir marschierten morgens zu seiner Wohnung in Rottweil und brachten ihm ein Ständchen. Es hat wirklich gut geklappt. Die Rottweiler kamen zahlreich aus ihren Häusern und spendeten begeistert Beifall. Unser Singen wurde noch einmal lobend erwähnt, und zwar von einem General der Luftwaffe, als unsere Flakausbildung abgeschlossen war. Von unserem Flakbataillon stammte die Mannschaft einer Batterie aus Berlin. Sie war die Batterie, deren Mannschaft in politischer Bildung am besten abgeschnitten hatte. Unsere Batterie war dabei am schlechtesten gewesen. Der General sagte uns «Aber ihr könnt gut singen, und ein fröhliches Herz ist auch etwas wert». Es kam uns so vor, als ob er ein fröhliches Herz höher einschätzte als politische Bildung.

Von unserem Ausbildungsstandort Rottweil bis zur Schweizer Grenze bei Blumberg waren es nur rund 50 km Luftlinie. Ein paar Kollegen hatten schon öfter über den Teil der Schweiz geredet, der nördlich des Rheins lag. Sie kannten die dortige Ge-

gend gut und hatten mit ihren Eltern schon öfter dort Urlaub gemacht. Eines Morgens fehlten die Kameraden – und tauchten auch bis abends nicht mehr auf. Am nächsten Tag beim Morgenappell hörten wir dann, dass die beiden an der Schweizer Grenze verhaftet worden seien, beim versuchten Grenzübertritt. Wir sollten es also nicht versuchen, es ihnen gleich zu machen, denn der Deutsche Zoll und der SD (Sicherheitsdienst) wüssten schon, wo man die Grenze problemlos überschreiten könne, und diese Zonen würden auch dementsprechend gut bewacht. Wir sollten also besser nicht versuchen, ins neutrale Ausland zu gelangen. Die Einheit könne jetzt nichts mehr für die Beiden tun, sie seien der Strafjustiz überstellt. Wir erfuhren nie, wie das Urteil lautete.

Eines Abends erlebten wir bei angenehmer Temperatur im Mai ein Naturschauspiel, wie ich es in meinen fast 80 Jahren noch nie erlebt habe. Wir sassen plaudernd auf unserer Stube, als ein Kollege hereinkam und sagte: «Kommt einmal mit raus, da draussen ist die Luft schwarz von Maikäfern». Wir gingen mit hinaus, und es erinnerte sehr an die Heuschreckenschwärme in Afrika. Man brauchte nur mit einem Kleidungsstück in die Luft zu schlagen und schon lag ein Dutzend Käfer am Boden.

Die Flakausbildung war ziemlich intensiv und umfassend gewesen. Sie ging von der Ballistik (die Lehre von der Flugbahn der Geschosse) über den Vorgang der Waffe beim Schuss, über die Geräte zur Ortung der Flugzeuge, dem Umrechner (Malsigerät), zur Vorberechnung des Sprengpunktes der Geschosse und der Bedienung der Geschütze.

In unserer Einheit gab es fast nur Handwerker und Büroberufe. Alle stammten aus dem Gau Moselland. Dabei kamen die meisten von der Mosel, die anderen aus der Eifel und vom Hunsrück. Ein verhältnismässig grosser Teil war im Raum Idar-Oberstein zu Hause, und die Kollegen aus dieser Gegend waren fast alle

in der Lehre als Edelsteinschleifer oder Goldschmied. Der Umstand, dass fast alle aus Handwerksberufen kamen, hat vielleicht dazu beigetragen, dass unsere Batterie von den vier Batterien des Bataillons das beste Abschussergebnis bei unserem folgenden Einsatz in Holland erzielte. Handwerker sind eben intensiver mit Messen und Masseinteilung beschäftigt

37. Einsatz in Holland

Ende Mai 1944 war unsere Flakausbildung beendet, und wir bestiegen in Rottweil unseren Transportzug. Es wusste noch niemand, wo es hingehen sollte. Der Zug rollte durch den Schwarzwald – eine sehr romantische Reise. Auf einer Strecke von rund 50 km passierten wir 30 Tunnels, längere und auch kurze, die wohl keine 100 m lang waren. Die Strecke führte an Steilhängen entlang, und man konnte unten im Tal Seen und malerisch gelegene Häuser sowie Hotels und Freizeitanlagen sehen, eine Landschaft wie im Bilderbuch. Wir fuhren über den Rhein nach Elsass-Lothringen hinein. Jetzt waren wir also auf dem Weg Richtung Frankreich – sollte dort unser Einsatzort sein? Inzwischen war es dunkel geworden und wir richteten uns für die Nacht ein. Der Zug hatte Personenwagen mit den kleinen Wagenabteilen. Zum Schlafen lag oben in den Gepäcknetzen auf den Tornistern auf jeder Seite einer. (Ich habe auf den Tornistern geschlafen wie ein Murmeltier.) Dann lag auf den Bänken je einer und auf dem Boden noch einmal zwei, also ein komplettes Schlafabteil. Beim Morgengrauen weckte uns ein Kollege und berichtete uns, dass wir vorhin durch Saarbrücken gefahren seien. Wir wären jetzt auf dem Weg Richtung Rhein. Das Rätselraten, wohin man mit uns fuhr, fing wieder an. Als wir durch das Rheintal fuhren sagte ein Kollege: «Die Kirschbäume, an denen wir eben vorbeifuhren, haben schon Früchte, die am Reifen sind. Ich habe gesehen, dass schon wel-

che rot waren». Ich selbst hatte noch keine roten Kirschen sehen können. Es war ja auch erst Ende Mai. Wir rollten den Rhein hinunter nach Holland hinein. Für uns aus den Vorgebirgen war es eine eintönige Landschaft, aber mit der Zeit gewöhnten wir uns auch an das Flachland. Unsere Reise ging weiter, und zwar immer nach Westen, bis wir in Amsterdam ankamen, am 1. Juni 1944.

Wir hatten inzwischen einen anderen Transportzug erhalten, mit offenen Güterwaggons und hatten somit eine Rundumsicht.

Der Zug wurde mitten in Amsterdam abgestellt, zur Linken eine Gracht (Kanal), die einen lebhaften Verkehr mit Booten, Paddelbooten und anderen Wasserfahrzeugen aufwies, wo die meisten der Freizeitgestaltung dienten. Zur Rechten ein Parallelgleis und anschließend eine belebte Strasse mit Autos, vielen Fahrrädern und Spaziergängern. Wir wurden richtig neidisch, als wir sahen, wie die Holländer ihre Freizeit geniessen konnten. Da war nichts von «Totalem Krieg» zu sehen, in den Goebbels uns immer hinein steigern wollte. Man hatte mit Bedacht diesen Platz gewählt, um uns einen ganzen Tag warten zu lassen. Durch die uns umgebenden Holländer waren wir nämlich relativ sicher vor Fliegerangriffen. Abends rollte dann unser Zug weiter zu dem 10 km entfernten Flugplatz Schiphol. Dort blieb der Zug wieder stehen. Wir konnten den Flugplatz und dort stehende Flugzeuge sehen. Aber auf dem Flugplatz bewegte sich nichts. Wir fingen an zu glauben, dass es sich bei den Flugzeugen um Attrappen handele.

Ein paar Leute von uns liefen hin und kamen mit der überraschenden Nachricht zurück, dass es sich um echte deutsche Flugzeuge handele. Sie waren aber durchlöchert wie ein Sieb und konnten nicht mehr fliegen. Alliierte Jagdflugzeuge hatten vor 2 bis 3 Tagen den Flugplatz angegriffen und die Maschinen zerstört.

Den anderen Flugplätzen im Westen war es ähnlich ergangen, und Deutschland hatte nicht mehr die Reserven, um die Plätze neu zu bestücken.

Wir verliessen den Transportzug und bezogen die Unterkünfte in einer Flakstellung, die geräumt war. Die Batterie war nach der Verödung des Flugplatzes mit den Kanonen abgezogen. Wir sollten hier warten, bis wir andere Kanonen bekämen.

Am 6. Juni ging die Invasion los. Die Alliierten landeten in der Normandie, und wir wurden in Alarmbereitschaft versetzt. Man wusste allerdings nicht, ob ein Schiffsverband der Alliierten, der die Scheldemündung anlief, dort oder in der Nähe von uns Truppen landen würde. Nachts schliefen wir im Kampfanzug, hatten Handgranaten am Koppel stecken und das Gewehr neben uns im Bett liegen. Nur den Stahlhelm durften wir ausziehen und neben uns legen. Um den 12. Juni herum wurden wir dann in die Arnheimer Heide verlegt. Die Arnheimer Heide war Jagdgebiet Hermann Görings, ringsherum eingezäunt und mit Rehen und Hirschen bestückt. Wir hatten einen Unteroffizier, ein richtiger Tausendsassa. Er reduzierte den Rehbestand Hermann Görings einige Male in den 2 Wochen, wo wir hier waren und gab in der Heide eine kleine Party nach dem Motto: «Man darf sich nicht erwischen lassen».

Als wir in die Stellungen der Batterie bei Arnheim einrückten, waren die Kanonen schon da. 6 russische Flakkanonen von 7,5 auf 8,8 cm aufgebohrt und drei 2 cm Kanonen gegen Tiefflieger. Geschlafen wurde nachts nur angekleidet um bei Fliegeralarm sofort an die Kanonen laufen zu können. Eines Nachts waren wir dann alle auf den Beinen. Es rannten zwei Gestalten in langen weissen Gewändern durch das Heidekraut, gefolgt von den Rufen: «Hinlegen, auf Marsch Marsch. Wollt ihr wohl laufen!». Es war der Schneider und der Schuster von der Handwerksstu-

be. Sie hatten es sich erlaubt, abends die Kleider auszuziehen und im Nachthemd zu schlafen. Daher dieses Strafexerzieren, barfuss in der Arnheimer Heide. Es war wahrscheinlich nicht kriegsentscheidend, dass die beiden nachts nicht angezogen waren.

Wir mit unseren 16 Jahren wurden mit Marketenderwaren genau so versorgt wie die volljährigen Landser. Das heisst, wir erhielten Zigaretten, Alkohol und andere Genussmittel für unser Geld, wenn gerade Marketenderware ausgegeben wurde. So hatten wir abends genüsslich Rotwein getrunken und hatten wohl schon alle einen in der Krone, als Fliegeralarm kam. Wir rannten an die Kanonen, die Werte wurden telefonisch vom Messtrupp durchgegeben, Seitenrichtung, Höhe, Entfernung = Zeit für die Zünderstellung, dann kam der Befehl «Feuer frei» – «Gruppenfeuer!» – «Gruppe!». Bei «Gruppenfeuer» wurde die Kanone geladen und bei «Gruppe» der Schuss ausgelöst. Wir schossen einige Male, aber am Himmel blitzten keine Sprengpunkte auf. Dann kam der Befehl «Feuer einstellen!» und wir gingen gleich darauf wieder in die Unterkünfte, bis auf die Wachen. Am nächsten Tag gingen dann die Beschwerden der Holländer ein, es seien Granaten in ihrer Nähe eingeschlagen. Wenn am Zünder nicht die Zeit eingestellt wird, dann explodieren die Granaten erst, wenn sie wieder auf dem Boden aufschlagen. Der Rotwein hatte dazu geführt, dass vom Messtrupp keine Zünderstellwerte durchgegeben wurden.

Die Kinderkrankheiten waren aber schnell überwunden, und der Ernst der Sache wurde zunehmend deutlicher. Ende Juni ging es dann zum Flugplatz Eindhoven, wo «He 111-Bomber» stationiert waren, die von hier aus Einsätze an die Invasionsfront flogen. Wir zählten jedes Mal die startenden und die beim Rückflug landenden Maschinen. Beim Rückflug fehlten oft welche, und es wurden immer weniger, weil die Maschinen nicht

mehr alle ersetzt werden konnten. Hier erhielten wir dann alle zwei Wochen an einem Nachmittag Ausgang nach Eindhoven. Holland zählte zum Feindesland, und so erhielten wir für jeden Tag Sold im Wert von 3,50 Reichsmark in Holländischen Gulden ausgezahlt. Der Gulden hatte damals einen Wert von 1,33 Reichsmark. Wir erhielten mit unseren 16 Jahren mehr Verpflegung als die älteren Landser. Die bekamen am Tag 250 Gramm Brot und wir 375 Gramm. Dennoch hatten wir immer Hunger. Unsere körperliche Entwicklung war eben noch nicht abgeschlossen.

Unser Geld legten wir deshalb zum grossen Teil in Nahrungsmittel an. In ein Hotel gingen wir zum Essen und bestellten für 13,50 Gulden. Ob man uns nun verhöhnen wollte oder ob die Holländer auch nicht mehr dafür bekamen, weiss ich nicht. Es war vielleicht eine mittelgrosse Kartoffel und ein paar kleine Stückchen Gurken und eine kleine Portion Fisch dazu, dann ein Getränk. Die 13,50 Gulden waren unser Einkommen von dreieinhalb Tagen. Wir gingen nachher immer zu einer etwa 50-jährigen Frau Pfannekuchen essen. Man brauchte nur die Hälfte des Geldes und konnte sich rundherum satt essen.

Unsere Ausbildung ging weiter mit Infanteriedienst, Handgranatenzielwerfen, politischem Unterricht usw. Dazu kamen dann Waffenreinigen, Pflege der Kanonen, Pflege der Kleidung usw. Ein wesentlicher Teil unserer Zeit ging in das Wacheschieben. Nachts mussten wir nach 4 Stunden Schlaf 2 Stunden Wache stehen. Die Kanonen mussten so besetzt sein, dass sie immer feuerbereit waren, auch nachts. Dann standen an beiden Toren der umzäunten Flakstellung je ein Doppelposten, und innerhalb der Umzäunung gingen 4 Paare Doppelposten, zwei Paar im Uhrzeigersinn und zwei Paar in entgegengesetzter Richtung. Wenn wir abends von 10 bis 12 Uhr auf Wache gingen, mussten wir morgens von 4 bis 6 Uhr wieder Wache schieben. Am

günstigsten war es, wenn wir von 0 bis 2 Uhr, oder von 2 bis 4 Uhr Wache hatten, dann konnten wir nachts 6 Stunden schlafen. Durch dieses dauernde Wache stehen konnten wir dann manchmal stehenden Fusses pennen. Dazu kam, dass Fliegerangriffe immer häufiger wurden, und die Einflüge grosser Verbände ins Reich mussten auch beschossen werden, wenn sie in unseren Schussbereich kamen. Weil die Partisanentätigkeit auch in Holland zunahm, mussten die Doppelposten innerhalb des Zaunes ihre Runden drehen.

Gewehrfeuer wurde von den Posten nur zweimal gegeben. Einmal an einem Tor, an dem die Zufahrt zum Flugplatz vorbei führte, kam nachts zu später Stunde ein Radfahrer angefahren. Die Posten forderten von ihm die Parole, aber statt einer Antwort liess der Radfahrer sich in den Graben fallen. Die Posten riefen noch einmal «Berlin» und die Antwort hätte «Wien» heissen müssen, jedoch die Antwort kam nicht. Da eröffneten die Posten das Feuer, und der Radfahrer fing fürchterlich auf Deutsch zu fluchen an, wieso sie Idioten dazu kämen, auf ihn zu schiessen, er sei der Oberleutnant soundso vom Flugplatz. Das Feuer war schon bei der Fluchkanonade eingestellt worden, und nun wurden die Personalien überprüft. Die Papiere stimmten mit dem vorgefundenen Mann überein. Der Oberleutnant war in Eindhoven gewesen und war stark angetrunken auf dem Heimweg.

Am nächsten Tag kam eine offizielle Beschwerde, und unserer Batterieführung muss ich ein Lob aussprechen. Sie stauchte nicht ihre Untergebenen zusammen, wie ich das im späteren Leben immer wieder hören musste, sondern gab zur Antwort, dass die Wache am Tor vollkommen richtig gehandelt habe. Wenn man so ankomme wie der Oberleutnant, müsse die Wache schon glauben, dass die Annäherung in feindlicher Absicht erfolge. Die Wache hatte dem Oberleutnant übrigens einen Tragknopf hinten am Koppel weggeschossen.

Der andere Vorfall ereignete sich in einer anderen Nacht am Tor Richtung Eindhoven. Auf einmal nachts heftiges Gewehrfeuer. «Alarm!» alles raus», ein Teil zu diesem Tor, um zu sehen, was los war. Am Tor standen unsere tapferen Helden Wache. Sie hatten etwas ausgemacht, was sich immer wieder bewegte. Nach mehrmaligem Anruf zwecks Parole kam immer noch keine Antwort, und die zwei hatten das Feuer eröffnet. Nach Überprüfung der Sachlage hatte es sich um eine Hecke mit ein paar losen Zweigen gehandelt, die der Wind manchmal hin und her warf. Nach dieser Feststellung wurde der Alarm aufgehoben, und wir gingen ruhig schlafen, denn wir wussten ja, dass zuverlässige Posten für unsere Sicherheit sorgten. Die Sicherheit war aber wohl nicht immer gewährleistet, denn einmal sollen Eindringlinge bis an eine Kanone vorgedrungen sein. Als wir bei dem Alarm ausschwärmten, hatte sich schon alles zurückgezogen.

38. Attentat auf Hitler

Dann kam der 20. Juli 1944. Am frühen Nachmittag war das Gerücht aufgetaucht: «Attentat auf Hitler in der Wolfsschanze» «Hitler ist tot», «Hitler lebt», es wusste noch niemand etwas Richtiges. Am nächsten Tag Appell. Der angetretenen Einheit wird ein Tagesbefehl vorgelesen. Uns wird jetzt offiziell mitgeteilt, dass auf den geliebten Führer gestern von verräterischen Offizieren ein Attentat verübt wurde, welches der Führer dank der Vorsehung fast unverletzt überlebt habe. Der Kampf gegen unsere Feinde wird unvermindert fortgesetzt. Die verräterischen Elemente, die den Anschlag verübten, werden unbarmherzig ausgerottet. Sie werden die gerechte Strafe für ihren Verrat erhalten. Wenn jemand Leute kennt, wo er glaubt, dass sie zu diesem Kreis gehören, muss dies unverzüglich zur Anzeige bringen. Dazu ist jeder nach seinem Fahneid verpflichtet». Ich musste während dem ganzen Appell immer an den SA-

Mann denken, der im vergangenen Jahr gesagt hatte, als in Italien Mussolini abgesetzt und inhaftiert worden war, dass dies der richtige Weg sei, um diesem verrückten Krieg, der schon längst verloren sei, ein Ende zu machen. Ich bemühte mich, eine angemessene Miene zu machen und dachte nach, was ich nachher zu meinen Kollegen sagen könnte. Beide Seiten würden gerne hören, wie ich dazu stände, die eine Seite, die mir gut gesinnt war, und die andere Seite, die mich belauerte.

Mein Kommentar war nachher so: «Es ist unerhört, was man da gemacht hat. So kann man nicht mit dem Führer umgehen, wir müssen schon den Krieg gegen den Bolschewismus gewinnen, wenn wir frei leben wollen, und dazu müssen wir zusammenstehen». Die Diskussion ging tagelang, es konnte ja keiner öffentlich sagen, was er dachte, wenn er nicht gegen das Attentat sprach. Wir haben wohl um diese Zeit eine Art «Politkommissar» in unsere Einheit bekommen, schliesslich hatte man ja auch von den Russen etwas Brauchbares gelernt.

Es müssen sich Leute über mich nicht sehr vorteilhaft geäussert haben, denn man hatte für mich eine Sonderbehandlung. Wo man sonst dafür war, dass wir möglichst in Gruppen zu 4 bis 5 Mann bei unserem Ausgang nach Eindhoven gingen, sollte ich jetzt allein gehen. Das wurde ausdrücklich von der Batterieführung gewünscht. Ich liess mich davon nicht abschrecken, denn ich hatte ja nichts Unrechtes getan, noch wollte ich dies. Ich ging also los und steuerte als erstes ein Elektrogeschäft an. Dort wollte ich mich einmal umsehen, was man jetzt im fünften Kriegsjahr noch so kaufen konnte. Letzten Endes gab es ja die Phillipswerke, die schon immer Elektrogeräte hergestellt hatten, und ich entschloss mich, mir einen sehr primitiven Kocher (Kochplatte) zu kaufen. Zu Hause gab es ja schon längst nichts mehr dergleichen. Aber die Philippswerke produzierten nur noch für die Deutsche Wehrmacht. Zum Dank dafür wurden die

Philippswerke nach dem Rückzug aus Eindhoven von der Deutschen Luftwaffe bombardiert und in einen einzigen Trümmerhaufen verwandelt.

Nach meiner Errungenschaft im Elektroladen ging ich noch etwas essen und schaute mir dann gemütlich Eindhoven an. Nach meiner Rückkehr habe ich dann noch meinen Kocher verpackt, ein Schreiben dazu gelegt, dass ich leider nichts Besseres finden konnte, adressierte das Päckchen an zu Hause und brachte es zur Poststation unserer Einheit. Das Päckchen ist leider nie zu Hause angekommen. Rückblickend habe ich den Eindruck gehabt, dass das Päckchen auf höheren Befehl auf der Poststation geöffnet worden war, um nach eventuell versteckten Nachrichten zu suchen. Von der Poststation hörte ich, dass sie genau wussten, was der Inhalt gewesen war. Auch der Ausgang nach Eindhoven, den ich allein machen sollte, ist mir merkwürdig vorgekommen.

Etwa zwei Wochen nach meinem Alleingang nach Eindhoven erhielt ich Befehl, abends nach 10 Uhr am Tor an der Strasse zum Flugplatz allein auf Wache zu ziehen. Es war bedeckter Himmel und stockdunkel. Ich erhielt Anweisung, mich in dem Deckungsgraben aufzuhalten und aufzupassen dass keiner zum Durchgang neben dem geschlossenen Tor hereinkäme – ich wisse ja die Parole des Tages. Dann liess man mich allein. Das sonderbare Vorgehen mir gegenüber machte mich besonders vorsichtig. Ich vergewisserte mich noch mehr für meine Sicherheit nach hinten als nach vorn. Ich bewegte mich ständig nach beiden Seiten möglichst lautlos hin und her und hielt die Augen und noch mehr die Ohren offen. Was hatte man mit mir vor? An den Toren standen ja sonst immer Doppelposten. Wenn von draussen jemand durch den Eingang neben dem Tor gekommen wäre und hätte nach Anruf die Antwortparole nicht gegeben, hätte ich sofort das Feuer eröffnet. Aber ich rechnete mehr mit einer Gefahr von hinten. Ich hatte mich für den Fall auf einen Nahkampf gefasst gemacht. Oder wollte man mich tes-

ten, ob ich bei einer günstigen Gelegenheit das Weite suchen würde, also fahnenflüchtig werden würde? Ich schob meine Wache unter höchster Anspannung. Nach etwa einer Stunde wurde ich von hinten mit meinem Namen angerufen, und ich antwortete hellwach. Es war unser Leutnant, von Beruf evangelischer Pastor, der mich angerufen hatte. Es waren mehrere Personen bei ihm, die sich aber nicht zu erkennen gaben. Der Leutnant sagte: «Du kannst jetzt kommen Roloff, es reicht jetzt. Es übernehmen jetzt andere Posten die Wache». Ich fragte: «Was hat das Ganze zu bedeuten?» «Es war eine Anordnung», sagte der Leutnant, und weiter erhielt ich keine Auskunft. Ich glaube heute noch, dass der Leutnant für mich als Schutzengel mitgekommen war, um mich vor NS-Fanatikern zu schützen. Ich war nun eben ein paar Mal in Erscheinung getreten, wo ich nicht im Sinne des NS-Staates reagiert hatte. Ich spürte aber auch, dass es in der Führung Kräfte gab, die bewusst Hand über mich hielten, so dass die Fanatiker keine freie Hand hatten.

Einmal nach einem Fliegeralarm sagte ein Kollege, als wir zu einer anderen Tätigkeit sollten: «Kommt, wir verstecken uns hier im Geschützstand, dann können die anderen uns einmal suchen». Wir waren eben erst 16 Jahre alt und dem Kindesalter wohl noch nicht ganz entwachsen, und so versteckten wir uns zu dritt. Die anderen sollten uns einmal suchen.

Es hatte schon eine lange Weile gedauert, aber niemand kam, um uns zu suchen, und so machten wir uns alleine auf den Weg und gingen zu den anderen Kollegen zurück. «Wo seid ihr gewesen?», wollte man wissen. Als wir es ihnen erzählten, meinte der Zugführer: «So was könnt ihr doch nicht machen» ihr bedenkt ja nicht, was das für Folgen haben kann, wo gerade auch noch der Roloff dabei gewesen ist». Das war also gerade erschwerend bei dem Vergehen, dass ausgerechnet ich auch da-

bei gewesen war. Aber der Zugführer war mir nicht übel gesonnen, und so verlief die Sache im Sand.

Da ich hie und da einmal gerne malte, hatte ich unseren Geschützstand gezeichnet, wie er bei uns als Hochstand den 20-jährigen Fichtenbestand überragte. Die 2-cm-Kanone war nur halb zu sehen, und die Fichten waren auch nicht kriegswichtig. Aber nach dem 20. Juli hatte man uns doch mitgeteilt, dass jeder Verdacht auf Spionagetätigkeit oder Aufzeichnung militärischer Anlagen sofort gemeldet werden sollte, und so hatte ein Kollege, der blind an die Propaganda glaubte, sofort Meldung bei der Batterieführung gemacht, als er meine Zeichnungen gesehen hatte. Dort hatte man ihm aber klar gemacht, dass diese Art des Zeichnens nur ein harmloses Hobby sei. Der Geschützstand könne theoretisch überall stehen, und an dem Geschütz wäre ja auch nichts Wichtiges zu sehen. Bei verschiedenen Kollegen hatte die Verschwörungsangst das Denken vergiftet. Man meinte, überall Verrat zu sehen. Dabei war es mir noch nie in den Sinn gekommen, dem Vaterland nicht treu zu dienen. Meine Vorbehalte gegenüber dem NS-Staat lagen hauptsächlich auf nicht-militärischem Gebiet. Zum Beispiel hatte ich mich gegen die unmenschliche Behandlung anderer Volksgruppen und Andersdenkender ausgesprochen. Wohl deshalb wurde bei mir alles genauer registriert.

Im Allgemeinen wurden bei den Vorgesetzten andere Kollegen bevorzugt, die im politischen Bereich pflegeleichter waren als ich. Man regte sich einfach tierisch auf, dass es ein Verbrechen sei, Bomben auf den Kölner Dom zu werfen, denn das wurde von der Propaganda richtig ausgeschlachtet. Wenn ich dann argumentierte, dass es noch ein viel grösseres Verbrechen sei, wenn man die Wohnviertel der Städte in Schutt und Asche lege, wo es dann Tausende von Toten gebe unter Frauen und Kindern, dann wurde ich schon als unpatriotisch angesehen. Über

die toten Bombenopfer sprach die Propaganda einfach nicht. Aber unter Kollegen sprach man doch über den Bombenkrieg, und der stachelte unseren Kampfeswillen gewaltig an.

In einer Stunde für politische Bildung spricht ein Feldmeister das Thema Patriotismus, Treue zu Führer und Reich intensiv an. Wir seien ja inzwischen daran gewöhnt, dass die Partisanen in Russland etwas Alltägliches sind. Auf dem Balkan in Jugoslawien gebe es das Problem jedoch schon länger, und ein Ende des Kampfes gegen diese Art des Widerstandes sei nicht abzusehen. Der Zulauf zu diesen Verbänden sei grösser als die Verluste, die man ihnen zufügen könne. In westeuropäischen Ländern, besonders in Frankreich und Belgien, habe sich der Widerstand auch laufend verstärkt, und auch in Holland werde er immer präsenter.

Besonders beschämend sei, dass es auch schon Partisanen in Gebieten gebe, welche eine eindeutig deutsche Bevölkerung hätten und zum Deutschen Reich gehörten. Damit meinte er, Elsass-Lotringen, Luxemburg und die Kreise Eupen und Malmédy, welche auch vor dem Ersten Weltkrieg, ausser Luxemburg, zum Deutschen Reich gehört hatten. Bei diesem Bericht schaute er mich so vorwurfsvoll an, als ob ich auch schon ein potentieller Partisanenhäuptling wäre. Ich selbst wusste noch nichts von diesen Partisanen in den benachbarten belgischen Kreisen. In den Briefen innerhalb unserer Familie wurde über sowas nicht geschrieben.

Am 25. Juni wird Cherbourg an der Kanalküste von den Invasionsstruppen eingenommen. Eine dort kämpfende RAD-Einheit trug die rote Hakenkreuzbinde wie wir. Sie wurde von den Alliierten wegen der Hakenkreuzbinde, welche die RAD-Einheit trug, nicht als reguläre Truppe angesehen und standrechtlich erschossen. Sie waren wie Partisanen behandelt worden. Nach

Bekanntwerden dieses Vorfalles, Mitte Juli, ordnete unsere Batterieführung an, dass unverzüglich alle Hakenkreuzbinden von den Uniformen abzutrennen seien. Man wolle am nächsten Tag keine mehr sehen.

Unser Unteroffizier, der in der Arnheimer Heide dem Hermann Göring die Rehe weggeschossen hatte – dieser Tausendsassa hatte sich in Eindhoven eine Freundin zugelegt, die er oft zu Hause besuchte. Eines Tages, Anfang August, sagte sie, als er sie abends besuchte: «Du fährst jetzt besser gleich nach Hause, heute Abend wollen die Leute von der Widerstandsbewegung dich holen kommen». Aber daran dachte unser Unteroffizier nicht. So einfach wollte er nicht das Feld räumen. Sie kamen wohl nicht gleich miteinander, und so stach der Unteroffizier einen nach dem andern mit dem Seitengewehr ab, sobald sie das Zimmer betraten. Den Angaben zufolge sollen es 6 oder 7 gewesen sein. Die Holländer waren allerdings sehr empört, und der Unteroffizier musste sich schnell davon machen. Die holländische Zivilverwaltung rückte den Deutschen mit Beschwerden und Forderungen zu Leibe, und der Unteroffizier wurde wahrscheinlich nach Deutschland versetzt, damit er aus der Schusslinie kam. Seine Freundin sagte aus, die vom Widerstand hätten ihn umbringen wollen.

39. Napalmbomben

Am 20. August, als die Alliierten die deutschen Stellungen in der Normandie auf breiter Front durchbrochen hatten, holten sie dazu aus, die deutsche Luftwaffe auszuschalten. Von Eindhoven aus flogen die bei uns stationierten «He 111» jeden Tag Angriffe auf Panzerspitzen, Truppenansammlungen usw. Also fassten die Alliierten den Entschluss, die deutschen Flugplätze lahm zu legen.

Morgens etwa am halben Vormittag «Fliegeralarm». Ein starker

Bomberverband im direkten Anflug auf uns. Sobald er in unseren Schussbereich kommt, wird das Feuer eröffnet. Wir schiessen mit 4 Batterien, nach ein paar Salven löst der Verband sich auf und fliegt in alle Richtungen und Höhen auseinander. Damit vermindern die Flugzeuge ihr Risiko beträchtlich, getroffen zu werden. Statt einem Ziel mit 100 Flugzeugen, bieten sie jetzt 100 Ziele mit je einem Flugzeug. Die Flugzeuge fliegen jetzt aus allen Richtungen und in verschiedenen Höhen den Flugplatz an und werfen ihre Bomben ab. Die Sicht ist innerhalb kurzer Zeit so schlecht, dass kein Ziel mehr anvisiert werden kann. Die 8,8 cm-Flak legt jetzt Sperrfeuer über den Flugplatz, aber die Angreifer, die in mehreren Wellen angreifen, lassen sich nicht beirren. Die zweite Angriffswelle wirft besonders schwere Bomben, mit verzögerter Zündung. In den Sandboden, in dem kein Stein zu finden ist, dringen sie tief ein und explodieren dann. Sie reissen einen Trichter von 6 bis 7 m Tiefe, und die Erschütterungen haben eine Stärke wie ein ganz schweres Erdbeben. Nach der Explosion regnet es x Minuten lang Sand und Staub. In unseren Batteriebereich fallen 5 dieser Bomben, eine dort, wo die Baracke unseres Oberstfeldmeisters stand. Zum Glück war niemand darin, als die Bomben fielen – zu sehen war von der Baracke gar nichts mehr. Während diesen Bombardierungen schoss unsere 8,8 ununterbrochen, trotz aller umherfliegenden Splitter und Trümmer. Die dritte Welle brachte uns die Vorläufer der Napalm-Bomben. Grosse Napalmbehälter explodierten in der Luft und es entstand jeweils ein grosser Feuerball, der sich langsam auf die Erde senkte. Es sah aus wie der Untergang von Sodom und Gomorrha. Auf der Erde angekommen bildete der Feuerregen grossflächige Brände und brachte die Treibstofflager des Flugplatzes zur Explosion. Wie viele deutsche Flugzeuge sich noch haben retten können, weiss ich nicht mehr. Jedenfalls war der Flugplatz nicht mehr zu gebrauchen. Er war übersät mit grossen Bombentrichtern, und alle Treibstofflager waren explodiert. Ausserdem hätten auch

die Flugzeuge gefehlt, um den Flugplatz neu zu bestücken. Der Angriff, schätze ich, hat wohl um 1¼ Stunden gedauert. Es war ein Gefühl als ob die Welt unterginge. Wir hatten schon mit allem abgeschlossen und waren schon erlöst, als der ganze Spuk vorbei war. Unsere Verluste an Menschen waren gleich null. Wir hatten grosses Glück, dass keine Bombe einen Geschützstand getroffen hatte. Wahrscheinlich war es unser Glück, dass die Luft so voller Staub und Rauch war, dass die Flieger die meiste Zeit kein Ziel erkennen konnten. Auch der Flugplatz kam mit geringen Menschenverlusten davon. Viele sassen in ihren Deckungslöchern, und andere hatten sich schnell vom Flugplatz entfernt. Einige sassen nur einen guten Meter von Bombentrichtern entfernt in ihren Deckungslöchern und waren äusserlich unverletzt. Vielleicht war es auch einigen, wie mir einige Wochen später, so dass sie einen Hörsturz und Augenprellungen hatten.

40. Rückzug aus Frankreich

Ende August lief auf den Strassen der chaotische Rückzug aus Frankreich. Hitler hatte am 16. August den Befehl zum Rückzug aus Südfrankreich gegeben, weil die dortigen Truppenstärken keine Front gegen die Alliierten aufbauen konnten. Wir hatten einen neuen Unteroffizier erhalten. Aber was heisst einen neuen – es war ein neuer Alter, der 1918 schon den Rückzug der deutschen Truppen aus Frankreich mitgemacht hatte. Er war, als er die Bilder auf den Strassen mit diesem Chaos gesehen hatte, ausser sich, so dass er nachts nicht mehr schlafen konnte. «Es ist genau so wie 1918» und er sah im Geiste noch die Horrorbilder von damals, als die Deutschen fluchtartig aus Frankreich abgezogen waren und die Franzosen schnell und brutal nachdrängten. Wir beobachteten dann auch, wie am Tor zur Flugplatzstrasse eine Zugmaschine mit einer 15 cm Flakkanone auf dem Sonderanhänger hereinkam, 30 m auf unser Ge-

lände fuhr, die Kanone eilig abkoppelte und dann schnell wegfuhr. Die Leute mit der Zugmaschine wurden nie wieder gesehen, und sie waren wohl froh, die Kanone los zu sein.

Von zu Hause erhielt ich Post, dass mein Bruder aus Russland als vermisst gemeldet wurde. Wir glaubten noch fast alle an die NS-Parole, dass die Gefangenschaft in Russland schlimmer war als der Tod. Man wünschte sich fast, eher zu sterben als in russische Gefangenschaft zu kommen. Deshalb war die Nachricht bedrückend, auch wenn er in Gefangenschaft gekommen sein sollte. Auf vielen sollte diese Ungewissheit Jahrzehnte lang lasten. Viele Kinder, Frauen, Geschwister und Eltern haben ihre vermissten Angehörigen nie mehr wieder gesehen.

Aus Frankreich geht der Rückzug chaotisch weiter. Die Strassen sind immer voller Militär, das zurückströmt. Die NS-Propaganda streut verstärkt Gerüchte aus, es seien neue Waffen kurz vor dem Einsatz. Die psychologische Wirkung der Wunderwaffe V 1 war schon verpufft. Sie konnte die Wende nicht bringen. Die V 2 war im Kommen – ob sie etwas ausrichten konnte? Niemand kannte ihre Wirkung. Vor der Bombardierung des Flugplatzes Eindhoven hatten wir die Landung und den Start des weiter entwickelten Düsenjägers Me-262 beobachtet. Die Phantasie einzelner Kollegen überschlug sich regelrecht bei der Schilderung der Flugeigenschaften dieses Flugzeuges. Wenn man die Schilderungen dieser Kollegen hörte, dann war es bei Landung und Start so schnell geflogen, dass man ihm mit den Augen nicht folgen konnte. Ich machte mich bei ihnen wieder unbeliebt bei dem Versuch, sie wieder auf den Boden der Realität zurückzuholen. Als ich ihnen erklärte, dass die Landung bei dieser Geschwindigkeit ja gar nicht klappen könnte, dass die Maschine dann über die Landebahn hinaus schiessen müsste,

hiess es, ich mache die Leistung der deutschen Flugzeugbauer schlecht, ich hätte einfach keine vaterländische Gesinnung. Mit Nuklearwaffen war ja auch nichts. Wir hatten damals noch keine Ahnung, was eine Nuklearwaffe und deren Wirkung war. Hitler hatte nicht viel von deren Entwicklung gehalten, und deshalb wurde sie auch nicht gefördert. Hätte der Düsenjäger Me-262 in grosser Stückzahl gebaut werden können, hätte das den Luftkrieg für die Deutschen schon positiv verändert. Aber die Alliierten hatten die deutsche Flugzeugindustrie so zerbombt, dass nicht mehr viele Flugzeuge gebaut werden konnten. Ausserdem war die Materialknappheit so gross, dass sie ein zweites grosses Hindernis darstellte. Wunderwaffe – wo bist du, oder wo kommst du her? Aber die Kampfmoral konnte man mit diesem Schlagwort schon etwas auffrischen, wenn es auch auf immer grössere Skepsis stiess.

Ende August wurden die Flakbatterien vom Flugplatz Eindhoven abgezogen, weil es dort nichts mehr zu schützen gab. Es ging Richtung Utrecht nach Norden.

Zurück in der Flakstellung blieb ein Trupp, dem ich zugeordnet wurde. Wir hatten die Aufgabe, alles so weit zu verbrennen und zu vernichten, dass dem Feind nichts Brauchbares in die Hände fiel. Wir wollten die Baracken aber erst anzünden, wenn das Fahrzeug für unseren Abtransport eingetroffen war. Nach 2 Tagen war dies überfällig, und wir machten uns Pläne, wie wir wegkommen konnten. Dabei waren Fahrräder das Naheliegende.

41. Rückzug per Fahrrad

Nun hatte der Flugplatz zwischen den Landebahnen und den Gebäuden und im Nahbereich, der mit eingezäunt war, landwirtschaftliche Nutzflächen, auf denen der Flugplatz Ackerbau betrieb und sich damit selbst versorgte. Man hielt unter ande-

rem eine grössere Anzahl Schweine. Als die Luftwaffe abzog, konnte sie die Schweine nicht mitnehmen. Sie sagten den Holländern Bescheid, dass sie die Schweine nehmen könnten. Die Holländer kamen mit den Fahrrädern an, schlachteten die Schweine und legten sie quer über die Tretlager der Fahrräder, um sie nach Hause zu schieben. Wir waren zu 8 Mann, und als wir von der Fahrrad Invasion auf dem Flugplatz hörten, gingen wir zum Flugplatz und nahmen uns von den herumstehenden Fahrrädern. Das hatte nun zur Folge, dass die Holländer alle zu ihren Fahrrädern stürzten, um dieselben in Sicherheit zu bringen. Mir lag der Job nicht so recht, weil ich etwas Mitleid mit den Holländern hatte, und so war ich der letzte, der noch kein Fahrrad hatte. Die Folge davon war, dass ich mit einem alten Schlitten Vorlieb nehmen musste, der Vollgummireifen hatte und ohne Gepäckträger war. Ich war anfangs der Meinung, dass Vollgummi auch seine Vorzüge habe, da man dabei keinen Platten kriegen konnte. Auf ging es wieder in die Flakstellung, und unsere Restarbeit wurde getan. Die Baracken brannten alle wie Zunder ab. Nur die Fundamente gaben noch Zeugnis von ihrem ehemaligen Standort.

Nun ging es an das Beladen der Fahrräder, wobei ich bemerkte, dass das Fehlen des Gepäckträgers schon ein Nachteil war. Ich musste meinen Tornister deshalb vorne an die Lenkstange hängen, wo er dann hin und her schlackerte, was nachher einmal zu einem Sturz führte. Es war schon so, dass meine Vollgummibereifung keinen Platten bekam. Wir fuhren jedoch fast ausschliesslich über mit Kopfsteinen gepflasterte Strassen, und die Luftbereifung an den Fahrrädern meiner Kollegen glich manche Unebenheit des Strassenbelages aus, was ich von meinem Vollgummi nicht sagen konnte. Nach etwa 50 km machte mir mein Wertester schon so viele Schwierigkeiten, dass ich auf Abhilfe sann. Da sah ich hinter einer Hecke zwei junge Burschen

liegen, welche Fahrräder bei sich hatten. Ich erklärte ihnen, dass ich mein Fahrrad tauschen wolle, suchte mir das nach Augenschein beste aus und lud mein Gepäck auf diese neue Er rungenschaft um. Es hätte mich eigentlich schon stutzig machen müssen, dass die beiden das ohne Widerrede zuliessen. Wir fuhren noch rund 10 km, und dann platzte mir ein Reifen an meinem neuen alten Fahrrad. Ich war zwar diese 10 km angenehm gefahren, aber jetzt war es ganz aus. Wir übernachteten im nächsten Ort. Am nächsten Morgen ging es weiter. Ein Kol lege, der aus meiner Heimat stammte, blieb bei mir. Für mich begann nun die Umschau nach einem neuen Fahrrad. Wir kamen ins Zentrum des Ortes, auf einen grossen wie leergefegt da liegenden Marktplatz. Kein Mensch, kein Gespann, kein Mo torfahrzeug. Die Fluchtbewegung aus Frankreich war ausgelaufen. Man hatte die zurückflutenden Truppen in Belgien am Albertkanal gesammelt und eine Auffangstellung aufgebaut. Wir gingen zu Fuss, denn mein Fahrrad mit dem geplatzten Reifen war ja nur noch Tauschobjekt. Ich sagte zu meinem Kollegen. «Da drüben kommt mein neues Fahrrad». Von der gegenüber liegenden Seite kam ein gut gekleideter Herr auf einem neuen Fahrrad uns entgegen. Wir hielten ihn an und ich erklärte ihm meine Situation. Daraufhin bot er mir 100 Gulden, gleich 133 Reichsmark, was bei uns zu Hause fast einen Monatslohn aus machte. Inzwischen wurde der Marktplatz belebt, und die Hol länder kamen von allen Seiten aus den Häusern. Der Herr argumentierte, er habe noch eine weite Wegstrecke zu fahren und er brauche das Rad dazu. Ich bot ihm noch einmal meines an, das er sich bei den Leuten reparieren könne, ich brauche sein Fahrrad, um zu meiner Einheit zu kommen, ich wolle sein Geld nicht. Mein Kollege meinte: «Nun werde doch einmal energisch, stampfe doch einmal mit dem Gewehrkolben auf den Boden». Ich enthielt mich jeden Kommentars, bei den Holländern wurde es lauter. Nun redete der Besitzer des guten Fahrrades auf die

Leute ein und ich hörte, wie er ihnen erklärte, dass ich vollkommen korrekt gehandelt habe. Ich habe kein Geld genommen, aber nach der Haager-Landkriegsordnung könne ich das Fahrrad beanspruchen, wenn ich es zur Erfüllung meiner Aufgaben benötige. Eine persönliche Bereicherung habe ich ja abgelehnt. Die Diskussion unter den Holländern ging noch hin und her, und dann gab mir der Herr sein neues Fahrrad ohne jeden weiteren Widerstand. Damit hatte er dann die Situation entspannt. Hatte der Holländer durch sein besonnenes Handeln uns vor dem Lynchen bewahrt? Uns zwei 16-jährige Eifeler-Jungen? Wir müssen dem holländischen Herrn in der guten Kleidung heute noch dankbar sein. Als ich dann unbehelligt meinen Tornister umgeladen hatte auf das neue Fahrrad, wollte ich dem Holländer noch Danke sagen, aber von uns nahm schon keiner mehr Notiz. Man half dem Herrn, das alte Fahrrad zu einem Haus zu bringen, um es dort in Stand zu setzen. Wir fuhren los, aber einholen konnten wir die anderen Kollegen nicht mehr, bis wir am Ziel eintrafen. Den Namen des Ortes weiss ich heute nicht mehr. Wir wurden jedenfalls mit grossem Hallo und Staunen empfangen, als ich mit dem Glanzstück von Fahrrad eintraf.

Das mit dem neuen Fahrrad sprach sich schnell herum, und so musste ich mich mit dem neuesten der organisierten Fahrräder sofort der Batterieführung vorstellen, wo das Rad dann zum zweiten Mal an diesem Tag requiriert wurde. Die Batterieführung brauche es nötiger als ich, und so trennte ich mich schweren Herzens von diesem guten Beutestück. Wo man nun einmal dabei war, mir meine Beutestücke abzunehmen, fragte man mich auch sogleich, was ich denn da in meiner Jackentasche habe. Ich hatte ganz vergessen, meine Taschen an der Uniform in einen schlanken Zustand zu bringen. Ich sagte, dass es noch ein Erbstück aus unserer Kantine in Eindhoven sei, das ja sonst mit verbrannt wäre. Ich musste es ihnen zeigen und alle bra-

chen einstimmig in grosses Gelächter aus. Es war eine Landkarte von Holland, die ich in der Kantine aus dem Rahmen geschnitten hatte, weil es mich immer interessierte, wo ich mich befand. Ich hatte dabei nicht vor, mich bei einem erneuten Rückzug als Heerführer zu profilieren. Man sagte mir, dass ich die Landkarte behalten könne. Unter Gelächter sagte man, dass ich sie ihnen aber ausleihen müsse, wenn sie dieselbe einmal brauchen würden. Die Karte war 2x2 m gross und zeigte in etwa alles, was Holland zu bieten hatte. Ich war wirklich froh, dass ich sie behalten durfte, und meine Kollegen haben oft um sie herum gesessen und haben dann beraten, wenn ein chaotischer Rückzug käme, wohin man flüchten könne. Viele wollten dann nach Norden über den Damm, der das IJsselmeer von der Waddensee trennt, nach Nordholland entkommen, wovon ich ihnen immer dringend abgeraten habe, da der Damm ein bevorzugtes Jagdziel der Alliierten Jabos sein würde. Aber wir kamen auch nachher nicht in diese Situation.

42. Moerdijkbrücken

Vorerst kamen unsere Batterien einmal an den Moerdijkbrücken südlich von Dordrecht zum Einsatz. Diese beiden Brücken, eine Eisenbahn- und eine Strassenbrücke in der Länge von je 2'400 m, überquerten den Holländisch-Diep, einerseits Mündungsarm von Maas und Rhein, andererseits Meeresarm. Ebbe und Flut wirken sich bis nach Dordrecht aus. Der Name Moerdijk stammt von dem gleichnamigen Ort südlich der Brücken und sagt schon einiges über die fruchtbare Gegend aus. Es handelte sich um eine Moorfläche, die eingedeicht und trocken gelegt war. Das Gelände war mit Gräben durchzogen, die sowohl der Entwässerung, wie der Bewässerung dienten. 1940 waren die Brücken von deutschen Fallschirmjägern erobert worden, um sie vor Sprengungen zu schützen. Sie waren im weiten Umkreis die einzige Verbindung nach Süden und sollten bei der

Verteidigung des deutschen Brückenkopfes um Breda, südlich des Diep, noch eine wichtige Rolle spielen. Gegen Luftlandungen war das Gebiet mit so genannten Rommelsparren gesichert. Das waren etwa 8 m hohe Kiefernstämme, die am oberen Ende mit schwerem Stacheldraht verbunden waren.

Das ganze Gelände wurde landwirtschaftlich genutzt. Dazwischen Gärtnereien, die auf grossen Flächen Tomaten unter Glas anbauten. In dieses Gebiet, nahe an den nördlichen Anrampungen der Brücken, kam die Stellung unserer Batterie, direkt neben einen riesigen Kartoffelacker. Die Kartoffeln waren bereits geerntet und lagen mit Getreide-Stroh abgedeckt, in unzähligen Mieten auf dem Acker. Da die Kartoffeln mit Stroh abgedeckt waren, tarnten wir die Stellungen unserer Kanonen auch mit Stroh, was noch vielen das Leben retten sollte. Die englischen Doppelrumpf «Lightning» Flugzeuge kamen regelmässig jeden Tag und flogen ihre Kurven zur Aufklärung über der Umgebung der Brücken. Ein ständig kurvendes Flugzeug kann man nämlich nicht beschiessen, da ein 8,8 cm Geschoss bis zu 13 Sekunden braucht, bevor es am Zielpunkt ankommt und in diesen 13 Sekunden kann das Flugzeug schon alle möglichen Punkte erreicht haben, bevor die Granate explodiert. Wenn diese Aufklärer am Himmel kreisten, erhielten wir durch Zuruf Order, stehen zu bleiben und uns nicht zu bewegen. Man wollte den Eindruck erwecken, dass es sich bei uns um Attrappen handele. Die Auswertung der Bilder muss bei den Engländern tatsächlich den Eindruck erweckt haben, dass es sich bei uns nur um Attrappen handelte. Bei den Luftlandungen am 17. September wussten sie nämlich nichts von unserer Existenz.

Die Einflüge ins Reich mit grösseren Verbänden nahmen noch immer zu, und wir mussten öfter in Aktion treten, und unsere Wut wuchs immer noch, wenn wir hörten, dass immer wieder Wohngebiete in deutschen Städten bombardiert wurden. Wir

konnten uns nicht vorstellen, dass mit den Angriffen auf die Zivilbevölkerung der Krieg verkürzt werden könnte. Angriffe auf industrielle Ziele konnten wir schon verstehen. Im Übrigen hatten wir eine positive Meinung von unseren westlichen Gegnern. Die grosse Gefahr kam eben aus dem Osten, und darin waren sich fast alle einig.

Wir sollten den Annahmeschein als Freiwillige für die Division Feldherrnhalle immer bei uns tragen, damit er uns nicht verloren ging. Jetzt kam aber immer öfter bei unseren Gesprächen die Frage auf, was sagen die Engländer von diesem Schein, wenn wir in Gefangenschaft kommen – und so beschlossen wir, die Scheine zu verbrennen. Darüber wurde allerdings nicht viel gesprochen, aber bei anderen schnitten wir das Thema auch an und erörterten die eventuellen Folgen bei Gefangennahme. Ich glaube, dass nach 14 Tagen keiner mehr den Schein bei sich trug. Damit war einmal ein Teilproblem aus der Welt geschafft.

Um das Vorrücken der Alliierten zu erschweren, wurde die Halbinsel Walcheren an der Scheldemündung von den deutschen geflutet. Rund die Hälfte der Halbinsel liegt unter dem Meeresspiegel. Man sprach davon, dass das Nutzland durch das Salzwasser des Meeres für 30 Jahre unfruchtbar würde. Man hörte die Empörung heraus, dass man geringer militärischer Vorteile zuliebe die Lebensgrundlagen der Völker zerstöre. Aber es sollte beim Rückzug über die deutschen Grenzen nach Deutschland hinein auch nicht immer besser aussehen.

Wir konnten jetzt immer öfter den Abschuss der V 2 Raketen nach London beobachten. Die mobilen Abschussrampen wurden getarnt aufgebaut, und wenn eine Zeit lang kein Aufklärer am Himmel war, dann wurde die Rakete gestartet und die Abschussrampe schnell in eine andere vorbereitete Stellung gefahren, damit man von der Abgaswolke des Abschusses weg-

Kam, bevor die Jagdbomber wieder da waren. So konnten wir auch ab der zweiten Hälfte des Monats September den Beschuss des Hafens von Antwerpen verfolgen, der rund 80 KM Luftlinie von uns entfernt war. Nachts auf Posten haben wir den Flug der Raketen oft beobachtet, den steilen Abschuss mit der Antriebsrakete, den Übergang in den Gleitflug in circa 30 km Höhe, den schwachen Schein der Steuerrakete und den steilen Absturz auf das Ziel, wobei noch das schwache Licht der Steuerung zu sehen war. In ruhigen Nächten konnte man nachher das Grollen der Explosion hören. Aber kriegsentscheidend konnte die V 2 bei ihrer geringen Stückzahl auch nicht werden. Nachdem im September 1944 die Deutsche Luftwaffe im Westen völlig ausgeschaltet war, erhielten wir dann den Befehl, auf jedes Flugzeug zu schießen, das in unseren Bereich kam. Das hiess also: Die Alliierten hatten über Holland die totale Luftherrschaft. Deutsche Flugzeuge wurden jetzt hauptsächlich bei den schweren Abwehrkämpfen im Osten eingesetzt, und dafür hatte man auch schon nicht mehr viele. Im Juli und August hatte man die Luftabwehr durch deutsche Nachtjäger nachts auf Posten noch gut beobachten können. In einer klaren Nacht habe ich einmal in 2 Stunden 13 Abschüsse gezählt. Das war allerdings die grösste Erfolgszahl innerhalb von 2 Stunden. Diese Zeiten waren aber längst vorbei.

43. Luftlandungen

Der 17. September begann zuerst ganz ruhig, bis es dann hiess «Fliegeralarm, Mot.-Geräusch in Richtung 7». Das war in etwa im Südwesten. Die Verbände flogen aber vorbei und kamen nicht in unseren Schussbereich. Die nächsten Verbände viermotoriger Maschinen mit angehängten Lastenseglern kamen aber voll in unseren Schussbereich, und somit ging für uns der Tanz los. Es waren mächtige Verbände von Bombern mit Las-

tenseglern am Schleppseil. Es war nicht die Aufgabe der viermotorigen Maschinen, Bomben zu transportieren, sondern die Lastensegler möglichst schnell ins Zielgebiet zu ziehen, Bomben hätten ihnen heute Morgen zu viel Kraft gekostet. Luftlandungen per Lastensegler und Fallschirmjäger waren zur selben Zeit in Eindhoven, Nimwegen und Arnheim. Es flogen mehrere grosse Verbände mit Lastenseglern über uns hinweg, dazwischen Bomberverbände und Jagdbomber Pulks. Wir beschossen den ganzen Morgen Fliegerverbände. Am Morgen war der Himmel noch blau gewesen, gegen Mittag war er zu mit lauter Kondensstreifen. Wir und unsere Nachbarbatterien hatten schon eine Reihe Lastensegler abgeschossen, als etwa drei Stunden nach Beginn der Kämpfe die Bomberverbände für unsere Flakbatterien anflogen.

Die Engländer hatten unsere Batteriestellungen tatsächlich für Attrappen gehalten, sonst hätte man uns schon früher bedient. Erst die Meldungen über ihre Verluste an der Moerdijkbrücke machten die Einsatzleitungen in England hellhörig. Man bestückte die Flugzeuge mit Spezialbomben, die bei der leichtesten Bodenberührung schon krepiereten und durch ihren Spezialmantel eine grosse Splitterwirkung erzielten, wobei die Splitter dann flach über den Boden sausten und unsere Kanonen zerschlugen. Von unseren 2 cm Kanonen war nachher keine mehr feuerbereit, und von den 8,8 cm Kanonen konnte noch eine schiessen.

Dem grössten Teil der Mannschaften unserer Batterie kam der Umstand zugute, dass wir unsere Batterie mit Stroh, so wie die Kartoffelmieten auf dem Acker, getarnt hatten. Darauf fielen die Bombenschützen herein, und sie setzten den grössten Teil des Bombenteppichs in den Kartoffelacker. Die kleinen Bombentrichter waren kaum 7 m voneinander entfernt, und der Durchmesser der Bomben hat cirka 15 cm betragen.

Das konnten wir an den runden Löchern der Blindgänger sehen, die in den Sandboden führten. Als ein Bomberverband im direkten Anflug die Bombenschächte öffnete, wussten wir, dass der Segen uns galt. Es kam der Befehl: «Ganze Batterie volle Deckung!» und wir rannten durch die trockenen Entwässerungsgräben, beim hummernden Rauschen der Bomben, möglichst weg von der Batterie. Das hiess aber für uns vom leichten Flakzug, dass wir unbewusst in den Bombenteppich hineinrannten, in das Gebiet des Kartoffelackers. Als die ersten Bomben explodierten, warfen wir uns flach in die Gräben und bohrten die Nasen möglichst tief in den Boden. Aus Schilderungen der Veteranen aus dem Ersten Weltkrieg wusste ich, dass man im Trommelfeuer den Mund aufsperrt, damit der Innen- und Aussenluftdruck sich ausgleichen kann bei den Explosionen, um das Trommelfell im Ohr zu schützen. Es war ein Prasseln unzähliger Bomben, was da auf uns herabregnete und wir lagen mittendrin, zum Glück in den 1.20 m tiefen Entwässerungsgräben. Und Glück hatten wir auch, dass keine der Bomben direkt bei uns in die Gräben fiel.

Bei mir war eine sehr nahe gefallen und hatte mir einen Hörsturz und eine Augenprellung eingebracht. In den Ohren hörte ich nur ein lautes Rauschen und meine Kollegen mussten mich anschreien, wenn ich sie verstehen sollte. Die Augen liefen mir ständig, ich konnte nur blinzeln, und das Licht tat mir weh in den Augen. Ich half so gut ich konnte beim Umbau der 2 cm-Kanonen, bis wir aus dreien noch eine ganze zusammen bekamen. Eine Uhr hatten nur wenige, und das Zeitgefühl war uns abhandengekommen. Am Nachmittag hatten wir eine 2 cm-Kanone feuerbereit. Die 8,8 cm schoss wieder mit drei Kanonen Sperrfeuer, aber die Jäger machten uns zu schaffen. Die 2 cm-Kanone war kaum feuerbereit, als ein Jabo uns wieder direkt angriff. Unser Geschützführer schoss sich auf ihn ein, er drehte ab und kam nicht wieder. Am späten Nachmittag flauten die

Kämpfe zur Selbstverteidigung ab und es kehrte langsam wieder Ruhe ein.

Die Verluste unserer Batterie waren ein Gefallener und eine Reihe Schwerverletzte. Ich hatte keine äusseren Verletzungen und trug den Kopf nicht unter dem Arm, und so konnte es auch nicht schlimm sein bei mir. Eine Behandlung im Lazarett wurde mir nicht angeboten. Ich glaube, dass damals auch noch niemand wusste, was ein Hörsturz war. Nach 4 bis 5 Tagen hatte mein Gehör sich wieder so weit gebessert, dass ich mich mit meinen Kollegen wieder einigermaßen verständigen konnte. Ebenso hatten sich meine Augen wieder zusehends gebessert.

Bei den Kämpfen hatte unsere Batterie drei Lastensegler abgeschossen. Von der Beutemasse aus diesen Seglern bekam unser Batterieführer einen PKW (Kübelwagen) geschenkt. Wir erhielten jeder vielleicht 50 Gramm Schokolade guter Qualität aus dem Beutegut.

Eine unserer Nachbarbatterien hatte schwere Verluste erlitten. 40 Gefallene und 80 Verwundete. Demnach waren nur noch 40 Leute einsatzfähig. Unsere Batterien waren ja gleichzeitig angegriffen worden, aber bei dieser Batterie war der Bombenteppich voll auf die Batterie gegangen. Der Personalbestand wurde zwar ergänzt, aber bei der Kernmannschaft war die Kampfmoral so am Boden, dass die 16-jährigen Kanoniere von den Geschützen wegliefen, wenn ein Bomberverband im direkten Anflug auf die Batterie war, die Bomben also direkt auf sie werfen konnte. Zur Abhilfe kam dann ein General, um die Moral aufzurichten. Der Kernsatz dieses Generals lautete: «Ihr seid doch keine Kinder mehr, ihr seid Männer!! Und Männer laufen doch nicht weg vor dem Feind!». Jetzt wussten sie es. Aber dieses Phänomen gab es in geringem Umfang auch in unserer Batterie.

Wie schon gesagt, hatten die Luftlandungen zu gleicher Zeit an 3 Orten stattgefunden, bei Eindhoven, Nimwegen und Arnheim. Die Alliierten wollten einen Keil an der holländisch-deutschen Grenze vorbei treiben und dann von Arnheim aus rechtsrheinisch nach Deutschland vordringen.

Dass die Engländer bei Arnheim nicht richtig Fuss fassen konnten, hatten die Deutschen zu einem entscheidenden Teil einem RAD-Flakbataillon zu verdanken, das seine Stellungen mitten in dem Gebiet hatte, wo die Engländer ihre Lastensegler landen wollten. Die Flak schoss 80 Lastensegler ab, die in und übereinander Bruchlandungen machten, und auch im Infanteriekampf hielten sie die Engländer in Schach, bis deutsche Verstärkung kam. Dieser Einheit wurde das Ärmelband «Arnheim» verliehen. Es wurde zwar ein Film über «Die Brücke von Arnheim» gedreht, aber die Tapferkeit dieser 16-Jährigen wurde nicht erwähnt. Das Landeunternehmen Arnheim scheiterte. Die Landungen an den genannten drei Orten war das grösste Luftlandeunternehmen des zweiten Weltkrieges.

Bei uns an der Moerdijkbrücke war fast alles, was oberirdisch angelegt war, zerstört oder schwer beschädigt. Wir hatten unsere Unterkunft cirka einen Meter tief in die Erde eingegraben und hatten auf den Boden die abgebauten Rommelsparren gelegt. Unsere Zeltplanen, die wir als Dacheindeckung genommen hatten, waren alle durchsiebt und mussten neu besorgt werden. Die Kanonen wurden so schnell es ging instandgesetzt, aber die Ersatzteilbeschaffung gestaltete sich manchmal schwierig.

Die Kämpfe spielten sich bei uns immer öfter um die Brücken und die Transporte auf der Eisenbahn ab. Besonders die Brücken wurden alle paar Tage bombardiert. Für die Reparatur der Löcher im Beton und für die Instandsetzung der Gleise standen extra Pioniertrupps bereit. Zwei Tage nach der Beschädigung der Brücke war dieselbe immer wieder repariert, und es konnten

wieder Transportzüge darüber rollen. Die Engländer liessen sich immer wieder viel einfallen, um die Brücken überraschend anzugreifen. Einmal versuchten sie es mit Verbänden in normaler Höhe, ein andermal kamen sie als Tiefflieger, so dass wir fast nicht zum Schuss kamen. Die deutsche Spionage in England hatte Verbindung zu verschiedenen Einsatzstäben, so dass wir oft Stunden vor dem Angriff den Zeitpunkt wussten. Es gab auch Einzelkämpfer unter den Engländern, die wahrscheinlich eine Mutprobe ablegten und allein mit ihren Maschinen ohne Jagdschutz Bomben auf die Brücken warfen. Aber zerstören konnten sie die Brücken nicht, oder wollten sie es nicht?

Über die Hälfte der Tageszeit waren bei uns Jagdbomber in der Luft, wohlgermerkt immer Alliierte, welche die Transportzüge attackierten oder nach den Abschussrampen der V 2 Ausschau hielten. Wenn die Züge mit Bordwaffen angegriffen wurden, dann liessen die Lokführer jede Menge Dampf ab und nebelten sich ein. Selbst entfernten sie sich auch schnell vom Zug, um aus der Schusslinie zu kommen. Der Lokführer kam erst wieder auf seine Lok, wenn sich alles wieder beruhigt hatte. Am Tage kamen aber nur Transportzüge, wenn nachts nicht alles bewältigt werden konnte. Das kam schon öfter vor, denn der deutsche Brückenkopf Breda südlich des Diep hatte einen grossen Verbrauch an Nachschub. Einmal hatten wir Tiefflieger beschossen, welche Autos auf der Strassenbrücke und den Anrampungen angegriffen hatten. Ob wir nun einem holländischen Lieferwagen zu nahe gekommen waren oder die Jabos, oder ob der Fahrer vor Schreck von der Fahrbahn abgekommen war, jedenfalls kam das Auto sich seitlich überschlagend die 30 m hohe Böschung der Anrampung heruntergekollert. Die Böschung war rot gefärbt und zwar mit Tomaten. Die Kisten zum Transport der Tomaten lagen noch dabei. Wir nichts wie hin und schleppten die Tomaten kistenweise in die Batterie. Es wurde

fleissig davon gegessen, und für einen guten Stuhlgang brauchten wir weiter nichts zu unternehmen.

Als der General bei uns zur Inspektion war, fragte er dann auch die Batterieführung, wie denn die Moral der Truppe sei, und man sagte ihm, wir wären jetzt über ein halbes Jahr von zu Hause weg, und es hätte noch niemand Urlaub bekommen. In einem Fall sei der Vater vor drei Wochen gestorben, und die Mutter hätte flüchten müssen wegen der Front. Die Leute würden schon einmal unzufrieden. In den krassesten Fällen erhielten die Leute dann 14 Tage Urlaub. Einer dieser Urlauber war an derselben Kanone wie ich. Es gingen drei Wochen ins Land, aber der Kollege kam noch nicht wieder. Als die vierte Woche ungefähr um war, kam er mit 2 grossen Koffern angeschleppt. Er hatte allen näheren Kollegen etwas mitgebracht. Er zog abends mit mir auf Wache, und er erzählte und zeigte mir seinen Urlaubsschein, der mindestens 8 Stempel hatte von Fliegeralarm in Köln. So hatte er sich auf der ganzen Reise abgesichert, und er erzählte und erzählte, 14 Tage hatte seine Rückreise zu uns gedauert. Und dann hatte er Pech: «Ich wäre ja noch nicht gekommen, aber ich stand mit einem Mädchen auf dem Bahnhof in Utrecht, da kommt unser Leutnant auch auf den Bahnsteig. Er hat so getan, als ob er mich nicht sehen würde, aber ich wusste ja nun nicht, hat er mich gesehen oder hat er mich nicht gesehen? Da musste ich ja kommen». Und er erzählte, die Deutschen hätten in der Eifel bestimmt etwas vor, es würde alles auf eine Offensive hindeuten. Die ganzen Wälder lägen voll mit Munition und Material. Eine solche Ansammlung von Kriegsmaterial hätte er noch nicht gesehen. Ich konnte es fast nicht glauben. Es war jetzt Anfang November.

Am Tage nach der Luftlandung hatte es zu regnen angefangen, und der Regen ging in einen richtigen Landregen über. Da die Zeltplanen unserer Unterkunft zerfetzt waren, hatten wir uns in

einem grossen Strohhaufen einquartiert. Aber mit der Zeit tropfte es überall durch, und die Tropfen wurden zum Rinnsal. Inzwischen hatte man aber wieder Zeltplanen besorgt, und wir hatten die alte Behausung mit trockenem Stroh ausgestattet, und sie wieder in Besitz genommen. Anfangs war der Boden noch aufnahmefähig für das Wasser, das vom Himmel fiel, aber mit der Zeit hatte der Boden sich dann voll Wasser gesaugt. Als ich einmal nachts vom Wacheschieben kam, wackelten die Kiefersparren auf dem Boden, aber ich dachte noch nicht, dass es bald so schlimm werden sollte. Morgens erzählte ein Kollege, dass er nachts nach der Wache am Rand der Unterkunft eine Grube gegraben hätte, bis unter die Kiefersparren und schon 12 Eimer Wasser rausgetragen habe, wir müssten weiter laufend Wasser raustragen, sonst würde unsere Unterkunft versaufen – und so war es auch. Es wurden schnell Balken und Bretter besorgt, und der Bau einer Unterkunft auf der Erdoberfläche machte schnelle Fortschritte. Wir hörten dann, dass die Holländer Schleusen geöffnet hatten, um die Bewässerungsgräben zu fluten – oder hatten sie es mit Absicht getan, um uns aus unseren Erdlöchern herauszuholen? Die Bewässerungsgräben wurden aber angeblich im Herbst immer geflutet.

Ein Oberfeldmeister schickte mich los, ich solle in einem leerstehenden Bauernhof einmal versuchen, einen Überwurf zu besorgen, damit die Batterieführung ihre Unterkunft mit einem Vorhangschloss abschliessen könne. Ich zog los und inspizierte die Wirtschaftsgebäude auf einem leerstehenden Bauernhof nach einem Überwurf, den ich ausbauen könnte. Aber die Schrauben waren gegen das Aufschrauben so gut vernietet, dass ich anfang, mit dem Meissel dieselben zu lösen. Ich machte mit meinem Hämmern ganz gehörig Krach, so dass die Schützen an einem MG-Stand auf mich aufmerksam wurden. Der MG-Stand war vielleicht 80 m von mir weg und sollte Tiefflieger abwehren.

«Was machst du Banause da oben». (Die Höfe waren meist auf niedrigen Erhebungen gebaut, damit die Flut sie nicht erreichen konnte.) «Hier wird nichts zerstört, mach, dass du wegkommst». Ich rief ihm zurück, ich baue nur einen Überwurf aus, um die Unterkunft des Batterieführers abschliessen zu können und fing wieder an zu hämmern. «Mach dich weg, oder ich schiesse dich mit dem MG zusammen!». Daraufhin stellte ich die Demontage ein und ging zu dem MG-Stand.

Der Soldat war wirklich sehr erbost und erzählte, dass das Militär bei ihnen zu Hause, wo die Front jetzt stände, ebenso hausen würde. Es würde die Möbel zum Fenster hinaus werfen und zu Feuerholz machen, die Banditen zerstörten alles, Hab und Gut. Deshalb wollte er hier dafür sorgen, dass es nicht so ginge. Ich entschuldigte mich, ging in die Batterie zurück und erklärte meinem Oberfeldmeister, warum ich keinen Überwurf mitbringen konnte. Übrigens stammte der Soldat aus dem Grenzgebiet meiner Heimat. Ich konnte mich nach dem Krieg davon überzeugen, wie sinnlos der Hausrat vielfach zerstört worden war. Übrigens bin ich dem Mann, der denselben Beruf hatte wie ich, nach dem Krieg begegnet, und wir haben als Schreiner zusammen gearbeitet. Er war ein wirklich zugänglicher Mensch, und ich habe nie mehr die unbändige Wut bei ihm sehen können. Hätten wir mehr Menschen mit so einem Mut gehabt, dann wäre manches Schlimme nicht passiert.

Aber der Krieg liess uns ja nicht immer nur tragische Ereignisse erleben. Wir beide tauschten manch lustige Episode aus. So erzählte er von ihrer Verladearbeit im Hafen, bei Eis und Schnee. Sie hatten einen Kollegen bei sich, der konnte praktisch nicht atmen, ohne dass er die Tabakpfeife im Mund hatte. Sie mussten bei ihrer Verladearbeit höllisch aufpassen, dass sie nicht ausrutschten. Auf einmal war der Pfeifenmann verschwunden, sie sahen nach und entdeckten ihn im Hafenwasser wild stram-

pein. Man warf ihm einen Rettungsring zu und holte ihn mit Hilfe von Seilen und Leiter wieder an Land. Als seine Kollegen ihn nun näher betrachten konnten, brachen sie alle in unbändiges Lachen aus. Sie lachten so, dass manche nicht mehr stehen konnten. Ihr Kollege hatte, obwohl er im eiskalten Wasser des Hafens vorhin schon untergetaucht war, nach der Bergung immer noch die Pfeife im Mund. Ihn verband schon eine unverbrüchliche Treue zu seinem liebsten Gebrauchsgegenstand. Nachdem die Kollegen den Lachkrampf überwunden hatten halfen sie ihm schon, dass er aus seinen nassen in trockene Kleider kam.

Im Oktober war der Herbst gekommen und wir hatten nichts zum Heizen. Deshalb besorgte man uns allen jedem ein Paar typische holländische Holzschuhe, die wir dann in der Behausung tragen durften. Wenn aber Fliegeralarm kam, musste alles sehr schnell gehen, und wir rannten in den «Holzenklumpen», wie wir die Holzschuhe auch nannten, an unsere Kanonen. Da der Boden durch den Regen zeitweise morastig war, blieben die Klumpen öfter im sumpfigen Boden stecken, und wir rannten ohne sie weiter. Wir hatten zwar Socken, sollten dieselben aber im Tornister lassen und mit Fusslappen in die Schuhe oder Stiefel steigen. Die Socken sollten nicht verschlissen werden, sondern dieselben sollten wir noch haben, wenn wir in Gefangenschaft gingen. Der Engländer sollte nicht den Eindruck gewinnen, die Deutschen könnten sich keine Socken mehr leisten. Ich habe allerdings nie gehört, dass Gefangene zurückgeschickt wurden, um ihre Tornister mit den Socken noch zu holen, wenn sie in Gefangenschaft gingen.

Wir hatten die zwei Monate an den Moerdijkbrücken ein paar Mal Gelegenheit, nach Dortrecht ins Hallenbad zu gehen, wo wir uns einmal richtig waschen und dann schwimmen konnten. Das war dann immer eine richtige Wohltat. Sonst war mit Ausgang nicht mehr viel los. Wenn man dann noch erfuhr, wie die

Gestapo (Geheime Staatspolizei) die Holländer behandelte, verlor man die Lust am Ausgang. Da war zum Beispiel in Dortrecht Vater und Sohn mit einem Handwägelchen in ein Versorgungslager der Deutschen gefahren und hatten sich einen Sack Kartoffeln auf das Wägelchen geladen. Ein Mann von der Gestapo hatte dies beobachtet, ging hin und erschoss den Vater. Der Sohn musste die Kartoffeln abladen und dafür seinen Vater unter schluchzendem Weinen auf sein Wägelchen laden und ihn nach Hause bringen. Wer weiss, in welcher Not die Familie sich befand und zu dieser Verzweiflungstat bereit war, in einem deutschen Versorgungslager Kartoffeln zu stehlen. Dies geschah, als Leute von unserer Batterie im Versorgungslager waren, um dort Verpflegung abzuholen. Es hätte sicher gereicht, wenn man eine nicht so unmenschliche Strafe verhängt hätte. Die ganze Batterie war empört über diese sadistische Verhaltensweise der Gestapo.

Wir waren manchmal richtig zerrissen in unseren Gefühlen. Wie konnte man nur so unmenschlich sein. Andererseits packte uns grosse Wut, wenn grosse viermotorige Bombenverbände über uns hinweg flogen, um Wohnviertel in den deutschen Städten in Schutt und Asche zu legen und dabei Frauen und Kinder zu töten. Gewiss, die Deutschen hatten es ihnen vorgemacht. «Wir werden ihre Städte ausradieren» hatte Hitler getönt. Ich glaube nicht, dass der Bombenkrieg gegen die deutschen Städte den Krieg verkürzt hat, sondern eher das Gegenteil bewirkt hat. Verkürzt haben die Angriffe auf deutsche Industrieanlagen den Krieg.

Woher nahmen wir den Kampfesmut, um bei den Luftlandungen so durchzuhalten? Wohl auch, um unsere Heimat vor dem Kampfgeschehen zu bewahren. Aber manchmal war es uns schon so wie den Soldaten an der Ostfront, die nach Hause schrieben: «Man weiss nicht mehr wofür man noch kämpfen

soll.» Auf der einen Seite das NS-Regime, das sich immer mehr von der unmenschlichsten Seite zeigte, auf der anderen Seite das deutsche Volk und die Menschlichkeit, für die wir eintreten mussten. Wir hatten einmal zwei Flieger abgeschossen, und die Besatzungen sprangen mit den Fallschirmen ab. Da fingen ein paar Leute von uns an, mit den Karabinern darauf zu schiessen. Da schrie ein Kollege aus einem 8,8 cm-Geschützstand: «Welche Verrückten schiessen denn da auf die Leute, die am Fallschirm hängen? Wir schiessen nicht auf wehrlose Menschen, schämt euch was». Und die Ballerei hörte auf. Von der Batterieführung war nichts zu hören. Deshalb war es auch so schwer, die Leute nach ihrem Standort einzuschätzen. Aus ihrem Verhalten uns gegenüber konnten wir unsere Schlüsse ziehen.

Da das nasskalte Wetter im Oktober zunahm, spielte sich unser Zusammenleben immer mehr in unseren engen Unterkünften ab. Es war ganz natürlich, dass die Spannungen im Verhältnis zueinander zunahmen. Vorher hatte man sich draussen aus dem Weg gehen können, jedoch in der engen Behausung war das nur noch begrenzt möglich.

Zwischen zwei Geschützführern, der eine stammte aus Wien, der andere aus Köln, hatte es schon immer Reibung gegeben, man war sich aber immer aus dem Weg gegangen, bis eines Abends die Spannung auf den Höhepunkt trieb. Es begann mit der Äusserung unseres Geschützführers aus Köln: «Hier ist einer der immer Sand ins Getriebe streut.»

Der Geschützführer aus Wien fühlte sich sofort angesprochen, und Rede und Widerrede schaukelten die Emotionen hoch. Beide unterhielten sich schreiend, bis der Wiener aufsprang, sich ein Gewehr aus dem Ständer griff und auf seinen Kollegen aus Köln anlegte: «Ich schiesse dich kaputt, ich schiesse dir Löcher in den Bauch» und beide schrien sich nur noch an. Alles sass in Schweigen erstarrt am Tisch und rührte sich nicht. Ich sass gegenüber den beiden Streithähnen am Tisch. Einer

musste etwas tun. Ich stand auf, ging schweigend um den langen Tisch herum und nahm dem Wiener das Gewehr ab, ohne dass dieser sich sehr sträubte und sagte ganz einfach: «Hier wird nicht geschossen.» Stellte das Gewehr zurück in den Ständer, rückte dem Wiener Kollegen den Stuhl zurecht: «Hier setzt dich hin und redet sachlich miteinander, und wenn ihr es fertigbringt, entschuldigt euch beieinander».

Ich wurde allgemein als ein verkappter Pazifist angesehen, obwohl ich nur in unsinnigen Situationen als solcher gelten konnte. Der Wiener Kollege hätte bei einem andern die direkte Einmischung in den Streit nicht geduldet und hätte wohl auch sonst niemandem das Gewehr ohne Widerstand abgegeben. Es wurde noch ein verhalten ruhiger Abend. Die beiden Kontrahenten waren wesentlich stiller als sonst.

Rund 500 m neben uns, auch hinter dem Deich von «Holländisch Diep», lag schwere Artillerie mit veralteten Geschützen, die über «Holländisch Diep» hinweg die englischen Truppen beschoss. (Ich habe es oben schon einmal erwähnt.) Die Mannschaften an den Geschützen waren Russen aus der Wlassow-Armee. Sie hatten sich zur Wlassow-Armee gemeldet, um Russland vom Kommunismus zu befreien. Nun mussten sie hier im Westen gegen die Engländer kämpfen. Sie taten uns richtig leid, weil sie so missbraucht wurden. Aber zum Machterhalt war dem NS-Staat jedes Mittel recht.

Der Brückenkopf Breda, der nur noch nach Norden über die Moerdijkbrücken Verbindung zum Hinterland hatte, wurde immer mehr eingedrückt. Die Engländer setzten viele Truppen dazu ein. Auch die Deutschen erhielten ganze Eisenbahnzüge voll mit fabrikneuen 70 Tonnen schweren Königstigerpanzern. Aber die Alliierten konnten in allem mehr aufbieten, und ausser-

dem hatten sie die totale Luftherrschaft. Das Kampfgeschehen wurde immer hektischer und die Lage immer heisser. Von uns mussten zwei 8,8 cm-Kanonen mit Panzermunition an das südliche Brückeneende, um die Brücke gegen überraschende englische Panzervorstösse zu sichern. Dann erhielten wir Meldung über Panzeransammlungen der Engländer in unserem Wirkungsbereich. Wir erhielten die Koordinaten und begannen mit dem Beschuss dieser Ansammlungen. Unser Beschuss wurde von einem VB (Vorgeschobenen Beobachter) geleitet und wenn sich Panzer an einem anderen Punkt sammelten, wurde das Feuer dort hin verlegt. Den ganzen Tag über wussten die Engländer nicht, wo sie uns hatten. Als wir aber bei Dunkelheit unseren Beschuss fortsetzten, hatten sie unseren Standort schnell lokalisiert. Sie sahen jetzt das Aufleuchten der Mündungsfeuer, massen die Zeit zwischen dem Aufblitzen der Mündungsfeuer und dem Eintreffen des Schalls und hatten damit die Entfernung. Der Punkt der grössten Helligkeit war die Seitenrichtung unseres Standortes. Das alles hatte ihnen am Tage gefehlt, um uns zu lokalisieren.

10 bis 15 Minuten nachdem wir die Panzer bei Dunkelheit beschossen hatten, setzte ein intensives langanhaltendes Trommelfeuer ein. Es lag gut platziert mitten im Bereich unserer Batterie. Das Feuer war so stark, dass wir alle Deckung ausserhalb unseres Batteriebereiches gesucht haben. Diesmal wurde der Batterieführer selbst auch schwer verwundet. Er hatte so schwere Rückenverletzungen, dass er wahrscheinlich daran gestorben ist. Es wurde noch eine ganze Anzahl verwundet, aber über die genaue Zahl kann ich keine Angaben mehr machen.

Der Brückenkopf Breda war jetzt soweit eingedrückt, dass sich nachts die meisten Einheiten über die Brücke zurückzogen. Wir sollten Stellungswechsel machen, aber die Zugmaschinen für

unsere Kanonen standen nicht so schnell bereit. 28 Pferde mit den nötigen Wagen wurden bei den Bauern beschlagnahmt für den Transport von allem Gerät. Für den ersten Bedarf an Munition standen LKW zur Verfügung, auf denen wir mitfahren konnten. Zugmaschinen für die Geschütze waren inzwischen eingetroffen und führten den Transport durch. Nachdem die letzten Einheiten in der Nacht über die Brücke zurück waren, kamen in der Nacht darauf deutsche Kampfschwimmer zum Einsatz. Kampfschwimmer hatten eine Taucherausrüstung, und in diesem Fall transportierten sie die Sprengladungen für die beiden Brücken zum Einsatzort. Gesprengt wurden jeweils die beiden Mittelpfeiler – und die Brücken stürzten ein. Eine zusätzliche natürliche Barriere war für die Alliierten wieder zu überwinden. Ich dachte an die hohen Kosten, die ein späterer Neubau erfordern würde. Da waren die 28 Pferde mit den 14 Wagen, die man bei den Bauern beschlagnahmt hatte ja noch ein Pappentstiel dagegen. Jedenfalls hatten wir die nächsten 2 Monate, die wir noch in Holland waren, auffällig oft Gulasch zu den Pellkartoffeln. Was mit den übrigen Pferden geschah, weiss ich nicht. Wahrscheinlich wurden damit auch die Speisepläne anderer Einheiten aufgebessert.

Unterwegs nach Utrecht, wo wir in eine fertig ausgebaute Flakstellung einziehen sollten, machten wir in einer Stadt halt. Es war in einer Siedlung am Stadtrand, wir lagen auf den Munitionskisten und beobachteten unter der aufgerollten Autoplane heraus das Kleinstadtleben. Zu einem Haus mit einer etwa 10-stufigen Aussentreppe kam eine junge Frau, ging die Treppe hoch und klingelte. Eine Bewohnerin kam heraus, und die beiden Frauen diskutierten aggressiv. Gleich darauf gerieten sie sich in die Haare, rissen sich daran, prügeln sich, und bald wälzten sich die beiden ineinander verkrallt die Treppe hinunter. Bei uns entstand ein Gejohle und Lachen, Anfeuerungsrufe wurden laut. Wir fuhren bald weiter und konnten das Gesche-

hen nicht mehr weiter verfolgen. Für mich war es der Auftakt des Geschehens, das sich nach unserem Rückzug in diesen Gebieten abspielen würde. Wie viel Leid und Demütigung mag sich bei einer dieser Frauen angehäuft haben, vielleicht der Verlust oder Tod von Familienangehörigen, hervorgerufen durch die deutsche Besatzung, was sich nach dem Einzug der Alliierten ins Gegenteil verwandeln würde. Ich diskutierte noch länger mit meinen Kollegen darüber, doch bald waren wir mit unserer Einheit bei Utrecht angelangt.

Unsere Flakstellung lag hier ein paar hundert Meter neben einer Kanalschleuse auf dem Damm, der am Kanal entlanglief. Hier hatten wir noch einmal richtige Baracken-Unterkünfte, und das Leben war dadurch schon ein Stück angenehmer. Die Feldküche bediente uns jedoch auch hier von auswärts und kam nur bei Dunkelheit in die Batterie, so wie es auch schon an der Moerdijkbrücke gewesen war. Die Flieger liessen die Schleuse in Ruhe, und so beschossen wir hauptsächlich einfliegende Bomberverbände und Tiefflieger. Unsere Verpflegung haben wir hier öfter mit Fischen aufge bessert, die wir in Nebengewässern fingen. Wir hatten uns Stangen besorgt, in die wir vorne lange Nägel rein gehauen hatten. Wir nahmen uns Handgranaten mit. Es hat dann einiger Versuche bedurft, bis wir den richtigen Dreh heraus hatten. Warfen wir die Handgranaten nach dem Abziehen zu früh ins Wasser, versoffen sie und der Zünder ging nicht mehr los. Man musste ein paar Sekunden warten, so dass sie kurz nach dem Eintauchen im Wasser explodierten. Die Fische bis zur Grösse von einem Kilo kamen bewusstlos auf dem Rücken liegend an die Oberfläche und mussten dann sofort mit den Stangen an Land gezogen werden, denn nach kurzer Zeit kamen sie wieder zu sich, drehten sich schnell und verschwanden wieder im Wasser.

Dann war da noch ein Schiffer, der Äpfel mit seinem Schlepp-

kahn transportierte. Er hatte sich mit der Batterieführung angefreundet und übernachtete regelmässig bei uns, wenn er mit seinen Äpfeln unterwegs war. Abends spät haben wir dann jedes Mal dafür gesorgt, dass wir noch ein paar Kisten Äpfel mitbekamen. Der Schleppkahnfahrer hat sich nie beschwert. Gemerkt hat er es ganz bestimmt, aber wahrscheinlich konnte er den Verlust verschmerzen, denn er lagerte nachts bei uns, bis im Dezember ein harter Frost einsetzte.

Ein Unteroffizier und ein anderer Kollege von uns, hatten einen Hamsterpfad der Holländer ausfindig gemacht, wo die Utrechter abends mit Wertgegenständen aufs Land gingen und sie dort gegen Lebensmittel eintauschten. Unsere zwei Ganoven benahmen sich genau so wie die Raubritter des Mittelalters. Sie legten sich auf die Lauer und nahmen den Holländern die Lebensmittel ab. Ob sie sich auch an Wertgegenständen bereicherten, weiss ich nicht mehr. Bei uns waren sie unten durch. Den Holländern, die vielleicht für ihre Kinder Lebensmittel besorgen wollten, nahmen sie alles weg. Die Holländer konnten sich auch nicht viel wehren, denn die zwei standen ja mit dem Gewehr da, und bei der Justiz hatten sie auch schlechte Karten, da das Hamstern verboten war. Aber jede Armee hat ja solche Typen, bei denen einem das Kotzen kommen könnte. Nur als Beispiel: Nach dem Krieg zur Besatzungszeit, als die Franzosen bei uns das Sagen hatten, Anfang 1946, kamen zwei Besatzungssoldaten, die anscheinend überhaupt kein Deutsch sprachen in unser Haus und fingen an Haussuchung zu halten. Mein Vater, Invalide, 61 Jahre, und meine Schwester waren allein zu Hause. Sie durchsuchten alles, besonders die paar Schränke, die der Krieg übriggelassen hatte. Mein Vater war mit ihnen gegangen von Zimmer zu Zimmer. Nach einer halben Stunde ging mein Vater und brachte jedem der beiden einen schönen Apfel aus eigener Ernte. Sie nahmen die Äpfel, schauten sich gegen-

seitig an und verliessen das Haus ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben. Bei uns konnte man wirklich keine Beute machen. Was meine Eltern mit auf die Flucht genommen hatten, war dort alles bei einem Bombenangriff zerstört worden. Die beiden Besatzungssoldaten waren wohl etwas beschämt, als sie in unserem alten kriegszerstörten Haus einen Apfel geschenkt bekamen. Sie hatten ja bei ihrer Durchsuchung gesehen, dass es bei uns keine Schätze zu holen gab.

In Holland war der Wildbestand spärlich, nicht so reichlich wie bei uns zu Hause in der Eifel. Nur einen einzigen Hasen bekamen wir bei Utrecht zu Gesicht, der sich in unsere Nähe verlaufen hatte. Er wird so cirka 100 m von uns entfernt gewesen sein, als wir das Karabinerfeuer auf ihn eröffneten. Nachdem wir alle aus unserer Geschützmannschaft unser Glück versucht hatten, ohne ihn zu treffen, schenken wir ihm das Leben, so wie man bei einem zum Tode durch den Strang verurteilten verfährt, wenn der Strick beim Hängen zerrissen ist. Aber den erhofften Sonderbraten konnten wir uns abschminken. Wir waren nach solchen Sonderaktionen froh, wenn wir keine Strafpredigt erhielten wegen des Missbrauchs von Munition. Aber es kam nicht alles zu Ohren unseres «politisch Beauftragten», der sonst seinen Senf dazu gegeben hätte. Es sollte überall sparsam gewirtschaftet werden.

44. KZ-Häftlinge

Eines Nachts kamen zwei Tiefflieger, die Wasserminen in den Kanal warfen. Es hatte in den letzten Tagen starker Frost eingesetzt, der Kanal war jedoch nicht zugefroren. Eine oder zwei Nächte darauf kam nachts ein Schlepper mit zwei Kohlenkähnen, und der Schlepper lief prompt auf eine Mine und sank. Wir schenken dem Vorgang keine besondere Beachtung. Nachmit-

tags kamen jedoch die SS und eine Abteilung Pioniere angefahren, die einen Steg zu den Kohlenkähnen bauten. Die SS legte einen Sperring im Halbrund an Land um den Steg. Dann wurden die Ladeluken geöffnet und heraus kamen, Menschen, Menschen, Menschen. Wir vermuteten, dass es lauter Menschen aus dem holländischen Widerstand und Juden waren. Man liess sie kaum aus humanitären Gründen heraus, um sich an Land zu bewegen, sondern es waren mehr die Überlegungen, dass sie sonst an Unterkühlung sterben würden, und man hätte dann die Arbeit, die Häftlinge heraus tragen zu müssen. Nach 1 oder 2 Stunden mussten wieder alle in die Kohlenkähne hinein. Der Steg wurde abgebaut, und das Ganze bot wieder einen friedlichen, unschuldigen Anblick. Anderntags wurde der Schlepper zur Seite gehoben, Minensuchboote suchten den Kanal ab, ein neuer Schlepper fuhr die Häftlinge im Kohlenkahn scheinbar friedlich der Ermordung entgegen.

Dieses Ereignis löste bei meinen Kollegen vielfach die Zunge, und wir debattierten noch stundenlang über die Judenfrage und wie man mit den Menschen im Allgemeinen umging. Es bestand eine allgemeine Ablehnung gegen die NS-Praktiken, wie sie jetzt gepflegt wurden. Unter uns allen bestand eine allgemeine Gewissheit darüber, dass diese Menschen, die wir heute aus dem Kohlenschiff hatten kommen und wieder verschwinden sehen, umgebracht werden würden. Langsam schälte sich die Meinung heraus, wenn man die Juden schon nicht mehr im Reich haben wollte, dass es viel humaner gewesen wäre, sie nach Madagaskar umzusiedeln, was ja von der Reichsregierung einmal vorgeschlagen, aber von den Westmächten abgelehnt wurde.

Mir wurde später öfter der Vorwurf gemacht, wieso ich nur so reden könnte, die Juden wären ein wertvoller Teil unseres Volkes gewesen. Das war mir während der NS-Zeit auch bewusst.

Aber wo waren denn zu der oben erwähnten Zeit all diese tapferen Leute? Man hat nichts gehört und gesehen von ihnen. Sie taten in der Öffentlichkeit den Mund nicht auf. Wenn man kritische Worte sagte, dann stand man ganz allein auf weiter Flur. Wenn man etwas sagen will, um Missstände zu verhindern oder zu beseitigen, dann muss es zur richtigen Zeit gesagt werden, wo das Wort noch etwas bewirken kann. Heute in unserer Demokratie Kritik zu üben, gehört nur etwas Zivilcourage dazu. Man riskiert weder seine Freiheit, noch sein Leben (er irrt). Aber wo sind denn diese tapferen Rufer in der Wüste, wenn es um Hunderttausende Abtreibungen jährlich geht, wo es doch nur in wirklichen Notfällen zu verantworten wäre. Wo sind denn diese Kämpfer für Demokratie und Menschenrechte, wenn es gegen rechtsextreme Machenschaften und Propaganda geht, wenn die Untaten des NS-Regimes geleugnet werden und ein neuer Hitler gefordert wird. Wir waren damals 16 bis 17 Jahre alt, als wir uns die Gedanken um die Judenfrage und das Partisanentum gemacht haben. Es gehört manchmal viel Mut dazu um heikle Themen anzusprechen, und es ist meistens ein Sprung ins kalte Wasser.

Es kam der 15. Dezember 1944. Ein allgemeines Feuerverbot für alle Flakbatterien liess uns aufhorchen. Vorher musste auf alle Flieger geschossen werden, die in unseren Wirkungsbereich kamen – und heute dieses Feuerverbot. Es war etwas im Gange. Ein Grosseinsatz unserer Luftwaffe im Westen, um die Ardennenoffensive vorzubereiten. Die Deutschen hatten etwas von den Alliierten gelernt. Überraschungsangriffe auf alle erreichbaren Militärflugplätze der Alliierten und Zerstörung aller Maschinen am Boden. Das Vorhaben glückte weitgehend. Die Luftüberlegenheit der Alliierten war für die ersten Tage dahin. Aber bei denen war es wesentlich anders als bei uns. Ersatz war in 8 bis 10 Tagen in jeder gewünschten Menge wieder beschafft.

Am 16. Dezember morgens um 5 Uhr startete die deutsche Ardennenoffensive, und es ging ziemlich schnell nach Luxemburg und Belgien hinein. Jedoch noch vor Weihnachten fing das Blatt an sich zu wenden.

Die alliierten Luftstreitkräfte hatten Verstärkung erhalten, und das Wetter klarte auf. Alle Bahn- und Strassenknotenpunkte in Grenznähe und im näheren Hinterland wurden mit Bombentepichen belegt und so auf deutscher Seite der Nachschub schwer behindert. Ebenso wurden alle Ortschaften an den Knotenpunkten in Schutt und Asche gelegt. Fast alle diese Angriffe fanden an den Weihnachtstagen oder kurz davor oder danach statt. Die Deutschen mussten zurückweichen, und um den 24 Januar waren die Ausgangspositionen wieder erreicht. Die Kämpfe wurden mit grosser Härte geführt, und die Amerikaner waren gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung nicht mehr so umgänglich wie vor der Ardennenoffensive. Das Feuerverbot für die Flak in Holland wurde einige Tage vor Weihnachten wieder aufgehoben.

45. Weihnachten 1944

Es kam der Heilige Abend. Das Fest der Deutschen stand vor der Tür. Unsere Einheit feierte am 24.12. abends in einer Halle der Kanalschleuse. Weihnachtslieder wurden zwar gesungen, aber nur solche, die auf die Weltanschauung des NS-Staates ausgerichtet waren, wie zum Beispiel: «Hohe Nacht der klaren Sterne» und ähnliche. Kein Wort von der christlichen Botschaft der Liebe. Draussen war klirrender Frost. Als wir in unsere Unterkünfte gingen, stand für uns fest, dass die Weihnachtsfeier für uns jetzt erst beginnen würde. Als Erstes hörte man überall das Lied: «Stille Nacht, Heilige Nacht» und auf die Christnacht bezogene Lieder. Es wurde eine wirkliche Weihnachtsfeier gefühlvoll und mit Berichten wie zu Hause Weihnachten gefeiert.

Am 25. Dezember 44 kam eine Vorausabteilung der Flakeinheit, die uns ablösen sollte. Es waren aktive Flaksoldaten, die schon immer bei der Luftwaffe gewesen waren. Wir sollten nach Deutschland zurück – und dann zur Division Feldherrnhalle eingezogen werden. Ungefähr 7 Monate waren wir jetzt in Holland im Einsatz gewesen und hatten Tage mit turbulentem Kampfgeschehen erlebt. Von den 4 Batterien (gleich ein Bataillon) hatte unsere Flakbatterie mit dem Abschuss von 13 Feindflugzeugen das beste Ergebnis erzielt. Auf dem Boden hatten wir den Panzervorstoß der Alliierten auf die Moerdijkbrücken gestoppt. Wie gesagt, unsere Kampfmoral haben die Alliierten mit ihren Angriffen auf die deutsche Zivilbevölkerung hochgehalten – und damit den Krieg eher verlängert.

46. Russe in Österreich

Mein Schwager, Jahrgang 1925, war im Sommer 1944 von der Front in Italien in Heimaturlaub gekommen – und danach wurde seine Einheit an die Front nach Ungarn verlegt. Als er aus dem Urlaub zurück zu seiner Einheit fuhr, konnte er nicht mehr so richtig an unseren Endsieg glauben. Der Abschied von zu Hause fiel ihm wohl auch deshalb so schwer, weil der Untergang des Dritten Reiches mit allen möglichen grossen Gefahren verbunden sein musste. Anfang Dezember wurde er dann in Ungarn schwer verwundet, und er kam nach Österreich in ein Kriegslazarett bei Götzendorf, Bezirk Bruck an der Leitha (Niederösterreich). Das Lazarett wurde nach Weihnachten 1944 zum Teil geräumt, weil die Russen anrückten, jedoch die nicht transportfähigen Verwundeten sowie einige Ärzte und Schwestern blieben im Lazarett zurück. Wie die Einheimischen berichteten, erreichte die Sowjet-Armee kurz vor Silvester 1944 das Lazarett in Götzendorf, aus Ungarn kommend. Die russischen Truppen machten es hier so, wie der russische Schriftsteller Ilya Ehrenburg es ihnen eingepeitscht hatte. Sie prügeln die

Schwerverwundeten, die Krankenschwestern und Ärzte so lange mit dicken Knüppeln, bis sie tot waren. Der Schwager war ungefähr 22 Jahre vermisst, und wir erhielten am 24.10.66 über das DRK die Nachricht, dass er Ende Dezember 44 im Lazarett in Götzendorf, Österreich verstorben sei. Das war nun die Kehrseite der deutschen Ostpolitik.

47. Zurück ins Deutsche Reich

Am Abend des 25.12.44 hatten wir fertig gepackt, den Tornister feldmarschmässig mit Decken und Zeltplane umlegt und alles verstaut. So gingen wir mit umgehängtem Gewehr und Gasmaske, den Tornister auf dem Rücken, zur Kanalschleuse, wo unser Schiff auf uns wartete. Es herrschte klirrender Frost, der Kanal war aber nicht zugefroren. Die Verladung erfolgte ohne Landungsbrücke, und das Schiff ging rhythmisch bis zu einem halben Meter an die Kaimauer heran und entfernte sich dann wieder über einen guten Meter. Wir stiegen ein paar Meter an einer festen senkrechten Leiter mit vollem Gepäck bis auf die Höhe des Schiffsdecks hinab und mussten dann den kurzen Moment abwarten, wo das Schiff am nächsten war, um dann mit etwas Schwung den Satz auf das Schiff zu wagen. Die Gewissheit, dass das Wasser eiskalt war, verhalf uns wahrscheinlich mit dazu, dass keiner hineinfiel.

Für die meisten von uns war dies die erste Schiffsreise auf einem Kanal. Wir konnten uns aber nicht zu riesig freuen über unsere Rückkehr nach Deutschland. Es sollte gleich die Einberufung zur Waffen-SS erfolgen, zu der wir uns ja alle «freiwillig» gemeldet hatten. Wenn man einmal bei diesem Haufen war, dann konnte man auch damit rechnen, «Mitgefangen, mitgehungen.» Kam man in Gefangenschaft, war gleich eine Sonderbehandlung fällig. Man musste dann mit ausbaden, was andere Einheiten angerichtet hatten.

Hätten wir vor der Einberufung zur SS noch Urlaub bekommen, dann hätten wir es wohl auch gemacht wie unsere Kollegen einige Wochen später und wären zu Hause untergetaucht. Für jeden normal denkenden Menschen war der Krieg verloren. Nur die Fanatiker sprachen noch vom Endsieg und von den Wunderwaffen, die bald zum Einsatz kommen sollten. Weil die NS-Führung wusste, dass die SS vom Gegner nicht mit offenen Armen als Gefangene aufgenommen wurde, wusste sie auch, dass diese Einheiten vielfach bis zu ihrer vollständigen Aufreibung kämpften. Deshalb auch dieses intensive Werben für Freiwillige zur Waffen-SS.

Bei unserer Schiffsreise auf dem Kanal staunten wir, wie pünktlich der Schiffsschornstein an den Kanalbrücken umgeklappt wurde, damit wir unbeschadet unter den Brücken hindurch kamen. Wir waren an Deck geblieben und konnten so die Vorgänge an Bord gut verfolgen. Bei uns an Deck war es allerdings eisig kalt, aber die es unter Deck wärmer hatten, sahen allerdings auch weiter nichts als die kahlen Schiffswände. Gegen 2 Uhr war die Schiffsreise beendet, und wir gingen unweit einer Kaserne an Land. Die Umwelt lag in nächtlicher Ruhe, und ein Soldat sang aus einem Kasernenfenster ein albernes Landsknechtslied. Wenn Preussens Gloria noch auf der Höhe gewesen wäre, hätte er wohl ein paar Tage Bau gekriegt.

Hier in dieser Kaserne blieben wir ein paar Tage, bis ein Transportzug für uns bereitstand. Am 31.12. ging der Transport weiter ins Reich auf der Eisenbahn. Am 1. Januar 45 in der Frühe überquerten wir die deutsche Grenze, wurden auf ein Abstellgleis geschoben, und die Lok wurde abgehängt. Das machte man wohl, um den Eindruck zu erwecken, dass es sich um einen leerstehenden Zug handele. Wir schwärmten aus und fanden auf dem Aussengelände der Stadt jede Menge Hülsen von Brandbomben, aber auch zahlreiche noch nicht explodierte Brandbomben. Wir nahmen die scharfen Stabbrandbomben

und warfen sie so, dass sie auf dem Zünder aufschlugen und explodierten.

Kurz darauf konnten wir einen Luftkampf beobachten. Hier über dem Reichsgebiet flog also die Deutsche Luftwaffe noch. Von deutscher Seite war eine ME-262, also ein Düsenjäger beteiligt, der sich mit 2 englischen Spitfire-Jägern einen Luftkampf lieferte. Die deutsche ME 262 flog wesentlich schneller als die Engländer und musste immer einen weiten Bogen machen, um neu anzufliegen. Die englischen Spitfire waren wesentlich weniger als der deutsche Düsenjäger, aber durch ihre geringere Geschwindigkeit waren sie deutlich unterlegen. Die deutsche ME 262 schoss beide Spitfire nacheinander ab. Aber was sollten die paar deutschen Düsenjäger noch machen, gegen so viele Alliierte Maschinen, die nach jedem Verlust schnell ersetzt werden konnten.

In der Nacht zum 2. Januar ging die Fahrt weiter. Die Reise ging nach Korbach, rund 60 km westlich von Kassel. Dort wurden wir in einem RAD-Barackenlager einquartiert und sollten dort warten auf weitere Order, ob wir direkt zur Division Feldherrnhalle eingezogen wurden, oder ob wir noch Urlaub erhalten sollten. Weil die Einheit so nahe vor der Auflösung stand, liess die Disziplin schon viel zu wünschen übrig. Um uns körperlich fit zu halten, sollten wir draussen auf dem Hof die ganzen Wege im Laufschrift zurücklegen. Ob es zum Essenempfang, zum Appell oder zur Latrine ging, immer im Laufschrift. Das ging die ersten Tage gut, aber bald wurde schon gelacht, wenn noch einer sich im Laufschrift bewegte. Vorgesetzte und alle Höherrangigen werden normalerweise militärisch gegrüsst. Bei uns geschah dies nur noch nach Lust und Laune. Man hätte dies wohl auch nicht mehr durchsetzen wollen, wenn die Anforderungen von der Division Feldherrnhalle gekommen wären.

So aber wurden nach 14 Tagen die Zügel wieder angezogen. Ein Feldmeister aus Sondershausen, der für seine stramme Dienstführung bekannt war, nahm dies in die Hand. Er rannte mit uns bei einer Nachtübung bei Schnee und Eis, über Stock und Stein, über Berg und Tal, über Bäche und Wiesen, bis wir richtig ausgepumpt waren. Wieder im Lager sagte er uns vor dem Wegtreten: «Das war jetzt der Anfang der Disziplinarmaßnahmen, wenn es nötig wäre, ginge dieser Dienst weiter, aber es war nicht mehr nötig, wir hatten verstanden.

Es war richtig Winter und es fror durch alles. Auf der Bude war es so kalt, dass unsere Fusslappen, die wir nachts zum Trocknen über die Stiefel hingen, morgens wie ein Brett gefroren waren. Ich musste morgens die Füße daraufstellen und etwas warten, bis sich die Lappen biegen liessen, um sie um die Füße zu schlagen und sie mit den Füßen in die Stiefel stecken konnte. Und Brennmaterial war keines aufzutreiben. Im totalen Krieg hatte Brennmaterial keine Priorität mehr. Ausser der Förderung mit den wenigen Bergleuten machte der Transport Schwierigkeiten, da die Eisenbahn schon viel zu wenig Waggons und Loks hatte und dieselben für wichtigere Transporte eingesetzt werden mussten.

Unsere Einheitsleitung sprach mit der Stadtverwaltung in Korbach, ob wir im Stadtwald Brennholz machen könnten. Die Stadtverwaltung gab zu bedenken, dass die Zivilbevölkerung in der Stadt selbst nötig Brennholz brauchte, und auch nach dem Krieg das Brennholz dringend gebraucht würde. Endlich einmal Leute, die auch an ihre Bevölkerung dachten, wenn es uns in unserer Situation auch nicht helfen konnte. Die Stadtverwaltung gab uns jedoch die Genehmigung, abgestorbene Stöcke, wie sie in den Lohhecken zu finden sind und von den Wildschweinen auf der Suche nach Mäusen aus dem Boden gewühlt werden, auszugraben und als Brennholz zu nutzen. Das machte unsere Lage wesentlich erträglicher.

Wir hatten schon ein Auge dafür entwickelt, wo man etwas Hölzernes finden konnte.

48. Urlaub

Um den 20. Januar herum wurde uns mitgeteilt, dass noch nichts bekannt sei, wann wir zur SS sollten. Darum sollten wir jetzt Gruppen-weise in Urlaub fahren dürfen, besonders deshalb, weil wir nun schon bald ein Jahr eingezogen waren und noch keinen Heimaturlaub erhalten hatten. Die erste Gruppe zu 15 Mann durfte schon am nächsten Tag 8 Tage in Urlaub fahren, die nächste in einer Woche, wenn die anderen zurück seien. Die Woche war vorbei, aber es war noch niemand zurückgekommen. Nach 2 weiteren Tagen hiess es dann, bei den heutigen Verkehrsverhältnissen sei es ja auch kein Wunder, dass sie noch nicht zurück seien. Die nächste Gruppe a. 15 Mann dürfe jetzt fahren. Sie fuhren, und nach 8 Tagen war auch von der ersten Gruppe noch niemand zurück. Beschluss: «Es darf niemand mehr fahren, bis beide Gruppen zurück sind». Resultat: wir konnten unseren Urlaub abschminken.

Bei uns zu Hause stand die Front. Offen wurde nicht über so etwas gesprochen. Ich glaube aber, dass bei jedem von uns der Wunsch bestand, diesen Krieg jetzt möglichst schnell hinter sich zu bringen. Es konnten ja nur noch Leute, die ein Brett vor dem Kopf hatten, daran glauben, dass wir den Krieg gewinnen könnten. Aber diese Leute gab es noch viel zu oft. Diese Typen unter den Urlaubern waren wohl zu Hause von ihren Angehörigen breit geklopft worden, unterzutauchen und nicht mehr zur Einheit zurück zu fahren. Und es tauchte während des Krieges niemand mehr von diesen «Urlaubern» bei der Einheit auf. Anfang Februar kam dann der Bescheid: Wir kommen nicht zur SS, sondern werden neue Grosskampfbatterie bei der Flak. Uns fiel damit ein Stein vom Herzen. Vielleicht hatte die Division

Feldherrnhalle auch Angst, wir würden geschlossen zum Feind überlaufen. (Siehe die Gruppen der Insgesamt 30 Urlauber.)

Sonntags, etwa um den 8. Februar herum, gingen wir nach Korbach essen. In einer Gemeinschaftsküche hatte man uns Reissuppe zubereitet und es hiess, was man schon lange nicht mehr gehört hatte: «Es darf jeder soviel essen wie er will». Die Reissuppe war sehr süss und mit Zimt gewürzt. Jeder stellte sich mit seinem Teller zum Nachfassen an. Aber weil soviel Zucker in der Reissuppe war, hatten die meisten sich vertan und sie schafften den zweiten Teller fast nicht mehr. Jedoch die Suppe hatte einen Nachgeschmack. Der Reis war stickig, aber keiner liess die Suppe stehen. In der Nacht war dann der Teufel los, und die ganze Einheit war auf den Beinen. Der Durchfall war allgegenwärtig. Es war wohl keiner ungeschoren davongekommen, der von der Suppe gegessen hatte. Ich schreibe dies, um zu erklären, dass wir ziemlich alles gegessen haben, auch wenn es nicht mehr so einwandfrei schmeckte. An dieser Reissuppe hatten wir uns alle gründlich verdorben.

49. Grosskampfbatterie bei Bebra

Am nächsten Morgen kam dann schnelles Packen, und auf ging es zum Bahnhof in den Transportzug nach Friedlos, das zwischen dem Bahnknotenpunkt Bebra und Bad Hersfeld liegt. Bei Friedlos sollte die neue Stellung unserer Grosskampfbatterie entstehen. Wir wurden dort in Tanzsälen und Schulsälen einquartiert.

Vom 13. auf den 14. Februar flogen die Alliierten Bomber mehrere schwere Luftangriffe auf die Stadt Dresden. Die Stadt war voller Flüchtlinge aus dem Osten. Die Wirkung dieser Luftangriffe auf diese voll gestopfte Stadt war verheerend. Die Angriffe

erfolgten in Wellen, in Abständen bis zu mehreren Stunden, einmal mit Spreng-, dann wieder mit Brandbomben.

Die Stadt war ein Flammenmeer, mit Feuerstürmen und brennenden Strassenbelägen. Die Menschen schmolzen in den Gluten und fanden fast nirgendwo mehr Schutz. Man weiss heute noch nicht, 60 Jahre nach dem Krieg, wie viele Menschen bei diesem sinnlosen Angriff ums Leben gekommen sind. Wir waren fassungslos und masslos empört über diese kaltschnäuzige Handlungsweise gegen die deutsche Zivilbevölkerung. Diese Terrorakte haben die Kampfbereitschaft gegen diese Bomberverbände jedenfalls kräftig erhöht. Wo konnte man denn noch Menschen finden denen man vertrauen konnte. Ein militärisches Ziel war Dresden auf keinen Fall gewesen.

50. Tote in der Heimat

Zwei Tage später sollte, ohne dass ich etwas davon erfuhr, ein «Dresden» in meiner Heimat stattfinden. Meine Angehörigen waren vor der Front geflüchtet. Schon seit Anfang September 1944 stand die Front mit kurzer Unterbrechung während der Ardennenoffensive nahe am Ort und auch im Ort selbst. In ihrem Asyl, 25 km hinter der Front, waren meine Angehörigen an diesem Nachmittag des 16. Februar 45 schon stundenlang im Keller gewesen, und dann war es ruhig in der Luft geworden. Meine Mutter, eine Schwester und ein Bruder von mir gingen in die Wohnung. Unvermittelt waren die Jagdbomber wieder da und warfen sofort ihre Bomben. Meine Mutter, die Schwester und der Bruder waren sofort tot. Das ganze Haus war durcheinander gewirbelt, es war sozusagen kein Stein auf dem anderen geblieben. Zwei Bomben waren direkt in das Haus gefallen. Deutsche Offiziere haben nachher ihre zuständigen Leute ausgeschimpft, weil sie die ganzen Militärfahrzeuge direkt im Ort

geparkt hatten. Dieser herbe Verlust hat mich schwer geschmerzt, als ich aus der Gefangenschaft heimkam und dies erfuhr. Ich hatte aber deshalb im Herzen keinen Hass, weil dies offensichtlich eine Folge militärischer Kampfhandlungen war. Vielleicht war es gut, dass ich von alledem nichts wusste, bis ich nach Hause kam, denn so ging ich unbelasteter durch die letzten Kriegsmonate und die Zeit der Gefangenschaft.

Der Ort Friedlos war, wie die meisten Dörfer der damaligen Zeit, bäuerlich orientiert und wir hatten schnell Kontakte zur Zivilbevölkerung. Im Nachbarort Reilos half ich einer Familie bei der Arbeit in Scheune und Tenne beim Getreidedreschen und bekam ein Brot von ihnen geschenkt. Man riet mir, in den nahen Tante-Emma-Laden zu gehen, dort könne man noch Schweineschmalz kaufen, als Brotaufstrich. Die Tante Emma riet mir dann, Kümmel dazu zu nehmen, dann könne man das Schweineschmalz besser essen. Mit Kümmel und Schmalz ging ich ins Quartier und machte gleich die Probe wie es schmeckt. Als ich nach ein paar Tagen das Brot mit Schmalz und Kümmel gegessen hatte – ein paar Kameraden hatten mir dabei etwas zur Seite gestanden – schmeckte der Kümmel mir schon richtig gut, der bei uns zu Hause ganz wenig verwendet wurde.

In Friedlos sah man jeden Tag einen Feldweibel in Uniform, einen schwer Kriegsversehrten. Ein Bein hatte er ganz verloren und das andere war auch schwer in Mitleidenschaft gezogen worden. Er lief auf zwei Krücken und hielt sich viel im Dorf und in Gaststätten auf. Unermüdlich wanderte er und machte Spaziergänge in den Wald und übers Feld. Seine Spaziergänge in den Wald erweckten bald den Argwohn einiger Zeitgenossen. Man spionierte ihm nach, wenn er in den Wald ging und entdeckte ihn dann an einem Funkgerät, dessen Antenne er ziemlich gut versteckt an einem Baum hoch geleitet hatte. Seine

Verhaftung erfolgte prompt, und beim Verhör gab er zu, dass er den Westmächten Informationen über militärische Anlagen und sonstige kriegswichtigen Einrichtungen mitgeteilt habe, um damit die Dauer des Krieges zu verkürzen. Jeder Tag, den der Krieg verkürzt werde, rette Tausenden das Leben. Er bereue seine Taten nicht und würde es jederzeit wieder tun, um seinem Heimatland zu helfen, dafür setze er sein Leben ein.

Diese Einstellung passte zwar nicht Jedem von uns, jetzt 17-jährigen, in seine Vorstellungen von Vaterlandstreue. Aber was hatten denn unsere grossen Führer eine Vorstellung von Vaterlandsliebe? Diese Bonzen dachten doch nur daran, ihre Herrschaft Tage-, Wochen- oder Monate-lang zu verlängern und dafür, also für egoistische Zwecke, Hunderttausende von Menschen in den Tod zu schicken. Um die Leute bei der Stange zu halten, erzählte man ihnen immer wieder die Mähr von den neuen Waffen, die uns durchschlagende Erfolge bringen sollten und dadurch das Kriegsglück wenden würden. Wir sollten in kurzer Zeit die grossen Sieger sein. Die Propaganda hatte die Hirne bei vielen, besonders bei den jungen Leuten so vernebelt, dass sie die Realität, wonach der Krieg verloren war, nicht mehr erkennen konnten.

Der Feldwebel hatte es auf sich genommen, unrühmlich zu sterben, um seinem Volk und den Menschen im Allgemeinen zu dienen. Er war für den NS-Staat ein Verräter, aber für das deutsche Volk war er ein grosser Patriot. Er gab sein Leben, um vielen seiner Landsleute dieses zu erhalten. Seinem Vaterland hatte er schon seine Gesundheit geopfert, als er noch glaubte, den Völkern Frieden und Freiheit zu bringen.

In den ruhigen Wochen der Vorbereitung auf unsere grosse Aufgabe, die Stellung für unsere Flakbatterie aufzubauen, gingen wir abends oft in die Gaststätten, um uns mit den Einwohnern und anderen Soldaten zu treffen.

Dort traf man dann auch die Leute, nicht mehr weit von 50, die ihre Briefe nach Hause schrieben. Wir rätselten alle daran, was die nahe Zukunft uns noch alles bringen würde.

An unserer Feldküche war immer Wechsel im Speiseplan. An einem Tag bekamen wir Pellkartoffeln mit Gulasch, am nächsten dann Gulasch mit Pellkartoffeln. Zwischendurch dann immer wieder Pellkartoffeln mit einfacher Sosse. Und damit war dann bestens für Abwechslung gesorgt. Wir konnten froh sein, dass es uns noch so gut ging. Wenn wir auch nicht satt wurden, so hatten wir doch unser regelmässiges Essen. Vielen ging es an den Fronten und auf den Flüchtlingstrecks nicht so gut.

Die Moral in der Truppe war nicht mehr so die beste. War der Kameradendiebstahl früher kein Thema, so kam dieses Delikt jetzt immer häufiger vor. Meistens waren es noch welche von unseren Unterführern, die lange Finger machten. In Friedlos lagen wir zuerst in einem Saal mit Bühne. Auf der Bühne schliefen die Unterführer. Eines Nachts ging die einzige Glühbirne aus, die bei Dunkelheit bei uns brannte, und anschliessend hörte es sich an, wie wenn in der Scheune mit Dreschflegeln gedroschen wird. Gleichzeitig schrie einer wie am Spiess. Bei den Dreschflegeln handelte es sich um Koppelschlösser, in deren Form der Heilige Geist über einen Vormann kam. Er hatte seine Kameraden schon eine Weile lang bestohlen, bis man herausfand, dass er der Dieb war. Beim Morgenappell musste er sich dann vor der Einheit zeigen, in seinen Verbänden um Hände und Arme. Die Batterieführung bezeichnete es als eine gerechte Bestrafung, und auch die Art der Bestrafung sei standesgemäss.

Eines Sonntags abends waren wir nach Bad Hersfeld ins Kino gegangen. Als wir zurückkamen, hingen wir unsere Mäntel im Vorraum der Schule, wo wir jetzt einquartiert waren, an der Garderobe auf. Am nächsten Tag merkte ich, dass ich meinen

Geldbeutel in der Manteltasche gelassen hatte. Ich ging zum Mantel, aber die Taschen waren leer. Kameraden erzählten mir, dass sie einen Untertruppführer beobachtet hatten, der die Taschen kontrollierte. Andere erzählten, dass sie auch von ihm bestohlen worden seien. Ein anderer erzählte, dass ihm eine Fleischkonserve aus einem Gepäckstück gestohlen worden sei, er wusste allerdings nicht von wem. Ich sprach mit allen, aber keiner wollte Meldung machen. Als ich nachts vom Posten kam, habe ich mich dann hingesetzt und eine Meldung über diese Vorkommnisse geschrieben. Der Untertruppführer wurde zu einer anderen Einheit versetzt. Es wäre ja noch schöner gewesen, wenn unsere kleineren Vorgesetzten ein Gewohnheitsrecht daraus gemacht hätten, uns zu bestehlen.

Bei uns tat ein Schwerekriegsbeschädigter im Rang eines Feldmeisters Dienst. So um Mitte Februar wurde er von der Einheitsleitung beauftragt, den Morgenappell mit Dienstanweisung usw. abzuhalten. Auf die Frage, ob noch immer keine Post gekommen sei, sagte er: «Leider ist keine Post gekommen». Nach einer Weile sagte er: «Grossdeutschland ist zu gross geworden, die Post geht nicht mehr von einem Ende bis zum anderen. Aber Grossdeutschland schrumpft, vielleicht geht die Post bald wieder». Der Feldmeister hatte schwere Kopfverletzungen erlitten und wurde wahrscheinlich deshalb vorgeschickt, um uns das zu sagen. Als Schwerebeschädigter hatte er dadurch einen gewissen Schutz.

Ende Februar wurde hier ein Unteroffizier erschossen. Er war mit seinen Soldaten in den Wald marschiert, hatte mit seinen Leuten eine Grube gegraben und Waffen und Munition hineinwerfen lassen. Dann hatten sie die Grube zugeschaufelt, und der Unteroffizier hatte erklärt: «Für uns ist der Krieg aus, es hat keinen Sinn mehr, noch zu kämpfen, ihr könnt jetzt alle nach Hause gehen. Seine Soldaten hatten es dann auch anderen er-

Zählt, und ein an den Endsieg Glaubender, der das gehört hatte, hat sofort Meldung gemacht, und so hat der Unteroffizier seine Heimat nicht mehr wieder gesehen.

Anfang März wurde ich mit 2 weiteren Kameraden zu einer Barackenfabrik bei Bebra abkommandiert. Wir fertigten dort Wände, Bodenelemente und Elemente für die Dachkonstruktion der Unterkünfte an der neuen Flakstellung. Untergebracht waren wir in der Hütte des Angelsportvereins an der Fulda. Die Fabrik lag ungefähr 300 m von der Unterkunft entfernt. Wir gingen diese Strecke morgens, mittags und abends zu Fuss. Zum Besitzer dieser Fabrik und seinen Mitarbeitern hatten wir ein gutes Verhältnis.

Der Bahnhof von Bebra wurde öfter bombardiert. Die Barackenfabrik lag wohl cirka 150 m neben dem Bahnhof. Wir hatten uns in der Fabrik geschützte Stellen ausgesucht, wohin wir bei Fliegeralarm flüchteten. Die Fabrik wurde aber nie getroffen. Mitte März hatte unsere Einheit fabrikneue 8,8 cm-Flakkanonen erhalten, und die Stellung wurde langsam einsatzbereit.

Mit einem Eisenbahner vom Bahnhof Bebra kam ich ins Gespräch, und er erzählte mir, dass die Personenzüge, die von allen Seiten her in den Knotenpunkt einliefen, durch und durch kontrolliert würden von der Militärpolizei, den so genannten Kettenhunden. Alle Soldaten die keinen Urlaubsschein oder Marschbefehl bei sich hatten, wurden in Bebra gesammelt. Täglich wurden eine bis zwei Strafkompagnien zusammengestellt, die sofort zur Front transportiert wurden. Dort wurden sie an besonders brenzligen Frontabschnitten aufgestellt und gegen die russischen Stellungen getrieben. Hinter ihnen waren deutsche MGs aufgestellt und vorn schossen die Russen. Wer nicht vorwärts ging, wurde von deutschen MGs erschossen. Wer durchkam bis zu den russischen Linien und dort Erfolge aufweisen konnte, wurde wieder als deutscher Soldat in Ehren aufgenommen, nur schafften das so gut wie keine. Der Eisenbahner hatte

uns dies wohl erzählt, um uns zu warnen. Denn es war ja keine Seltenheit, dass jemand auf die Idee kam, mit dem Zug nach Hause zu fahren.

51. Nero - Befehl

Um den 20. März herum erlässt Hitler den Befehl, beim Rückzug alle Bauwerke, Brücken und Verkehrsanlagen, sowie Bergwerke zu zerstören. Die deutsche Bevölkerung soll ins Reichsinnere evakuiert und die Städte in Brand gesetzt werden, also so wie beim Kaiser Nero in Rom. Besonnenen Offizieren und Generälen gelingt es jedoch, in den meisten Fällen die Ausführung des Befehls zu vereiteln. Der «geliebte Führer» hatte wohl vor, das deutsche Volk, das den Krieg verlor und deshalb seine Existenzberechtigung verloren hätte, mit in den Tod zu nehmen. Wenn der «geliebte Führer» nicht mehr da war, brauchte sein unwürdiges Volk auch nicht mehr zu leben. Ein würdiger Abgang für einen Verbrecher. Aber so, wie es auch im zivilen Leben manchmal vorkommt, dass sich Entführungsoffer mit ihren Entführern solidarisieren, so war es auch bei dem untergehenden NS-Staat, dass sich noch viele mit dem NS-Staat verbunden fühlten, egal, was diese Bonzen noch alles anstellten.

Der Firmenchef der Barackenfabrik liess uns ausrichten, wir drei von der Flakabteilung wären für das Osterfest zu ihm und zwei seiner Angestellten eingeladen, um das Fest bei ihnen in den Familien zu verbringen. Ostern war am 1. April. Von meinen zwei Kollegen wollte keiner zum Chef gehen, so erklärte ich mich dazu bereit.

52. Alliierte in Bad Hersfeld

Inzwischen rückten die Alliierten, die am 7. März die Rheinbrücke bei Remagen erobert hatten, mit ihrer Streitmacht immer weiter heran. Die Flakstellung ist ungefähr fertig ausgebaut, da erscheinen die ersten Bodentruppen, Jeeps und Panzer auf den Nachbarhöhen. Die amerikanischen Truppen wurden von unserer Batterie überall beschossen, wo sie auftauchten. Am 30.3.45 ist der Ami in Bad Hersfeld. Auf den Bahnrampen in Bebra wird eine Anzahl fabrikneuer Panzer ausgeladen. Die Panzerbesatzungen fordern bei unserer Batterie 40 Mann an, die als Infanterieschutz auf den Panzern aufsitzen sollen. Die Anforderung wird von unserer Batterieführung abgelehnt. Bei uns hätte nur jeder 5 Schuss Munition und keinerlei andere Kampfmittel. Ausserdem sässen die Leute dann ungeschützt auf den Panzern und wären schon tot, bevor sie einen Schuss abgegeben hätten.

In der Nähe war eine SS Kaserne, wo man wohl gut ausgerüstete Soldaten gefunden hätte. Die Panzerbesatzungen sagten, sie hätten nur 40 Liter Diesel erhalten. Sie würden wohl bis Bad Hersfeld fahren und kämpfen, so lange die Munition reiche, dann müssten sie die Panzer aufgeben, da der Sprit dann auch zu Ende sei.

Die Treffsicherheit der Flakkanonen auf Landziele ist sehr gross, und so traute sich der Ami auf der Strasse nach Bebra nicht so richtig weiter. Die Flakbatterie kämpfte so lange, bis die Munition alle war. Vor dem letzten Schuss wurde die Rohrbremse gelöst, damit das Rohr beim letzten Schuss nach hinten wegflog. So wurden die Kanonen unbrauchbar gemacht. Es gab keine Fahrzeuge mehr, um die Kanonen zu transportieren. Ausserdem waren wir vom Ami eingekesselt. Am Nachmittag des 31.3.45, Karsamstag, setzt die Batterie sich nach Breitenbach bei Bebra ab und hilft noch bei der Schliessung der Pan-

zersperren in Breitenbach. Ein Kamerad von uns steht noch an der Panzersperre, als die ersten Ami Panzer auftauchen. Beim ersten Schuss, den die Panzer auf die Panzersperre abgeben, wird er so schwer verwundet, dass er noch dort stirbt. In Breitenbach gehen die SS Männer durch die Strassen und schiessen Panzerfäuste in die Häuser wo weisse Fahnen gehisst sind. Die Fuldabrücke ist bereits gesprengt und so kommt die Einheit nicht ohne Weiteres nach Bebra. Ein SS Mann schwimmt mit einer Leine über die Fulda und zieht daran ein Stahlseil nach drüben. An diesem Stahlseil hangelt sich die Einheit und andere Wehrmachtsangehörige sowie SS Männer, halb im kalten Wasser hängend, hinüber an das rechte Fuldaufer. Ein Angehöriger der Flakbatterie wird beim Hinüberhangeln von einem amerikanischen Schützen erschossen, der im Geäst eines Baumes sitzt. Der Baumschütze wird wiederum von einem unserer Kameraden vom Baum heruntergeschossen.

Vor dem Übergang über die Fulda wird so mancher von uns daran gedacht haben, sich abzusetzen und in Gefangenschaft zu gehen, aber nur einigen von uns ist dies gelungen. Die Zahl der anwesenden SS-Männer war immer so gross, dass fast niemand sich traute zu verschwinden. Für uns «Fabrikarbeiter» war es nun vorbei mit dem guten Festtagsessen zu Ostern. Ich hatte mir ja auch vorgenommen, meine Absetzbewegung von der Truppe über Ostern vorzubereiten, nach Möglichkeit mit Hilfe des Fabrikbesitzers. Dafür war der Ami jedoch ein paar Tage zu früh gekommen.

Im Morgengrauen des Ostersonntags zog die «geschlagene Armee» aus Bebra Richtung Wälder. Wir waren richtig eingekesselt. Schwere Waffen oder Fahrzeuge hatten wir nicht, der Rückzug erfolgte ganz auf Schusters Rappen. Wir zogen den Berg hoch, vorbei an Einfamilienhäusern, und die Zivilbevölkerung schaute uns schweigend zu. Es roch verlockend nach

Festtagskuchen. Wir fragten, ob wir ein Stück haben könnten. Ein junger Mann gab zur Antwort: «Nein, den Kuchen heben wir auf, bis der Ami kommt». Das hatte zum Glück keiner von der SS gehört. Wir konnten schon verstehen, dass die Leute den Kuchen nicht an uns verteilen wollten, aber eine solche Antwort, die sich nach Verachtung im eigenen Land anhörte, schmerzte schon.

53. Verbrannte Erde

Ein paar Kameraden erzählten, sie wären am Bahnhof Bebra gewesen und hätten nach etwas Essbarem Ausschau gehalten. Fündig waren sie auf dem Güterbahnhof. Dort stand ein Waggon voll geladen mit Ölsardinen-Konserven, der von SS-Leuten bewacht wurde. Es durfte niemand etwas davon bekommen. Der Waggon wurde zur Sprengung vorbereitet. Es war ein Teil dieses verbrecherischen Befehls Hitlers, der sich gegen sein eigenes Volk wendete. Die Amis brauchten unsere Lebensmittel ja nicht, denn sie wurden wesentlich besser gepflegt als dass dies die Deutschen bei ihren Streitkräften tun konnten. Man war dabei, die Lebensgrundlagen des Volkes zu zerstören. Gut, dass sich jetzt, wie es schien, die besonnenen Kräfte etwas mehr durchsetzten. Nach kurzer Unterhaltung konnten die Kameraden sich ihre Brotbeutel mit Fischkonserven füllen. Für die Zivilbevölkerung, deren Angehörige an der Front kämpften, fiel nichts ab. «Führer befiehlt – wir folgen dir». Der Waggon flog in die Luft.

Ein endlos langer Heerwurm zog sich über Berg und Tal durch die Wälder aus dem Kessel zurück. Immer nach Osten zogen wir den ganzen Tag, und abends überquerten wir die Werra. Wir schliefen in einem grossen verlassenen Bauernhof. Die Leute waren mit dem ganzen Vieh in die Wälder geflohen. Platz fanden wir noch in einem trockenen sauberen Schweinestall. Wir warfen reichlich Stroh hinein und machten es uns zu dritt

für die Nacht bequem. Wir waren überzeugt, dass unsere robusten Läuse die verweichlichten Schweineläuse vertreiben würden.

54. Brisante Bekanntschaft

Wir schliefen den Schlaf der Gerechten. Morgens wurden wir wach, als die Sonne schon am Himmel stand, und alles war still, ruhig und verlassen. Die ganze Einheit war schon abgezogen, und man hatte uns beim Wecken nicht gefunden. Wir freuten uns alle drei und glaubten, unsere Freiheit sei schon nahe. Am Brunnentrog im Hof wollten wir uns noch waschen und uns dann in den Wald zurückziehen. Wir würden uns schon schlecht und recht durchschlagen, bis der Ami hier war. Das Waschen am Brunnen besorgten wir gründlich, wir hatten ja nicht oft Gelegenheit dazu. Plötzlich sagte einer der Kameraden: «Nicht umdrehen, weiter waschen, nicht weglaufen, da hinten beim Haus sind zwei SS-Leute». Wir taten so wie abgesprochen. Die SS Leute kamen zu uns. «Na, ihr wollt wohl nicht mehr». Wir erklärten ihnen, dass wir im Schweinestall geschlafen hätten, und heute Morgen hätte man uns nicht geweckt. Als wir wach wurden, seien schon alle weg gewesen. Jetzt gleich wollten wir der Einheit nachgehen. «Dann könnt ihr mit uns gehen», sagten die beiden, und nachdem wir uns Gewehr und Gepäck genommen hatten, marschierten wir los, immer nach Osten. Wir unterhielten uns gut mit den beiden, und ich hatte das Gefühl, dass beide sich so mit uns unterhielten wie eine Wahrsagerin sich mit ihren Kunden unterhält, bevor sie ihnen die Karten legt.

Als wir nach etwa einer Stunde aus dem Wald herauskamen, drehte sich der eine, der mit meinen Kollegen cirka fünf Meter voraus gegangen war um und sagte zu meinen Kollegen: «Soll ich euren Kameraden einmal umlegen?». Meine Kollegen wurden weiss im Gesicht. Der SS-Mann, der neben mir ging, trat

etwas zur Seite, ich hatte einen schnellen Blick zur nahen Waldböschung an einer Lohhecke geworfen, wohin ich mich werfen wollte, wenn er tatsächlich anfangen zu schießen. Die beiden SS-Männer waren uns mit ihren Maschinenpistolen weit überlegen, wo wir doch nur einfache Karabiner hatten. Ich war jedenfalls fest entschlossen, mich mit aller Energie zu wehren, so lange es ging. Man ist eben nicht immer sofort tot, auch wenn man getroffen ist. Nachdem sie unsere Reaktion beobachtet hatten, sagte der Sprecher: «Warum denn so ängstlich, es war ja doch nur Spass. Wir müssen jetzt hier links rüber». Und die beiden gingen am Waldrand im rechten Winkel zum Weg davon. Mein Gott, waren wir froh, dass wir die beiden einmal los waren. Jetzt gelüstete es uns nicht mehr, uns im Wald zu verstecken, bis der Ami kam. Einer meiner Kollegen meinte, dass sie uns nur loswerden wollten, weil sie selbst im Wald verschwinden wollten. Aber bei solchen Brüdern wusste man nie, wo man mit ihnen dran war.

Nach ein bis zwei Stunden kamen wir an einer Molkerei vorbei. Einen Radfahrer auf der Strasse fragten wir, ob wir irgendwo etwas zu Essen bekommen könnten. «Hier ist niemand mehr ausser mir», sagte er. Er wäre der Molkerei-Direktor und hätte noch alles nachgesehen in der Molkerei. Er liess uns Kochgeschirr und Feldflasche mit Milch füllen, mit Milch, die gut gekühlt war. Dann gab er uns den Rat, die Milch vorerst nur schluckweise zu trinken, da man von kalter Milch sehr schnell den Durchfall bekomme. Danach trennten wir uns, wir gingen durch den Ort weiter. Ein Stück ausserhalb des Ortes fuhr auf einer Parallelstrasse ein deutscher Geländewagen mit Offizieren gen Westen. Sie winkten uns zu sich heran und fragten, ob wir Trockenfrüchte brauchen könnten und füllten uns die Brotbeutel mit Trockenfrüchten. Danach fragten sie uns, ob wir wüssten, wie weit der Ami noch entfernt sei. Wir wussten es nicht genau, schätzungsweise 10 bis 15 Kilometer. Die Offiziere fuhren wei-

ter Richtung Front – und wir gingen weiter, um zu unserer Einheit zu kommen. Mittags erreichten wir sie. Wir hatten uns schon den Ekel an den Trockenfrüchten gegessen und konnten keine mehr sehen. Wir verteilten sie an unsere Kameraden, denen sie eine willkommene Abwechslung waren. Uns schmeckte hingegen jetzt ein Stück Brot besser.

Nach dem Mittagessen ging es wieder weiter nach Osten. Zum Schutz vor Jabos gingen wir möglichst weit auseinandergezogen, nach Möglichkeit im Gänsemarsch. Deshalb war der Austausch von Neuigkeiten nicht sehr intensiv. Wir gingen noch an diesem Tag durch Sondershausen, wo der Feldmeister, der uns immer so stramm an der Leine geführt hatte, zu Hause war. Nachdem wir die Stadt passiert hatten, wurde er von niemandem mehr gesehen, denn er war zu Hause untergetaucht. Etwa 15 km von Sondershausen übernachteten wir, und am nächsten Tag ging es weiter Richtung Sangerhausen. Wir waren wohl cirka 15 km durch Sangerhausen durch, als von uns etwa 40 Leute auf zwei Lastwagen geladen wurden, um uns zurück zu fahren nach Sangerhausen. Dort sollten wir helfen, die Stadt zu verteidigen. Als wir dort ankamen, waren die Panzersperren schon geschlossen. Es wurde beratschlagt mit den Offizieren der Verteidigungskräfte in Sangerhausen, bis man zu dem Schluss kam, man hätte genug Leute zur Verteidigung in der Stadt, wir könnten wieder zu unserer Einheit zurück. Wir hatten den Eindruck, dass man Angst hatte, wir würden die Stadt zu intensiv verteidigen und damit für ihre Zerstörung sorgen. Dabei hatten die meisten von uns gehofft, dort zum Ami in Gefangenschaft gehen zu können. Die LKW-Fahrer erhielten Anweisung, uns wieder bis zu unserer Einheit zurückzufahren. Wir sollten den Weg nicht zweimal laufen müssen.

Also ging es wieder gen Osten, diesmal allerdings mit LKW. Der Spass sollte nicht lange dauern, da erschienen schon englische

Spitfire-Jabos. Als sie ein paar Mal gekurvt hatten, wussten wir, was die Uhr geschlagen hatte. Ihr Interesse galt uns und den LKWs, auf denen wir gefahren wurden. Wir hechteten von den LKWs runter und rannten hinter grosse Kartoffelmieten in Deckung. Wir waren kaum von den Wagen runter, als die Geschosse schon auf die Fahrzeuge prasselten. Die Maschinen machten alle rund 4 oder 5 mal einen Anflug auf die LKWs, bis alle lichterloh brannten, und jedes mal, wenn alle durch waren, wechselten wir wieder die Seiten der Kartoffelmieten.

Als die Jabos abflogen, hatte es zwar keine Menschenverluste gegeben, aber die Fahrzeuge brannten alle beide aus. Wir durften also wieder zu Fuss gehen. Fahrzeuge auf den Strassen waren überall eine grosse Ausnahme. Die totale Luftherrschaft der Alliierten hatte die Strassen leergefegt. Ebenso war es mit schweren Waffen, sie konnten nicht mehr transportiert werden. Wenn es noch Fahrzeuge gab, dann fehlte meistens der Sprit dafür. Geschütze und Panzer wurden von den eigenen Soldaten gesprengt oder unbrauchbar gemacht, weil sie durch Spritmangel nicht mehr mobil waren.

55. Abgesetzt

Mit der Verpflegung stand es schlecht, und wir hatten immer Hunger. In einer Vorortsiedlung gingen wir in die Häuser fragen, ob wir ein paar Schnitten Brot haben könnten. Der Erfolg war nicht sehr gross. In einem Haus fauchte uns eine junge Frau an, was wir denn überhaupt hier suchten, wir sollten uns an die Front machen und kämpfen, dafür seien wir doch da. Man weiss in solchen Fällen meistens nicht, was die Menschen so aggressiv macht. War es vielleicht ihr Mann, der an der Ostfront stehen konnte und dann als Soldat wirklich nicht zu beneiden wäre, oder war es eine Parteifanatikerin? Dann trug sie selbst ein gerüttelt Mass Schuld an den herrschenden Zuständen. Aber mit

einfachen Gewehren kann man keine hochgerüstete Armee zum Stehen bringen. Wir haben nach diesem Vorfall unsere Bettelaktion eingestellt. Gegen Abend hatte ich schon länger nichts mehr in der Feldflasche und ging deshalb in ein an der Strasse stehendes einzelnes Haus, um die Feldflasche aufzufüllen. Gleich darauf kamen noch zwei Kollegen nach, die auch Durst hatten. Die Leute waren überaus freundlich und luden uns ein, bei ihnen eine Brotzeit zu halten. Wir konnten nicht widerstehen und liessen es uns gut schmecken. Nach dem Essen meinten sie, wir sollten die Nacht bei ihnen schlafen, unsere Kameraden gingen jetzt am Abend auch nicht mehr weit, und da könnten wir sie am nächsten Morgen schnell wieder einholen. Sie boten uns sogar an, in ihren Betten zu schlafen. Wir haben uns dann schnell breitschlagen lassen und sind die Nacht über geblieben. Abends haben wir uns noch stundenlang mit ihnen unterhalten, es gab ja vieles zu erzählen. Das Ehepaar hatte zwei Mädchen in unserem Alter, was den Abend auch interessanter machte.

Wir haben allerdings alle drei nicht gut geschlafen, denn wir waren nicht mehr an so weiche Betten gewöhnt. Morgens ging es zu wie bei Muttern, mit Waschen und Frühstück. Unter meinen Kameraden wuchs langsam die Unruhe über unser langes Fernbleiben von der Truppe, und so beschlossen wir, unserer Einheit wieder nachzuziehen. Wir bedankten uns bei unseren freundlichen Gastgebern und wollten ihnen für ihre Bemühungen Geld geben. Dies lehnten sie ab und der Mann sagte, wenn wir nach Hause kämen, sollten wir ihm ein paar Päckchen Tabak schicken.

Dann gingen wir auf die Strasse, um loszumarschieren. Da kam zufällig einer von den kleinen Opel-Blitz Lastwagen angefahren, den wir anhielten. Er hatte eine Waffensammlung für den Volkssturm geladen, die er nach Merseburg bringen sollte. Und wir

sahen das Unglaubliche, was man an Waffen alles gesammelt hatte. Was sollen die Parteibonzen wohl gedacht haben. Die mörderischste und wohl auch modernste Waffe war ein altes Schrotgewehr. Es konnte für die Amerikaner gefährlich werden, weil man sich bei dem donnernden Schuss wohl zu Tode erschrecken konnte. Ausserdem bestand die Gefahr, dass andere sich totlachten. Es war wohl eine von den neuen Wunderwaffen, von denen die NS-Führung noch immer Gerüchte austreute. Dann lagen noch alte Säbel, Sensen, Sichel, Äxte, Beile und andere unmögliche Schreckenswaffen auf der Ladefläche, auf der wir auch Platz nahmen.

Nun ging die Fahrt nach Merseburg an der Saale. Dort meldeten wir uns zuerst einmal auf der Kommandantur, um nicht wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe festgenommen zu werden. Unsere Einheit hatten wir noch nirgendwo erblickt, und so erkundigten wir uns auf der Kommandantur danach. Wir erhielten die Auskunft, dass in Halle auf einer Insel in der Saale sich eine RAD-Leitstelle befinde. Von Merseburg bis Halle konnten wir mit der Strassenbahn fahren, eine grosse Erleichterung, wo sonst alle Wege zu Fuss zurückgelegt werden mussten. In Halle lag die Leitstelle wie im tiefen Frieden auf der Insel. Hier erhielten wir die gewünschte Auskunft über unsere Einheit, die sich jetzt in Kunersdorf bei Cottbus befand. Den Fahrplan schrieb man uns raus, und so konnten die verlorenen Söhne den Marsch zur Einheit antreten. Die Reise ging mit dem Zug nach Leipzig. Hier ging es nicht nahtlos weiter. In der vergangenen Nacht hatte ein Luftangriff stattgefunden und die Aufräumarbeiten waren im vollen Gange. An den Strassenrändern waren die Toten in Reihen nebeneinander gelegt zur besseren Identifizierung. Wir mussten als erstes einmal sehen, dass wir Verpflegung bekamen.

Dann ging es zum Bahnhof. Hier war nicht an ein schnelles Weiterkommen zu denken. Ein grosses Gewirr von Flüchtlingen,

die nach Westen und von anderen Menschen, die nach Osten mussten. Eine katholische Ordensschwester schimpfte, weil sie nirgends Verpflegung bekommen konnte. Jahrelang seien sie gut genug gewesen, um mit ganzem Einsatz Verwundete zu pflegen, und jetzt könnten sie wohl verhungern. Dann hätten sie auch im Osten bleiben können.

56. Kunersdorf bei Cottbus

Diese Nacht schliefen wir im Bahnhof, unterbrochen von mehrmaligem Fliegeralarm. Aber am nächsten Tag konnten wir dann mit dem Zug gen Osten fahren, den Russen entgegen. Zwei Tage später erreichten wir unsere Einheit, nach mehrmaliger unfreiwilliger Unterbrechung der Reise, in Kunersdorf bei Cottbus am 06.04.1945. Wir wurden empfangen wie Exoten, denn man hatte nicht mehr mit unserem Wiedererscheinen gerechnet. Den Auftrag, uns die gebührende Strafpredigt zu halten, hatte ein Oberfeldmeister aus Frankfurt erhalten, ein polternder väterlicher Typ. Ich mutmasste, dass er enttäuscht war, dass wir uns noch nicht beim Amerikaner befanden. Seine Predigt lautete sinngemäss: «Wo habt ihr euch rumgetrieben. Wir haben die Polizei schon nach euch suchen lassen», wobei wir uns ein Grinsen verbeissen mussten, denn für uns waren die so genannten Kettenhunde, die Feldpolizei die grösste Gefahr gewesen. Diese Gefahr hatten wir allerdings durch ein regelmässiges Melden auf Kommandanturen geringgehalten. Als Strafe für die unerlaubte Entfernung von der Truppe sollten wir eine Woche lang Kartoffeln schälen.

Während unserer Arbeit lernten wir dann die Leute vom Gutshof kennen. Wir lagen auf einem grossen landwirtschaftlichen Gut, das viele einheimische Tagelöhner, sowie eine Reihe russischer Kriegsgefangene beschäftigte. Die Angst sass allen im Nacken. Die Tagelöhner wussten nicht, ob sie vor den Russen

flüchten sollten oder nicht. Für den Gutsbesitzer musste es schon feststehen, dass er flüchten musste. Die russischen Gefangenen machten sich falsche Hoffnungen im Hinblick auf ihre Chancen beim Einmarsch der Russen. Sie verbreiteten Angst unter der Bevölkerung. Dem Gutsherrn und seiner Familie wollten sie die Hälse abschneiden. Die Tagelöhner wussten nicht, wie die Russen mit ihnen verfahren wollten. Die Gefangenen rechneten wohl damit, dass sie mit diesen Gräueltaten eine Aufnahme in Gnaden bei ihren Landsleuten erreichen würden. Aber da hatten sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Entweder wurden die Gefangenen als Verräter erschossen – oder sie wurden in Zwangsarbeitslager gesteckt. Dem Anschein nach war der Gutsherr nicht immer gut zu den Gefangenen gewesen. Wie das Ganze nachher ablief, entzieht sich meiner Kenntnis.

Als wir zwei Tage Kartoffeln geschält hatten, wurden wir begnadigt und durften wieder am regulären Dienst teilnehmen. Wir waren nur einige Tage in Kunersdorf und wurden dann nach Berlin-Döberitz in eine ehemalige Kavallerie Kaserne verlegt, wo vor dem Krieg ein Vetter von mir als Ordonanz seinen Wehrdienst geleistet hatte. Auf der Hinfahrt mussten wir zu 6 Leuten in Berlin Charlottenburg auf den Weitertransport warten. Während des Wartens hatten wir uns Kartoffeln besorgt und bauten uns aus 4 Steinen und einem Stück Blech einen Ofen. Aus einer leeren Konservendose machten wir eine Reibe, indem wir den Boden mit einem Nagel von innen durchlöcherten. Etwas kleines Holz wurde gesammelt, Feuer gemacht – und schon startete die Produktion von Reibekuchen. Kräuter, Zwiebeln und Salz hatten wir zwar nicht, aber er schmeckte uns bei unserem Hunger mindestens so gut, wie der Reibekuchen heute zu Hause mit all seinen Zutaten.

Wir hatten unsere Mahlzeit noch nicht beendet, als ein Militär-lastwagen bei einem Lagerhaus vorfuhr. Die Soldaten began-

nen mit dem Entladen des Lastwagens, und wir mutmassten, dass es sich um Kartons mit Lebensmitteln handeln musste. Der Plan war schnell fertig – wir boten unsere Hilfe an, die auch angenommen wurde, und wir trugen fleissig Kartons in die Lagerhalle, bis einer von uns sich unbeobachtet fühlte und mit einem Karton hinter der Lagerhalle verschwand. Als wir merkten, dass einer von uns fehlte, hatten wir uns auch schnell verzogen und trafen uns hinter der Halle, um die Beute zu teilen. Der Karton, cirka 40 x 30 x 30 cm gross, wurde geöffnet und zum Vorschein kam eine Kalorienbombe, «Kunsthonig» im Block. Mit dem Seitengewehr wurde der Block zerteilt und damit die Kochgeschirre vollgestopft. Übrig blieb noch so viel, dass jeder eine grosse Kugel Honig in die Hand bekam. Aber was sollten wir damit anfangen, ausser zu versuchen, ihn zu essen. Das war allerdings schneller gesagt als getan. Wir schnitten Portionen herunter und assen dieselben. Jedoch das Sättigungsgefühl stellte sich von dieser Zuckermasse schnell ein und wir konnten nichts mehr davon essen. Wir verpackten die übrig gebliebene Masse und holten sie mit nach Döberitz in die Kaserne. Unsere Kameraden waren froh, als wir ihnen den ganzen übrig gebliebenen Honig samt Kochgeschirrinhalt verteilten. Wir selbst konnten keinen Kunsthonig mehr sehen, ich jedenfalls jahrelang nicht.

57. Berlin

In Döberitz angekommen konnten wir zum ersten Mal eine deutsche Kaserne von innen sehen. An den Wänden hingen noch jede Menge Säbel, als Schmuck aus Preussens Gloria. Mein Vetter, der vor Jahren hier gedient hatte, war schon vor 2 Jahren gefallen, und die Kavallerie war eine ausgestorbene Waffengattung.

Hier auf dem umliegenden Truppenübungsplatz sollten wir an der Artillerie ausgebildet werden. Der Güterzug mit nagelneuen

Feldhaubitzen stand schon bei uns auf dem Anschlussgleis. Es stand eine Umgruppierung bevor. Weil an den Haubitzen nicht so viele Leute gebraucht wurden, wie an den Flak-Kanonen, musste sich ein Teil von uns bereit erklären, bei den Pferden Dienst zu tun. Der Krieg war bei den Deutschen eben auf einem Stadium angelangt, wo zunehmend wieder Muskelkraft gefragt war. Aber auch die Muskelkraft in Form von Pferden war nicht mehr unbegrenzt vorhanden. Um nicht zu einer anderen Einheit zu kommen, meldete ich mich zu den Pferden, die hauptsächlich zum Transport der Geschütze und zur Anfuhr von Munition gebraucht wurden. Treibstoff in Form von Diesel und Benzin war ebenso wie Fahrzeuge zur Mangelware geworden. Hier in Döberitz mussten wir dann auch aufs Neue den Fahneid ablegen. Unsere Ausbildung an den Feldhaubitzen sollte eben beginnen, da wurden die Geschütze zu einer anderen Einheit abgerufen, welche ihre Haubitzen gerade verloren hatte.

Unser Dienst erschöpfte sich jetzt in Infanterieausbildung. Abends kam ein Kamerad aus meiner Heimat an und sagte: «Du, ich habe was entdeckt. Eine Einheit, die Freiwillige sucht, welche dem General Model helfen sollen, das Ruhrgebiet zu verteidigen». Ich sagte ihm, er solle da wegbleiben, ich würde mich auf jeden Fall nirgendwo mehr melden, wo Freiwillige gesucht würden. Er sagte mir, er würde sich auf jeden Fall melden, vom Ruhrgebiet sei es nicht mehr weit bis nach Hause, und du wirst sehen, ich bin vor dir zu Hause. Ich erklärte ihm, hier in Berlin würden sich für das Ruhrgebiet alle melden, wenn es denn so sein sollte. Ich wollte bei meiner Einheit bleiben, und er wollte als Freiwilliger ins Ruhrgebiet, so trennten wir uns. Der Kollege war an der 8,8 cm-Flak ausgebildet und blieb bei seiner neuen Einheit in Berlin und ging mit dieser in russische Gefangenschaft. Seine Heimkehr aus Gefangenschaft war im September 1949. Man konnte damals wirklich nicht wissen, mit welcher Entscheidung man das Richtige tat. Am 16. April beginnt dann die russische Offensive an Oder und Neisse. Unter ande-

rem bilden die Russen zwei Stosskeile Richtung Berlin, um es in die Zange zu nehmen.

58. Fronttheater

In unserer Nähe spielt ein Fronttheater, dessen neueste Aufführung wir uns ansehen sollen. Das Grundthema lautet: «Der Königssohn gibt sein Leben, damit das Reich bestehen bleibe». Ich hatte eine Erkältung mit einem bellenden Husten, der im Interwall kam und den ich dann nicht unterdrücken konnte. Ausser mir waren noch ein paar Kameraden von meiner Sorte im Saal. Unser bellender Husten trug keinesfalls zur andachtsvollen Stille bei, die man sich zur Aufführung dieses Stückes wünschte. Rausgehen durften wir auch nicht. Wir sollten ja dem Königssohn nacheifern und unser Leben für den König in der Reichskanzlei und sein Reich opfern. Wenn wir jetzt raus gingen, konnte die Rettung des Reiches noch misslingen, trotz der neuen Waffen, an die immer noch viele glaubten. Also mussten wir auch im Theater bleiben bis zum bitteren Ende.

Nördlich von Berlin erhielt SS Obergruppenführer Steiner den Auftrag, Truppen bereit zu stellen, um die Einschliessung Berlins zu verhindern, beziehungsweise den Einschliessungsring wieder aufzubrechen. Er kratzte alle Einheiten zusammen, die er finden konnte, und dazu sollten auch wir gehören. Die Truppen sollten nördlich von Berlin gesammelt werden. Die Armee wollte Berlin zur offenen Stadt erklären, um es vor der totalen Zerstörung zu bewahren. Hitler wollte jedoch in Berlin bleiben und die Stadt bis zum letzten Haus verteidigen, und so wurde Berlin zur Festung erklärt.

Wir hatten Dienst auf dem Kasernenhof, als auf einmal das laute Motorengeräusch anfliegender Bomberverbände zu hören war. Wir beobachteten das Geschehen und stellten fest, dass

die starken Bomberverbände im direkten Anflug auf unsere Kasernen waren. Wir hatten genug davon im Bombenteppich zu liegen, und so rannten wir nach allen Seiten ins Übungsgelände. Aber der Luftangriff galt dem Bahnhof Spandau, der genau vor uns in der Anflugrichtung lag. Den Angriff nutzten deutsche Jagdflugzeuge, um im Tiefflug die Reichshauptstadt zu verlassen. Es muss sich um Nazibonzen gehandelt haben, die mit den letzten Maschinen das Weite suchten. Einen Luftkampf wollten sie nicht, denn sie versuchten einen möglichst grossen Abstand zu den Maschinen der Alliierten zu gewinnen.

Tag für Tag rollten Flüchtlingstrecks mit vielen nagelneuen Planwagen und anderen Pferdegespannen aus Berlin heraus nach Westen. Motorisierte Fahrzeuge waren fast keine darunter. Bei den neuen Planwagen waren wir der Meinung, dass es sich auch um Parteigrössen oder reiche Leute handeln musste, denn die ärmeren Leute konnten sich solchen Luxus jetzt in der Kriegszeit gar nicht leisten. Bei unserer Einheit wartete man jetzt jeden Tag auf den Marschbefehl, um nach Norden zu SS-Obergruppenführer Steiner aufzubrechen. Die Zangenbewegung um Berlin nahm immer konkretere Formen an. In Berlin arbeitete man hektisch an den Vorbereitungen zur Verteidigung.

59. 19. April 1945, Goebbels spricht

Am Abend des 19. April sassen wir um einen kleinen Volksempfänger, um die Rede von Goebbels zum Geburtstag des Führers zu hören. Er hatte ja immer den Sieg in der Tasche gehabt und wir wollten hören, ob dies noch immer der Fall wäre. Er hatte, wie schon immer, noch seinen grossen Wortschatz und beschwor alle, sich der grossen Gefahr durch den Bolschewismus bewusst zu sein und die Existenz des Reiches mit aller Kraft zu verteidigen. Die Endsätze seiner Rede waren diese: «Berlin

wird Deutsch bleiben und Wien wird wieder Deutsch werden. Wir müssen siegen»! Er hatte nicht mehr gesagt, er habe den Sieg in der Tasche, also war er dann doch wohl abhandengekommen. Hitler hatte nicht reden wollen, die russische Artillerie schoss schon in die Reichshauptstadt hinein. Da liess er lieber seinem Propagandaminister den Vortritt.

Bei uns tauchte am 20. April ein Offizier auf, der Gespräche mit uns suchte. Er wurde natürlich von uns ausgefragt, wie die militärische Lage denn aussehe. Er gab uns ungeschminkte Antworten auf unsere Fragen. Er berichtete über die riesige, zahlenmässige Überlegenheit der Russen an Menschen und Material, und dass die deutsche Front überall einen schweren Stand habe und überall überrannt werde. Ein Kollege von uns, der noch immer Hoffnung auf unseren Endsieg hatte, meinte, dass da wirklich eine Wende zu erreichen sei, wenn alle deutschen Soldaten richtig kämpfen würden. Das hätte ja eine HJ-Division bewiesen, die einen russischen Brückenkopf am Westufer der Oder zurückerobert hätte. Der Offizier meinte, ja gewiss könne mit Kampfesmut und einem Überraschungseffekt ein Erfolg erzielt werden, aber bei der grossen Übermacht des Gegners könne dies selten erreicht werden. Übrigens gebe es diese HJ-Einheit schon nicht mehr. Der Russe habe dort Artillerie und Stalinorgeln in Menge zusammengezogen und die Einheit durch ein unbarmherziges Trommelfeuer buchstäblich in den Boden gestampft. Wenn wir in einen solchen Einsatz gingen, könnten wir es uns aus dem Kopf schlagen, die Heimat noch einmal wieder zu sehen. Nach dieser Antwort war von diesem verspäteten Patriotismus nichts mehr zu hören.

Bei uns war die Nervosität ziemlich gross. Kommen wir noch aus Berlin hinaus – oder werden wir mit eingeschlossen? Dann in der Nacht zum 21. April 45 marschieren wir aus Berlin hinaus

Richtung Westen. Offizieller Auftrag: «Die Stosskeile der Russen zum Stehen bringen und die Einschliessung verhindern». Dabei sollten wir helfen. Wir marschierten die ganze Nacht, und dann hiess es, weiter nach Norden marschieren und die Stosskeile an der Flanke angreifen. Wie das vor sich gehen sollte, blieb uns ein Rätsel, bei unserer schwachen Bewaffnung. Dann kamen Order: «Nach Norden zu SS-Obergruppenführer Steiner bei Eberswalde».

General Wenk hatte seine Armee schon von der Westfront gelöst und sollte den Einschliessungsring von Südwesten und Nordwesten her aufsprengen. Der General hatte sich dem Nerobefehl Hitlers, dass alles zu sprengen und zu verbrennen sei, widersetzt und Befehl erteilt, dass aus seinen Verpflegungs-Depots die hungernden und verelendeten Flüchtlinge und versprengte Truppenteile zu versorgen seien. Er hatte verstanden, dass es nur noch darauf ankam, möglichst viele Menschen zu retten und die Lebensgrundlagen des Volkes zu sichern. Hitler hatte mit seinem verbrecherischen Nerobefehl genau das Gegenteil gewollt. Da das deutsche Volk den Krieg nicht gewinnen konnte, hatte es nach ihm seine Existenzberechtigung verloren und sollte mit ihm untergehen.

Hut ab vor den Leuten, die den Führerbefehl nicht befolgten und seine Durchführung vereitelten. Es gehörte schon eine Menge Mut dazu, wo es doch noch überall NS-Fanatiker gab. Aber genau diese NS-Fanatiker, die bereit waren, die Lebensgrundlagen des eigenen Volkes zu zerstören und das Volk dem Verhungern, den Seuchen und dem Erfrieren preiszugeben, waren nach dem Krieg vielfach die, welche am lautesten schrien, dass die Leute nichts zu essen und anzuziehen hätten, dass sie kein richtiges Dach über dem Kopf, die Strassen und Brücken zerstört und ihre Kinder nicht zur Schule gehen könnten und im

Winter kein Heizmaterial hätten. In ihren Köpfen spukte immer noch der Gedanke. «Der Führer hat immer Recht»

Am 24.04.45 hat der Russe den Ring um Berlin geschlossen. Berlin ist eingekesselt. Am 25.04.45 erreichen die Russen die Elbe bei Torgau, wo am westlichen Ufer der Ami steht. Süd-deutschland ist von Norddeutschland getrennt. Nördlich von Berlin und in Mecklenburg-Vorpommern hatte Generaloberst Heinrici den Oberbefehl. Er führte besonnen und umsichtig die grossen Massen der Flüchtlinge und seine Heeresgruppe ohne unnütze Kämpfe und Verluste nach Westen Richtung Elbe. Er versuchte, die russischen Durchbrüche zum Stehen zu bringen und die Fluchtbewegung der Zivilbevölkerung und den Rückzug der Armee zu schützen. In der Nacht vom 27. auf den 28. April drangen die russischen Truppen in Neubrandenburg ein. Die Frontlinien lösten sich zunehmend auf, und die russischen Panzerverbände stiessen weit in das deutsche Hinterland vor. Die aufsitzende russische Infanterie trieb vielfach ein grausames Spiel mit der deutschen Zivilbevölkerung. Das Morden und Schänden, das Brandschatzen und Rauben war manchmal unbeschreiblich. Die russische Infanterie stand meistens unter Alkoholeinfluss.

60. Kriegsberichterstatter

Wir zogen uns vom Havel-Kanal Richtung Westen zurück. Bei einer Mittagspause kam ein Offizier zu uns und befragte uns, wo wir herkämen, über unsere Bewaffnung usw. Wir erzählten ihm, dass wir zuletzt Grosskampfbatterie bei der Flak gewesen waren und dass wir mit norwegischen und italienischen Gewehren ausgerüstet seien und jeder nur 5 Schuss Munition hätte. Uns fehlte die ganze moderne Bewaffnung, zum Beispiel Maschinenpistolen und ebenso MGs und Handgranaten. Er erzählte, dass er vom Armeestab losgeschickt sei, um das Geschehen dieser Tage aufzuschreiben, das auf der ganzen Linie

chaotisch war. Es müsse jetzt erfasst werden, nachher wüsste niemand mehr, wie es gewesen sei. Ich fragte ihn, ob es denn nicht gefährlich sei für ihn, da er leicht in Spionageverdacht geraten könne. Er sagte. «Er habe schon soweit vorgesorgt, seine Berichte schicke er zum Beispiel an cirka 12 verschiedene Adressen.

61. KZ-Häftlinge im Wald

Während wir uns noch unterhielten, stiegen zwei meiner Kameraden die Böschung zur Strasse empor. Sie kamen aus dem angrenzenden Wald und erzählten, der ganze Wald liege voll von KZ-Häftlingen. Sie hätten mit ihnen gesprochen, es wären Leute aus Luxemburg dabei. Ich solle einmal hingehen, es sei überhaupt nicht gefährlich, Die Wächter hätten zwar SS-Uniform an, es seien aber keine SS-Leute. Sie seien von den richtigen SS-Leuten in SS-Uniformen gesteckt worden und hätten die Order erhalten, sie seien jetzt für die Häftlinge verantwortlich, dann seien die SS-Leute verschwunden. Verpflegung hätten die Häftlinge vom DRK aus Bremen erhalten, das mit einer Reihe LKWs angerückt sei, nachdem man dort die verzweifelte Lage der Häftlinge gemeldet hätte. Das DRK wollte mit einem weiteren Versorgungszug wiederkommen. Da unsere Einheit aufbrach zum weiteren Rückzug nach Westen, habe ich davon abgesehen, noch in den Wald zu gehen – ich hätte sonst den Anschluss an unsere Einheit verloren. Ohne den Anschluss an eine Einheit wurde alles schwieriger in Hinblick auf Verpflegung usw., Hunger litten wir so auch schon genug.

Man kann wohl sagen, dass es den Häftlingen jetzt besser ging, ohne ihre richtige SS-Wachmannschaft, die den Hermarsch der Häftlinge für die Entkräfteten, Zurückbleibenden zu einem Todesmarsch werden liessen, denn die Wachmannschaft liess keinen lebend zurück. Beim Zurückbleiben wurden sie abseits

geführt und erschossen. Den anderen Häftlingen hätte auch die Vernichtung gedroht, wenn der Bewegungsraum nicht immer enger geworden wäre. Die SS hatte wohl nicht mehr genügend Freiraum, um die Vernichtung hinterhältig durchführen zu können. So steckten sie andere unschuldige in ihre Uniformen und retteten ihre eigene Haut im Untertauchen in der Masse des unübersehbaren, zurückflutenden Heerwurmes. Die SS kannte nur die Treue gegenüber Hitler. Treue gegenüber ihrem eigenen Volk war ihr weitgehend unbekannt.

Aus Zeitungsberichten konnte ich dann später entnehmen, wie sich alles abspielte, als die Russen zu dieser Lagerstätte im Wald kamen. Die neue Wachmannschaft wurde sofort von den Russen verhaftet. Trotz der Berichte der Häftlinge, dass es sich nicht um richtige SS-Männer handele, und dass diese sich ehrlich um die Versorgung der Häftlinge bemüht hätten und keinem etwas angetan hätten, wurden alle zum Richtplatz geführt und erschossen. Die russischen Offiziere erklärten, ihnen brauche niemand etwas zu erzählen, wie die Wachmannschaften gewesen seien, sie hätten schon andere KZs gesehen. So hatten wieder Unschuldige für die Verbrechen des NS-Staates büßen müssen.

Unsere Ausbildung im Infanteriekampf war fast Null, und die Bewaffnung mit fünf Schuss Munition war auch nicht weit von Null entfernt. Aber der Kampfeswille war bei vielen noch sehr gross. Wenn Waffen nicht so knapp gewesen wären, dann wäre unsere Einheit schon längst an der Front gelandet. Der Luftwaffenchef, Reichsmarschall Hermann Göring, hatte Hitler ja 100.000 Mann aus der Luftwaffe für die Ostfront übergeben, wozu auch wir zählten. Nur 30.000 davon hatten überhaupt Waffen, wozu auch wir mit unseren fünf Schuss Gewehrmunition gehörten.

62. Ganz verrückt geworden?

An einem der folgenden Tage hatten die leitenden Offiziere der Einheit uns nachmittags zusammengerufen und in eine grosse leere Halle der Raiffeisen Genossenschaft geführt. Dort sprach dann ein Feldwebel (Ritterkreuzträger) zu uns über die neue Kampftaktik bei der Infanterie.

Eine Front, wie man sich diese bisher vorgestellt hat, gibt es nicht mehr. Überall sind grosse Verbände oder Teile derselben, überholt oder überrollt und versuchen sich kämpfend nach Westen durchzuschlagen. Dadurch entsteht vielfach die Notwendigkeit der Rundumverteidigung bzw. der Igelstellung. Angenommen ihr seid auch in diese Situation geraten, ihr habt eine Igelstellung gebildet und verteidigt euch nach allen Seiten. Ihr kämpft tapfer, seht aber, wie einer nach dem anderen von euch fällt, oder schwer verwundet wird, du siehst, ihr seid ein zusammengeschmolzenes Häuflein, «Was machst du dann»? fragt er einen Kameraden. «Ich kämpfe bis zum Letzten» gibt dieser wie gelernt zur Antwort. Darauf schreit der Ritterkreuzträger. «Bist du denn ganz verrückt geworden? Wenn man sieht, dass es keinen Sinn mehr hat zu kämpfen, dann hebt man endlich einmal die Hände hoch. Es hat jetzt keinen Sinn mehr zu kämpfen. Wir haben den ganzen Krieg mitgemacht, haben tapfer gekämpft und auch auf dem Rückzug alle Kraft eingesetzt. Aber sich jetzt noch unnötig wehren heisst, die Leiden der Zivilbevölkerung nur noch vermehren und nur noch alles weiter zerstören, was nach dem Krieg wieder mühsam aufgebaut werden muss.»

Daraufhin verschwand der Ritterkreuzträger in der Masse und wurde nicht mehr gesehen.

Hut ab vor diesem Mann der diese gefährliche Mission übernommen hatte, um uns 17-Jährigen zu sagen, was gesagt werden musste. Im Umfeld der Halle hatte die Leitung unserer Einheit sich postiert, um Zeichen zu geben, wenn sich etwas Bedrohliches zusammenbrauen sollte, es gab ja noch viele Fanati-

ker, aber alles blieb ruhig. So schwierig war es damals, der Truppe das wirklich Notwendige mitzuteilen.

63. «Ami und Tommy gegen Iwan?»

In der Nacht zum 1. Mai bestiegen wir einen Transportzug (Güterzug als Pendelzug), der uns Richtung Westen fahren sollte. Es ging Richtung Nordwesten. Am Morgen des 1. Mai waren auf einmal Flieger am Himmel, englische Spitfire und russische Ratas. Da es zweifelsfrei englische und russische Maschinen waren, glaubten wir, es gäbe jetzt einen Luftkampf, weil die Meldungen immer häufiger wurden, dass die Westmächte jetzt mit uns gegen den Bolschewismus gingen. Etwa einen km hinter uns kam der nächste Transportzug. Die Flieger kreisten einige Male über beiden Zügen, und die englischen Spitfire griffen dann alle den nächsten Zug an. Und damit war dann unsere Illusion verfliegen, dass wir jetzt in Waffenbrüderschaft mit den Westmächten gegen den Bolschewismus kämpfen würden. Wir waren verständlicherweise schnell vom Zug runter und sahen zu, dass wir Land gewannen und uns zerstreuten. Unsere Lok hatte auch das System, grosse Mengen Dampf abzulassen. Das vernebelte den Zug zum Teil und sah nach einem grösseren Maschinenschaden der Lok aus.

Wir waren zu ein paar Männern in ein kleines Dorf geraten und kamen an eine Gaststätte. Dort feierten einige Männer den 1. Mai und hatten ein Fass Bier angeschlagen. Vielleicht war es für lange Zeit das letzte. Wir fragten ob wir ein Glas Bier haben könnten? Ja, das konnten wir. Wir wollten mit ihnen ins Gespräch kommen und fragten, ob die Amerikaner und Engländer jetzt mit uns gegen die Russen gingen. Sie sagten, sie wüssten auch nichts. Es war eine gedrückte Stimmung unter ihnen und man sprach fast nichts. Man konnte die Angst regelrecht spüren, die umging, und es wollte wohl auch niemand mehr etwas sagen, was nachher gegen ihn verwendet werden konnte, wenn

der Russe einmal da war. Wir gingen wieder zum Transportzug, und nach einer Weile, als die Lok wieder Dampf hatte, ging die Fahrt weiter. Kurz vor Wismar, nördlich vom Schweriner See, hielt der Zug, es ging nicht mehr weiter, alles aussteigen, die Fahrt war zu Ende. Immerhin hatten wir gut 100 km mit dem Zug nach Westen geschafft. Der Lokführer wollte nicht mehr weiter nach Westen, weil er dann unvermittelt hätte können an der englischen Front landen. Aber er wollte ja noch mehr Truppen oder Zivilbevölkerung nach Westen bringen, und deshalb fuhr er den Pendelzug noch einmal nach Osten, wie weit es noch ging, wusste niemand. Viel Glück!

64. Zurück nach Osten, Süden, Westen

Jetzt ging es wieder auf Schusters Rappen weiter an Wismar und Grevesmühle vorbei nach Westen. Einige km hinter Grevesmühle kam ein Kollege zu mir und sagte: «Eben sind wir an einem Wegweiser nach deinem Dorf vorbeigekommen, «Rolloffshagen» stand darauf». Nach ein Paar Kilometern hiess es. «Alles Halt – wir können nicht weiter, der Engländer lässt uns nicht durch, wir müssen zurück». Jetzt ging es wieder nach Osten. Nach ein paar km konnte ich an einer Abzweigung den Wegweiser nach Rolloffshagen selbst sehen. Von hier musste also vor langer Zeit einer meiner Vorfahren gekommen sein. In Köln gibt es diesen Namen ja häufig.

65. Nächtlicher Aufbruch

Wir marschierten wohl den ganzen 1. Mai Richtung Osten. Am 2. Mai schwenkten wir nach Süden ein und marschierten und marschierten. Niemand wusste, wie viel Zeit wir noch hatten, um an eine Übergangsstelle zu kommen und wie weit der Russe noch weg war. Es ging den ganzen Tag ohne viel Verpflegung und ohne lange Rast. Abends spät machten wir in ei-

nem Dorf in der Nähe von Parchim Quartier zum Übernachten. Wir waren todmüde und schliefen schnell ein. Nachts stiess einer mich robust an und sagte. «Sofort aufstehen und Sachen zusammenholen!». Meine Frage, wie spät es denn sei, wurde beantwortet: «Es ist zwar erst 4 Uhr, aber höchste Zeit, der Russe ist fast hier, die meisten von uns sind schon weg, nun mach schon – oder willst du warten, bis der Russe hier ist?». Wir hatten ja fast nichts, um uns den Russen entgegenzustellen.

Unsere Posten hatten gehört, wie Panzerketten rasselten. Dann im nahen Dorf Gewehrfeuer, Panzerfäuste und Schreckensschreie. Einen richtigen Tumult konnte man in der ruhigen Nacht aus dem vielleicht einen km entfernten Dorf hören. Darum hatten die Posten die Einheit schnell geweckt, und der überstürzte Abzug begann.

Mein Kollege und ich waren im Nu marschbereit, und als wir auf die Strasse kamen, waren nur noch ein paar vereinzelte Kollegen in der Nähe. Wir legten eine ganze Zeit lang einen schnellen Marsch hin, bis wir dann mehr Kollegen unserer Einheit erreicht hatten. Es ging jetzt seit gestern Abend immer nach Westen.

66. Kriegsgericht in Crivitz

Es war der 3. Mai 1945. Wir zogen durch ein Waldgebiet. Hinter uns hörte man immer wieder Panzerkanonen und das Blob der Panzerfäuste. Kurz vor Crivitz kamen wir aus dem Wald heraus und erhielten Order, wir müssten alle an einer langen Reihe Bäume vorbei gehen, die in einer Senke standen. Wir sahen von Weitem, dass dort eine ganze Menge deutsche Soldaten, (es waren wohl alles Offiziere) am Strang aufgehangen waren. Man wollte uns wohl durch die nähere Konfrontation mit diesen Hingerichteten dazu bringen, gegen den Russen zu kämpfen. Aber es stellte sich immer wieder die Frage: «Womit». Die fünf

Schuss Munition für die norwegischen Karabiner, wo sonst keine Munition hinein passte, waren für den Kampf gegen die Russen, dessen Infanterie mit Maschinenpistolen ausgerüstet war, gar nichts. Bei den anderen Soldaten sah es auch nicht viel besser aus. Die Truppenteile, die dem Russen noch Widerstand leisteten, um sein schnelles Vordringen abzubremsen, waren allerdings wesentlich besser ausgerüstet als wir.

Bei dem Personal an der Richtstätte muss sich wohl Widerstand gegen die allgemeine Besichtigung entwickelt haben, wo man doch auch nicht wusste, wie der zurückflutende Heerwurm auf diese makabere Arbeit reagierte. Wir waren auf der Rückzugsstrasse stehen geblieben. Da kamen ein paar Leute von diesem Richtplatz zu uns und sagten, wir könnten weitergehen. Und das geschlagene Heer setzte sich wieder Richtung Westen in Bewegung.

Kurz darauf kamen wir in Crivitz auf einem grossen Platz oder Freigelände an. Hier stauten sich Tausende deutsche Soldaten. Es ging nicht mehr weiter. Als erstes sahen wir auf einem zur Schau gestellten Wagenrad, einen mit gespreizten Armen und Beinen an den Speichen angebundenen deutschen Soldaten, welcher ein Schild auf der Brust trug: «Ich habe meine Kameraden bestohlen». Er lebte noch, aber wie lange jemand diese extreme Haltung erträgt, weiss ich nicht. Er war nämlich mit dem Kopf nach unten an dieses Rad gefesselt. Angesichts unserer Erfahrungen mit Kameradendiebstahl konnten wir diese Handlungsweise noch in etwa verstehen. Es durfte niemand die Stadt verlassen. Hinter uns hörten wir immer wieder die Panzerkanonen schiessen und den dumpfen Knall von Panzerfäusten. Die Panzerfäuste waren noch das einzige Mittel, um sich gegen die Panzer zu wehren. Rund 6 km hinter uns kam der Russe.

Hier in der Stadt tagte das Kriegsgericht. Durch die Truppenstrichen mehrere Gruppen von Feldjägern (genannt Kettenhunde, mit Blechschild auf der Brust, das an Ketten hängt) und verhafteten Offiziere, die sie mit vor das Kriegsgericht holten. Dort wurden sie reihenweise wegen Feigheit vor dem Feind zum Tode durch den Strang verurteilt. Wie sollte man sich denn gegen die Russen verteidigen wo es überall an Waffen und Munition fehlte. Dabei hatte der kommandierende General für alle entbehrbaren Truppen den Rückzug an die Elbe angeordnet. Es sollte nur hinhaltender Widerstand geleistet werden, damit die Flüchtlingstrecks und die Truppen sich nach Westen zurückziehen konnten.

Aber all dies interessierte das Kriegsgericht nicht. Die verurteilten Offiziere wurden auf einen langen Leiterwagen mit Pferdebespannung gebracht, wie sie bei der Heu- und Getreideernte gebraucht werden. Dort mussten sie sich auf die Pritsche setzen, und sie wurden an die Aussenstangen gefesselt. Vorne auf dem Wagen sass ein grosser dünner Fuhrmann. Er erklärte uns, bisher hätten die Offiziere die Soldaten immer an die Front und in den Tod getrieben, jetzt seien sie einmal selbst dran, getrieben zu werden. Der Wagen fuhr die Verurteilten an die Richtstätte an der Baumreihe, wo wir vorhin vorbeigekommen waren. Das Ganze sah aus wie die Fahrt der Verurteilten zum Scheiterhaufen im Hexenprozess, ein makaberer Bild. An der Richtstätte wurde der Wagen unter die Bäume gefahren, an denen die Stricke schon befestigt waren. Dort wurden sie dann nacheinander zur Hinrichtung fertig gemacht, die Handfessel gelöst, die Schlinge um den Hals gelegt und der Wagen unter den Verurteilten weggefahren.

Wieso liessen die Offiziere auf dem Platz in Crivitz alles so über sich ergehen? Fühlte man sich immer noch so durch den Eid an den Führer gebunden? An den Führer, der schon lange nicht mehr das getan hatte, was dem deutschen Volk zum Heile dien-

te? Dabei hatte er doch auch geschworen, Unheil vom deutschen Volk abzuwenden. Dabei liess er das Heer immer noch weiterkämpfen und wollte sogar die Lebensgrundlagen des Volkes zerstören. Einem solchen System war man nicht mehr zur Treue verpflichtet.

Doch gleich nach der Abfahrt des Wagens zur Richtstätte stürmten Offiziere das Kriegsgericht und erklärten dasselbe für abgesetzt. Als Reaktion darauf rottete sich SS zusammen, stürmte ebenfalls in den Gerichtssaal und setzte das Gericht wieder ein. Es traute sich niemand, die Stadt Richtung Westen zu verlassen bis Leute aus unserer Einheit die rettende Idee hatten.

67. Springprozession

Bei uns zu Hause geht eine so genannte Springprozession nach Echternach in Luxemburg. Die Springprozession stammt noch aus dem Mittelalter und führt zur Abtei Echternach ans Grab des Heiligen Willibrord. Es gibt heute noch den typischen Tanzschritt auf dieser Prozession: drei Schritte vor, zwei Schritte zurück. Nach dem System dieses Tanzschrittes wollten wir uns in Bewegung setzen. 5 Schritte Richtung Westen und dort mit jemand sprechen, zehn Schritte nach Osten und wieder mit jemand sprechen, 20 Schritte nach Westen und 8 Schritte nach Osten und so weiter. Es sollte nicht so aussehen, dass wir nach Westen in Bewegung wären. Die Zeit drängte, der Russe war nur noch eine Stunde Fussmarsch hinter uns. Als unsere Einheit in Bewegung war, geriet die ganze Masse in Bewegung, und jetzt ging es bald nur noch nach Westen. Von der Feldgendarmerie konnten wir schon nichts mehr sehen, wir schritten rüstig aus. Nach einer guten Stunde hatten wir ein grösseres Waldgebiet durchquert, und ich machte mit einigen Kameraden Rast. Wir beobachteten die vorbeiziehenden Soldaten und sa-

hen Angehörige aller Waffengattungen der Wehrmacht mit und ohne Waffen, Gepflegte und solche, die aus grossen Strapazen kamen, abgekämpft und müde. Auf einmal lichteten sich die Mengen, und es kamen nur noch einzelne Trupps.

Als letzter kam ein Vormann des RAD mit einigen Leuten. Sie hatten 4 Panzerfäuste, einen Feldspaten und einen Gartenspaten bei sich. Der Vormann suchte mit uns das Gespräch, er suche Freiwillige, um eine Auffangstellung gegen die russischen Panzer einzurichten, sonst überrollten sie uns. Alle vier Kameraden erklärten sich bereit, und so blieb ich auch bei ihnen. Der Vormann zeigte uns noch, wo wir am besten unsere Panzerdeckungslöcher graben sollten. Er zeigte auf das freie Feld neben der Strasse – und dann verschwand er mit seinen Leuten Richtung Westen.

Wir waren nun doch überrascht, wie schnell er sich mit seinen Leuten nach Westen absetzte. Wir fünf sollten also hier den Russen zum Stehen bringen. Im Ganzen hatten wir also vier Panzerfäuste und fünf Karabiner mit je fünf Schuss Munition. Die Russen kamen immer mit einer ganzen Reihe Panzer, wo auf jedem eine Anzahl Infanteristen sassen. Meine Kameraden wollten sich wirklich auf freiem Feld eingraben. Ich machte ihnen den Vorschlag auf der anderen Strassenseite hinter einer ansteigenden Böschung in Stellung zu gehen, da man dort auch eine bessere Fluchtmöglichkeit habe, wenn die aufsitzende Infanterie uns angriff. Wir hätten nur die paar Panzerfäuste abschliessen können und dann schnell das Weite suchen müssen. Doch nein, meine Kollegen wollten unbedingt auf freiem Feld die Deckungslöcher buddeln. Ich half dann auch bei dieser Arbeit, und dabei musste ich feststellen, dass nicht nur unsere Eifel einen kargen Boden hat, denn hier kam man mit dem Spaten kaum 20 cm tief in den Boden.

Indessen näherten sich uns zwei Landser, gut ausgerüstet mit Maschinenpistolen und jeder Menge Magazine mit je 30 Schuss Munition. Das wäre eine gute Aufstockung unserer Feuerkraft für den Infanteriekampf gewesen. Was wir denn hier machen wollten, fragten sie uns. Wir hätten den Auftrag, hier eine Auffangstellung gegen die russischen Panzer einzurichten. «Wenn die Panzer drüben aus dem Wald kommen (cirka 300 m), dann halten die erst einmal an und suchen das Gelände mit dem Feldstecher ab. Die sehen euch ja sofort und holen euch mit den Panzerkanonen unter Feuer. Geht jetzt mit uns, sonst seid ihr in einer halben Stunde tot. Lasst die Panzerfäuste liegen, mit den paar Stück kann man sowieso nicht viel anfangen». Wir liessen die Panzerfäuste liegen und gingen mit den beiden Landsern nach Westen. Sie hatten sich vom Russen abgesetzt

68. Zum Amerikaner in Gefangenschaft

Wir hatten zuerst noch freies Gelände und kamen dann wieder in den Wald. Nach etwa 2 km stiessen wir auf die anderen Truppen, und wie der Teufel will, auch auf den Vormann, der uns den Auftrag zum Aufbau der Auffangstellung gegeben hatte.

«Wie, ihr seid schon hier, ihr solltet doch die Auffangstellung einrichten». «Es sind Frontsoldaten gekommen, die uns gesagt haben, dort könne man keine Stellung aufbauen, der Russe könne uns von Weitem sehen, wir seien tot, bevor wir einen Schuss abgegeben hätten, wir sollten mit ihnen kommen». «Habt ihr die Panzerfäuste denn mitgebracht»? Zuerst war ich baff. Ich hatte mir keine Antwort dafür zurechtgelegt. Da sagte ein anderer Landser: «Die Panzerfäuste habt ihr ja sicher auch den Frontsoldaten gegeben». «Ja natürlich, die wollten sie ja haben», sagte ich.

Von diesem widerlichen Vormann habe ich mich dann möglichst schnell entfernt. Ich kannte ihn zwar nicht, aber so ein Typ, der sich selbst drückt und anderen die Aufgaben zuschiebt, ist womöglich zu allem fähig. Von meinen Kameraden war nichts mehr zu sehen. Sie hatten sich ziemlich schnell zurückgezogen. Ich ging zügig weiter und war dann bald bei meiner Einheit angekommen. Dort rief man uns dann gleich etwas abseits in den Wald, und ein Oberfeldmeister erklärte uns, fünfhundert Meter weiter stünde der Amerikaner mit den Panzern, wir würden gleich zu ihm überwechseln. Geschossen würde nicht mehr, wir sollten die Waffen weiter tragen, bis sie eingesammelt würden. Von unserem Fahneneid seien wir von jetzt ab entbunden. Wir sollten uns gleich in Marsch setzen. Links von uns kam jetzt eine Lichtung entlang der Strasse. Diese Lichtung hielt voll mit Flüchtlingstrecks. Man erklärte uns, der Amerikaner wollte sie nicht mit uns zusammen über ihre Linie lassen, weil sie sonst keinen Überblick hätten. Als wir dann ganz aus dem Wald herauskamen, hielten rechts amerikanische Panzer. Bei dem ersten sass auf dem Panzerturm ein schlanker Amerikaner, der uns winkte und rief: «Hurra! Krieg aus!». Wir atmeten richtig auf, und wir wussten nicht, ob wir Lachen oder Weinen sollten. Eine Last war von uns abgefallen. Wir gingen noch etwas weiter und betrachteten das Panorama. Rechts von uns der Schweriner See und im Hintergrund Schwerin und das Schweriner Schloss. Vor uns die Abwicklung des Kriegsendes, und auch die Beseitigung seiner gefährlichen Überbleibsel aus einem Militär. LKW in den Stör-Kanal. Ob es sich um Gasgranaten handelte die mit ihren Verpackungskörben im Kanal versenkt wurden? Dies war auch keine ideale Lösung zur Beseitigung dieser Bestände.

Wir waren wohl bei den letzten Tausenden, welche die Waffenstillstandslinie hier überquerten. In den letzten Tagen hatten sich die Ereignisse überschlagen. Der Russe hatte die letzten

Gebiete bis zur Elbe und im Westen bis zum Schweriner See so schnell erobert, dass längst nicht alle Flüchtlingstrecks und zurückgehenden Truppen entkommen konnten, und die Bereitschaft, zu kämpfen und in letzter Stunde des Krieges noch zu fallen, war nicht mehr gross. Wenn die Bewaffnung noch ausreichend und die Bestückung mit Fahrzeugen und anderen Gebrauchsgütern noch geklappt hätte, wären die Voraussetzungen zu einem geordneten Rückzug noch gut gewesen. Aber so musste alles in einer grossen Katastrophe enden.

Hätten die Gerüchte gestimmt, dass die Engländer und Amerikaner mit uns gegen die Sowjets kämpfen wollten, dann hätte zum mindesten unter uns Jungen eine überwältigende Mehrheit bei einer entsprechenden neuen Ausrüstung mitgemacht, Deutschland vom Kommunismus zu befreien. Aber dies alles war hauptsächlich ein Wunschdenken verschiedener NS-Führungskräfte, und man spekulierte darauf, mit diesen Gerüchten uns möglichst lange bei der Stange zu halten. Für Deutschland wäre dies wohl eine der besten Lösungen gewesen. Aber mit all diesen Verbrechen an wehrlosen Menschen hatte der NS-Staat alles Vertrauen verspielt. Wir konnten froh sein, dass es bei den Alliierten noch ein paar Generäle gab, welche den deutschen Truppen den Übergang hinter die Kampflinie der Westmächte gestattete und so vor dem Gang in die russische Gefangenschaft bewahrte.

69. Eine Tagesration für Sieben

Wir marschierten jetzt noch bis zum Abend nach Südwesten, 30 km bis Hagenow. Dort werden wir von den Amis auf den Flugplatz geleitet, und wir geben dort am Eingang des Lagerplatzes die Waffen und die Munition ab. Der ganze Flugplatz hat sich schon in eine Zeltstadt verwandelt. 30.000 Gefangene sind hier zusammengefasst. Bis zum Einbruch der Dunkelheit

haben fast alle ein Zelt über dem Kopf. Verpflegung wird ausgegeben, jeder muss sehen, dass er etwas abbekommt. Bohnenkaffee ist das Getränk für alle, und es gibt diesen in ausreichenden Mengen. Bei der Nahrung sieht es etwas anders aus. Es gibt die hochwertige «24 Stunden-Ration» in der Wachspappschachtel. Aber was bei den Amerikanern für einen Soldaten gedacht ist, müssen wir uns zu sieben Mann teilen. Es braucht auf jeden Fall niemand zu verhungern. Dieser Abend des 3. Mai 1945 ist der erste Abend seit längerer Zeit, wo wir nicht mehr auf dem Sprung sein müssen, um schnell weiter zu ziehen, weil der Russe uns zu überrollen droht. Jede Nacht versuchen noch Leute zu fliehen, weil sie nach Hause wollen. Dann hört man Schiessereien und MG Feuer. Die Flucht gelingt auch immer wieder einigen Gefangenen. Wir haben keine Einzäunung, die uns daran hindern würde.

Die ganze Umgebung des Flugplatzes wird von uns systematisch abgesucht, ob noch etwas Brauchbares zu finden ist, zum Beispiel Holz zum Feuer machen, oder auch – überraschenderweise – Lebensmittel-Konserven. Auf so einer Erkundungstour kam ich dann einmal in die Randgebiete des bewachten Lagerbereiches und sah in ein paar hundert Meter Entfernung die Wachtürme mit MG-Besetzung stehen. Ich ging in Richtung Aussenbereich weiter und stiess mit dem Fuss jede Konservendose an, die ich liegen sah, ob dieselbe nicht noch voll sein sollte. Dabei kam ich dann den Wachtürmen immer näher. Die Posten riefen mich an, aber ich ging weiter, als ob nichts wäre, bis die Posten mir eine MG-Garbe direkt vor die Füsse setzten. Ich schaute zu ihnen auf und grüsste mit Handgruss, denn es war ja anständig, dass man nur in den Sand geschossen hatte. Nun war mir klar, dass man wegen mir nicht beide Augen zu drückte. Wenn die Posten nicht reagiert hätten, wäre ich weiter Richtung Freiheit gewandert. So aber gab ich das Zeichen «Habe verstanden» und ging zurück.

Zirka 400 Meter neben dem Flugplatz lag ein grosses Bauerngut, dessen Besitzer eine gute soziale Einstellung hatte. Er hatte neben seinem Gutshof vier lange Kartoffelmieten von je 100 m Länge. Den Inhalt bot er bei der Lagerverwaltung unentgeltlich für die Gefangenen an. Das Angebot wurde auch angenommen, und die Amis zogen die Postenketten bis hinter den Gutshof zurück. Wir erhielten Bescheid, jeder könne dort hin, um Kartoffeln zu holen. Wir nahmen unsere Mäntel mit, packten uns Kartoffeln darauf und nahmen sie mit ins Lager. Es war ein Hin und Her-Geläufe wie bei einem Ameisen-Hügel, und bald waren die Mieten leer. Wir waren sehr angetan von der Selbstlosigkeit dieses Bauern.

Als wir ein paar Tage in Hagenow waren, gingen Amerikaner im Lager rund und sagten Bescheid «Die Russen sind mit LKWs da und suchen Angehörige der und der Regiments Nr.». Leute mit dieser Nr. auf den Schulterstücken möchten diese herunterreissen und im Sand verbuddeln. Ich hörte einige Gefangene, die sich darüber aufregten. Sie würden ihre Schulterklappen nicht herunterreissen, sie hätten ehrlich für ihr Land gekämpft, und sie würden ihr Regiment nicht verleugnen. Ich sprach mit einigen, sie sollten ihren falschen Stolz vergessen. Es wäre keinem geholfen, wenn er dafür in russische Gefangenschaft ginge, aber so war kaum einer umzustimmen. Gleich darauf waren die russischen LKWs mit Begleitmannschaften auch schon bei uns, suchten die Gefangenen aus diesen Regimentern zusammen und brachten sie zu den LKWs. Dort erhielten sie ein paar kräftige Tritte in den Hintern, wurden bei Händen und Füßen angepackt und mit Schwung auf die LKWs geworfen. Die Leute taten uns sehr leid, obwohl sie den Abtransport mit etwas Einsicht hätten verhindern können.

Ein Kollege von uns hatte aus einem verlassenen Fahrzeug der SS ein paar Flaschen mit 98-prozentigem Alkohol organisiert, und jetzt wurde beraten, wie derselbe zu konsumieren sei. Einer

Meinte, den Alkohol bis zur Hälfte verbrennen, dann sei er nur noch 50prozentig. Obwohl ich ihnen erklärte, wenn dabei kein Wasser verdunste, hätte er immer noch 96 Prozent, obwohl nur noch die Hälfte da sei. Sie sollten das 1½-fache an Wasser dazu schütten, dann hätten sie 40-prozentigen Schnaps. Nein, wenn man Wasser hinein schüttet, dann verdirbt der Schnaps. Es wurde beschlossen, denselben bis auf die Hälfte zu verbrennen. Ich musste wieder feststellen, wie viele Leute früher in der Schule gefehlt haben mussten, wenn Prozentrechnen auf dem Stundenplan stand. Nach der Reduzierung des Alkohols auf die Hälfte durch Verbrennen ging es zum Verzehr. Ich trank zuerst keinen mit. Weil aber die Kollegen pampig wurden, als ich nicht mithalten wollte, trank ich auch mit. Für meinen Magen war das allerdings keine gute Sache gewesen. Ich hatte mir denselben richtig verdorben. Es war um den 8. Mai herum, dem Tag der Gesamtkapitulation. Ich vertrug anschliessend keine Nahrung mehr und hatte Durchfall.

70. Ruhr

Die Prozedur der Schnapsorgie muss wohl meine Darmflora sehr in Mitleidenschaft gezogen haben, denn anscheinend war keine Widerstandskraft mehr da gegen Krankheitserreger. Als die Situation immer schlechter wurde, passierte das Essen bei mir in knapp 20 Minuten den Magen-Darm Kanal, und ich sass viele Zeit auf dem Donnerbalken (Soldaten-Freiluft-Klosett). Dort konnte ich feststellen, dass Soldaten ihren Allerwertesten mit 100 RM Scheinen abputzten. Vielleicht hätten sie dieselben später einmal noch gut gebrauchen können. Die RM konnte man immerhin noch brauchen, um Eisenbahn zu fahren, Postsendungen frei zu machen und um die Lebensmittel, die man auf Karten bekam, zu bezahlen. Bald war es mit mir so weit, dass ich fast nicht mehr von der Stelle kam, und ich suchte die einzige Rot-Kreuz-Stelle auf, die es im Lager gab. Dort waren

mehrere Ärzte und eine Reihe von Sanitätern und Rot-Kreuz-Schwestern beschäftigt. Aber der Andrang war so gross, wie man das heute nur noch auf Bildern aus der Dritten Welt sehen kann. Aber Zeit zum Warten hatte man ja genug, und es dauerte auch ziemlich lange, bevor man an der Reihe war. Ein Arzt befragte mich über meine Beschwerden und sagte zu mir: «Mensch, du siehst ja aus wie ein Ecce Homo» (wie der Dornen gekrönte Christus) und er stellte fest, dass ich die Ruhr hatte. Ich hatte ihm den Zustand erklärt. Wenn ich etwas gegessen hatte, hörte ich es durch die Därme rasseln, und in etwa einer Viertel-Stunde hatte alles wieder den Körper verlassen mit blutigem Schleim. Ich erhielt einige Tabletten und durfte die ersten Tage überhaupt nichts essen. Kaffee oder Schwarzen Tee sollte ich viel trinken, am besten Schwarzen Tee, den es im Lager genug gab. «Nach zwei Tagen wiederkommen» Mein Gesundheitszustand besserte sich zusehends, und ab dem dritten Tag durfte ich dann täglich ein Keks essen, die wir in unserer 24 Stunden-Packung hatten. Während meiner Krankheit konnten sich meine Kollegen ihre Ration mit meinem Anteil ein wenig aufbessern.

Die Ärzte befürchteten, dass sich Seuchen ausbreiten könnten und waren froh, dass sich mein Zustand schnell besserte und in meiner Nähe keine weiteren Fälle auftraten. So langsam konnte ich wieder etwas mehr essen, durfte aber nur abgekochtes Wasser, bei uns also Kaffee oder Tee trinken.

71. Nach Eutin

Am 16. oder 17. Mai hiess es dann, Zelte abbauen, Tornister packen, fertigmachen zum Abmarsch. Bis zum 18. oder 20. Mai muss das Gebiet bis zur Elbe und zur Grenze zu Schleswig-Holstein (Demarkationslinie) von den Amerikanern und Engländern geräumt sein. Der Russe will seine Besatzungszone in Besitz nehmen. Morgens früh gingen wir zum Bahnhof und bestie-

gen einen Güterzug nach Lübeck. Vom Bahnhof in Travemünde aus marschierten wir an der Ostseeküste entlang Richtung Neustadt. In der Nähe von Sierksdorf erhielten wir die Gelegenheit, in der Ostsee zu baden. Das Wasser war grün getönt von Algen. Also gab es diese damals auch schon an den Badestränden. In der Ferne, in der Neustädter Bucht, sahen wir die Hecks von deutschen Flüchtlingsschiffen aus dem Wasser ragen. Die Engländer hatten sie, noch bevor sie in Neustadt die Flüchtlinge aus dem sowieso schon so grausigen Osten an Land lassen konnten, mit Fliegerbomben versenkt. So fanden hier noch viele Flüchtlinge den Tod. Welch eine grausige Unkultur des Todes. Nach einem Aufenthalt von circa 2 Stunden marschierten wir weiter, erst noch am Strand entlang und dann links ab in Richtung Holsteinische Schweiz. Wir erhielten unseren Lagerplatz in Höhe der Stadt Malente, am Nüchelsee nahe dem Ukleisee, im Buchenwald. Dort wurde dann sofort gezeltet und Verpflegung empfangen.

Diese hatte sich jetzt grundlegend verändert. Es gab keine 24 Stunden-Packungen mehr, ein Stück für je sieben Mann, sondern deutsches Kommissbrot mit Zutaten. Wir waren jetzt bei den Engländern, und diese liessen uns aus deutschen Lebensmittelbeständen verpflegen. Die Kalorien waren nicht reichlicher als bei den Amis. Es wurde immer dieselbe Menge Lebensmittel in unser Gebiet geliefert. Als nachher Gefangene in die englische und amerikanische Zone entlassen wurden, wuchs auch die Menge der Kalorien für jeden Einzelnen in dem Masse, wie es Leute weniger wurden. Wir hatten anfangs auch nur ein Brot für 12 Leute.

Aus dem Bereich Hagenow-Schwerin hörten wir, dass der Russe mit Fallschirmtruppen an der Demarkationslinie gelandet war, damit die Westmächte nichts mehr aus diesem Gebiet abtransportieren sollten.

72. Delikatessen

Ein Kollege aus unserem Zelt hatte erkundet, dass bei uns im Nücheler See viele Süßwassermuscheln zu finden waren. Also besorgte er sich einen Sack und holte einen Satz Muscheln für uns aus dem See. Ein Blecheimer war auch schon besorgt worden. Jetzt noch vier Steine und Holz, das man überall im Wald als dürre Äste finden konnte, und die Zubereitung einer guten Mahlzeit konnte beginnen.

Unser Kochen war nicht gerade fachmännisch, aber wir kamen schon zurecht. Zuerst kochten wir die Muscheln eine halbe Stunde. Dann waren sie abgetötet und liessen sich leicht aus den Schalen nehmen. Verfärbte Tiere wurden aussortiert, weil wir sie nicht für einwandfrei hielten, und die anderen wurden zwei Stunden gekocht und die delikate Mahlzeit war fertig. Auch ohne Salz schmeckten die Muscheln gut, und wir brauchten dann nicht zu hungern. Die Frösche waren in unserer Umgebung ihres Lebens auch nicht sicher. Ein paar Zelte weiter wohnte ein alter Hotelkoch. Er kam schon hie und da einmal zu uns und probierte unsere Mahlzeit. Dabei lud er uns ein, wir sollten einmal zu ihm kommen, wenn er auf seinem Bratblech Weinbergsschnecken zubereitet hätte, und probierten die einmal. Das taten wir auch, und wir fanden die Schnecken lecker. Wir sollten dieselben aber einmal essen, wenn sie mit Salz und richtigen Gewürzen zubereitet wären, dann wären Schnecken eine richtige Delikatesse. Wir glaubten es ihm. 30 Jahre später war ich dann einmal in Rosenheim auf einem Lehrgang, wo ich dann abends durch die Stadt bummelte. Dabei kam ich an einem Lokal vorbei, wo man alle diese Delikatessen als Speise anbot, unter anderen 5 Weinbergsschnecken für 6,50 DM. Ich war schon im Begriff hinein zu gehen, als mir der Gedanke kam, dass ich sie vielleicht gar nicht essen könnte. In einem anderen Lokal habe ich mir dann ein Schweineschnitzel bestellt, das mir vorzüglich geschmeckt hat.

Es wurde in der Gegend um unser Lager alles ausgekundschaftet, wo es etwas gab, was unsere Verpflegung bereichern könnte. Wir kamen in der Gegend um die Ortschaft Nüchel an einem grossen Bauernhof vorbei, wo zehn Milchkanen mit Magermilch standen, die von der Molkerei zurückkamen. Wir gingen den Bauern fragen, ob wir Magermilch haben könnten. Nein, sagte er, wir brauchen sie alle für die Schweine. Ein anderer Bauer verteilte jeden Morgen alle Magermilch unentgeltlich an Gefangene. So ist das nun einmal auf der Welt, die einen haben ein Herz aus Stein und andere sind wirkliche Menschen. Das ist aber nicht nur bei den Bauern so, sondern auch bei Unternehmern und ebenso beim ‚kleinen Mann‘.

Eines Tages kamen wir an einer Gärtnerei vorbei, wo ein Mitarbeiter Rhabarber in Bündel schnürte. Wir fragten ihn, ob man welchen kaufen könnte, ja für 2,50 RM würde der verkauft. Von uns kaufte jeder ein Bündel, und er wurde im Lager geschält und dann roh gegessen. Jeder hatte sein Bündel von cirka 20 cm Durchmesser in ein paar Tagen verzehrt.

An den Wegrändern wuchs jede Menge Löwenzahn. Wir hatten zwar keine Zutaten, um ihn als Salat herzurichten. Deshalb wurde der Versuch gemacht, ihn zu kochen. Er schmeckte dann aber bitter. Die Versuche liefen weiter, und der Löwenzahn wurde nach dem ersten Kochen ausgepresst und noch einmal in viel Wasser gekocht und siehe da, er wurde geniessbar.

Einmal hatte sich ein zutraulicher Hund in unser Lager verlaufen. Er lief von Zelt zu Zelt, bis er auf einmal verschwunden war und nicht mehr auftauchte. Er hat unseren Kameraden sicher auch gut geschmeckt.

Die Stadt Eutin lag ausserhalb des Sperrgebietes auf der Halbinsel Wagrin oder der Halbinsel Eutin, wie wir sie nannten, und war Lazarettstadt. Wir hörten immer wieder, dass Gefangene über die Sperrlinie in die Stadt Eutin gingen, was uns allerdings

untersagt war. Es tauchten auch immer wieder Gerüchte auf, dass Gefangene erschossen worden seien, und die Bestimmungen noch verschärft worden wären. Eines Tages hiess es, dass der Engländer jetzt Polen eingesetzt habe, die schnell gezielt schiessen würden. Die Grenzgänger hatten immer wieder Lebensmittel oder fertiges Essen ergattert, womit sie uns neugierig machten. Weg nach Eutin cirka 8 km Wegstrecke.

Wir entschlossen uns also, auch einmal eine solche Schmutzgeltdtour zu machen. Morgens früh marschierten wir zu dritt los und kamen auch unbeschadet über die Abspermlinie. Es war schon schwierig, Lebensmittel zu bekommen. Mittags hatten wir noch so gut wie nichts in unserem Brotbeutel, als wir zum Bahnhof kamen, wo die Edeka einen Waggon mit losen Kartoffeln entlud. Wir fragten, ob wir welche haben könnten oder helfen dürften. Ja wir durften helfen, und wir würden nachher bezahlt. Von uns dreien wurde dann der Waggon entladen, und die Kartoffeln kamen auf Gespannwagen. Als wir fertig waren, fragten wir nach dem Lohn und erhielten die Antwort, die Kartoffeln, die vorbei gefallen seien, könnten wir uns mitnehmen. Wir besorgten uns einen Sack und trugen sie abwechselnd ins Lager. Jetzt gingen wir wohl jede Woche einmal nach Eutin, um bei unserem Arbeitgeber Edeka zu arbeiten. Die Arbeit war immer dieselbe, nur dass wir jetzt aufpassten, dass genügend Kartoffeln vorbei fielen, so dass ein Mann sie noch als Rucksack auf dem Rücken tragen konnte. Das ging so lange, bis man uns die Hölle heiss machte, wir dürften nicht mehr gehen, es seien jetzt innerhalb weniger Tage mehrere Gefangene erschossen worden. Man hatte uns das so eindringlich geschildert, so dass keiner mehr mitgehen wollte.

Nach zwei Wochen mussten wir wieder von unserer Normalration leben, und der Kohldampf stellte sich wieder ein.

Ich sagte meinen Kameraden, dass ich morgen wieder nach Eutin ginge – ob einer mitgehen wollte? Nein es wollte keiner

Mitgehen, und so ging ich am nächsten Morgen allein nach Eutin los. In der Nähe der Stadt kam ich durch einen Buchenwald, der an einer Talwiese endete. Hinter jedem Strauch und jedem Baum lagen 1 bis 2 Gefangene, die über die Talwiese, in die auf der anderen Seite stehende Lohhecke schauten. Ich fragte, was es denn da gebe und man sagte mir, auf der anderen Seite stünden die Engländer. Am Waldrand legte ich mich auch hinter einen Strauch und sah mir die Lage an. Im gegenüberliegenden Niederwald war alles ruhig, nichts zu sehen und nichts zu hören. Nach einer Viertelstunde dachte ich, du versuchst es, stand auf und ging ruhigen Schrittes über die etwa 40 m breite Talwiese in den gegenüberliegenden Wald. Als ich dort angekommen war ohne Anruf und ohne Schiessen, standen auf der anderen Seite alle auf und kamen mir nach. Es war eine kleine Völkerwanderung. Wir kletterten durch den Stacheldraht-Verhau und versickerten alle in der Lazarettstadt Eutin. Von unserer Einheit war ich der Einzige der heute dabei war.

In unserem Sperrgebiet lagen 750.000 Gefangene. In Schleswig-Holstein gab es drei von diesen Sperrgebieten mit insgesamt 2,5 Millionen Gefangenen. In diesen Gebieten wurde die ganze Verwaltung von Deutschen durchgeführt. In den drei Monaten, in denen ich in diesem Gebiet war, habe ich nirgendwo einen Engländer gesehen. Die Gefangenen standen nach wie vor unter der Aufsicht deutscher Offiziere.

Diesen Sonderstatus hatten alle Gefangenen innerhalb dieser Sperrgebiete in Schleswig-Holstein. Zu arbeiten brauchten wir nur, soweit es für die Lagerbedürfnisse erforderlich war.

73. Churchills Deutsche Armee

Es hiess, der Engländer wolle uns in Schleswig Holstein stationieren, um uns wieder zu bewaffnen, falls der Russe weiter nach Westen vorstossen sollte. Wir sollten den Russen dann von Norden in die Flanke stossen, um sie zum Stehen zu bringen. Diese Pläne müssen wirklich bestanden haben. Ich habe in den 80er Jahren das Buch gelesen: «Churchills Deutsche Armee», wo das Wirken des englischen Premierministers geschildert wird. Auf den Druck der Russen wurde dann die deutsche Regierung unter Grossadmiral Dönitz aufgelöst, und auch die Gefangenen in Schleswig-Holstein waren den Russen ein Dorn im Auge. (Churchills Deutsche Armee).

Nun zurück zu unserer Hamstertour. Da ich heute allein war, ging ich zuerst zu einem Metzger, wo man für 20 Pfennig eine Tasse Wurstbrühe zu trinken bekam. Wegen dem enthaltenen Fett war dieselbe nicht zu verachten. In der Stadt sprach eine junge Frau mich an. Sie war RAD-Führerin gewesen, und da wir noch RAD-Uniformen trugen, wollte sie von mir hören, wie unser Leben im RAD abgelaufen sei. Wir gingen zu ihr nach Hause und sie fragte, und ich erzählte von dem, was wir erlebt und wie wir es erlebt hatten. Um mich bei Laune zu halten, brachte sie Gebäck auf den Tisch, wovon ich dann ein paar Kekse ass. Es waren wohl die Nichten und Neffen meiner Gesprächspartnerin, die dann reagierten und ihre Tante böse anschauten, was ich gut verstehen konnte. Wir unterhielten uns noch eine Zeit lang und ich zog dann weiter.

74. Ein Zentner Salz

Bei meinem Streifzug kam ich an einer Metzgerei vorbei, wo am Hoftor ein deutscher Gefangener stand. Der fragte mich, ob ich Mettwürstchen gebrauchen könne. Klar konnte ich die gebrauchen, dann komm mit hinein, der Alte ist fuchsteufelswild. Einer von den etwa 10 dort beschäftigten Gefangenen hätte einen ganzen Sack Salz in die Wurstmasse in der Maschine geschüttet und nun sei die Mettwurst nicht mehr zu essen. Er packte mir den Brotbeutel voll Mettwürstchen und gab mir noch welche, um in die Jackentaschen zu stopfen. «Schau aber jetzt zu, dass du schnell wegkommst, bevor der Alte dich sieht.»

Für heute hatte ich nun genug gehamstert und ich machte mich sofort auf den Heimweg. Unterwegs wollte ich ein Würstchen essen, schaffte aber nur ein halbes, denn der Salzgehalt war enorm. Im Lager angekommen, waren meine Kollegen begeistert, denn nun konnten wir unsere Suppen endlich einmal salzen. Ein halbes Würstchen in unserem Suppeneimer – und schon war unsere Suppe normal gesalzen. Durch den hohen Salzgehalt hatten die Würstchen auch eine gute Haltbarkeit. Es ist uns nichts verdorben.

Auch das nächste Mal musste ich meinen Gang noch allein machen, da es den anderen immer noch zu gefährlich vorkam. Ich stromerte in der Stadt herum, bis auf einmal ein Mann in Zivil mich anhielt und mich fragte, wo ich denn herkäme, ich käme doch bestimmt aus dem Sperrgebiet. Ich musste es bejahen, und er sagte mir, es sei mir doch sicher bekannt, dass ich das Sperrgebiet nicht verlassen dürfe. Auf unsere Hamstertouren hatten wir immer unsere Brotbeutel mitgenommen und diese am Koppel getragen, und Soldaten im Lazarett tragen keine Koppel. Daraus hatte der Mann dann geschlossen, dass ich aus dem Sperrgebiet kommen müsse. Er musste wohl irgendeine

Art Polizeifunktion ausüben. Mit festem Griff nahm er mich am Arm und sagte: «Sie kommen jetzt mit auf die Militärkommandantur», ich musste wohl oder übel mitgehen. Dort angekommen, wollte er mich den dort Wache stehenden Posten übergeben, aber dieselben erklärten sich wohl nicht zuständig für meinen Fall. Er sagte mir, ich solle beim Posten stehen bleiben, er müsse eben zur Anmeldung. Als er weg war, versuchte ich mit dem Posten zu sprechen, aber derselbe verstand auch kein Deutsch. Als ich mich etwas von den Posten entfernte, merkte ich, dass es denen ziemlich gleichgültig war, was ich machte, und so entfernte ich mich zielstrebig und zügig aus dem Bereich der Kommandantur. An der ersten Strassenkreuzung bog ich links ab und an der nächsten wieder rechts, damit mich dieser widerwärtige Mensch nicht mehr finden sollte.

An dem Tag war die Beute der Hamstertour nicht so reichlich. In einer Bäckerei erhielt ich noch ein überaltertes Kommisbrot, aber wir hatten ja noch alle gute Zähne. Ausser ein paar Tassen Wurstbrühe war das dann alles, was ich ergattert hatte. In der darauffolgenden Woche gingen dann wieder zwei Kameraden mit, und wir versuchten, unsere alten Geschäftsbeziehungen bei der Edeka wieder aufleben zu lassen. Wir bekamen auch prompt wieder Arbeit und durften Kartoffeln ausladen. Abends hatten wir wieder ein gutes Quantum Kartoffeln in unserem Sackrucksack, der dann abwechselnd getragen wurde.

Als wir abends aus der Stadt hinausgehen wollten, war die Strasse plötzlich gesperrt. Umdrehen wollten wir nicht, weil wir uns dadurch auch nur verdächtig machten. Einer meiner Kollegen machte einen kleinen Bestechungsversuch und wollte einem Posten einen guten Füllhalter anbieten, wenn er uns durchliesse. Derselbe sollte eine vergoldete Feder haben. Aber der Posten verhielt sich uns gegenüber gleichgültig, und so gingen wir weiter zur Stadt hinaus. Nach etwa 50 m riefen uns die

Posten aber an. Wir sprangen quer über den Strassengraben in das Unterholz einer Lohhecke. Jetzt fingen die Posten an zu schiessen und ballerten munter drauf los. Das beschleunigte allerdings unsere Flucht, und wir liefen so schnell wir konnten im Wald durch das Laubwerk der Bäume gedeckt, einen steilen Berg hinauf. Nach cirka 200 m Steilstrecke setzten wir uns ohne Atem oben einmal hin und ruhten uns aus. Es waren keine Verfolger zu sehen oder zu hören. Unser Kollege mit den Kartoffeln hatte auf jeden Fall die Last nicht weggeworfen. Da ich immer noch etwas geschwächt war von meiner Ruhrerkrankung, hätte ich den Hang mit den Kartoffeln auf dem Rücken nicht so schnell geschafft. Nachdem wir nun diesen Berg so hastig bewältigt hatten, wussten wir auch, warum man diese Gegend «Holsteinische Schweiz» nannte. Abends haben wir uns die Sache dann überlegt und haben die Schmuggeltouren ganz eingestellt.

75. Feldhüter

Als die Felderbsen heranwuchsen, beschwerten sich die Bauern, die Erbsen würden ihnen zum grossen Teil auf den Feldern gestohlen. Unsere Einheit musste daraufhin auch eine Gruppe Feldhüter stellen, die mit kräftigen Knüppeln bewaffnet die Erbsenfelder schützen sollten. Ich wurde auch dazu eingeteilt. Einige Male kamen wir zu Erbsenfeldern, wo Kollegen Erbsen am Futtern waren. Wir riefen: «Raus aus den Erbsenfeldern ihr Banditen!». Aber die Kollegen lachten nur. Daraufhin legten wir uns dann auch auf den Rücken, in das Feld und futterten Erbsen.

Wenn wir unsere Brotration assen, dann wurde dieselbe bewusst lange gekaut und eingespeichelt, und das Brot schmeckte uns wie der beste Kuchen. Langsam entspannte sich die Ernährungssituation, weil immer mehr Leute in die englische und amerikanische Zone entlassen wurden und dadurch die Zutei-

lungen für den Einzelnen reichlicher wurden. Nur in die französische Zone, wo unsere ganze Einheit zu Hause war, wurde vom Engländer niemand entlassen.

76. Die Sieger

Die beiden glorreichen Siegermächte, England und Frankreich, führten in Palästina einen Kolonialkrieg gegeneinander um den Besitz bestimmter Gebiete. Man hatte anscheinend Gefallen gefunden am Krieg spielen, und da die Deutschen jetzt nicht mehr helfen wollten, musste eben ein Verbündeter herhalten. Und dabei hatten diese Leute uns immer erzählt, nur die bösen Deutschen seien immer auf Krieg aus. Wegen diesem Konflikt in Palästina entliess der Engländer niemand in die französische Zone.

77. NS-Agitatoren

Schon bald nach der Kapitulation kursierten unter uns die tollsten Gerüchte. Eine Gesellschaft, die keine Zeitung und keinen Radioempfang hat, ist für die Aufnahme solcher Gerüchte besonders empfänglich. Es war manchmal schon etwas Wahres dran, aber wer wollte wissen, was Wahrheit und was Lüge war. NS-Agitatoren zogen unbehelligt durch das Lager und verbreiteten immer noch ihre Ideologien. Einen Anreiz, vom Staat dafür belohnt zu werden, gibt es ja jetzt nicht mehr. Also kann es sich nur um Überzeugungstäter handeln. Die NS-Ideologie hatte unter den jungen Leuten stark Fuss gefasst, und so war es kein Wunder, dass sie den Propagandisten fast alles glaubten, was die erzählten. Dass es in der Sowjetzone viel Terror und Not gab und dass die Produktion praktisch auf Null war, konnte man sich schon vorstellen.

Von der französischen Zone erzählte man sich auch tolle Sachen. Die Besatzungsmacht übe einen Terror ohnegleichen aus, niemand sei seines Lebens sicher. Keine Frau könne allein auf die Strasse, ohne vergewaltigt zu werden. Man schilderte uns Zustände, wie sie beim Vordringen der Russen im deutschen Osten geherrscht haben und übertrug sie auf die französische Zone als Dauerzustand. Dann erzählte man, dass der Krieg hätte gewonnen werden können, aber es hätte überall zu viel Verrat gegeben. Man hätte auch viel härter gegen die Kirche und andere Abweichler vorgehen müssen. Es wäre eben viel zu wenig Blut geflossen. Auf Deutsch gesagt, man war der Meinung, dass noch mehr Mordbuben hätten beschäftigt werden müssen, um Menschen abzumurksen. Also noch mehr KZs einrichten mit Gaskammern und Verbrennungsöfen.

Die Thesen vom Verrat stammten zum grossen Teil von Hitler. Dass vieles Missgeschick durch das Unvermögen Hitlers selbst, in psychologischer, militärischer und menschlicher Hinsicht herührte, dass kam den Ideologen nicht in den Sinn. Dass man durch die barbarischen Handlungsweisen im besetzten Ausland und das Morden in den Lagern nicht mehr unter die zivilisierten Staaten gerechnet wurde, konnten die Agitatoren auch nicht verstehen.

Ebenso, dass eine Armee keine Schlagkraft mehr hat, wenn sie ihre schweren Waffen wegen Spritmangel nicht mehr bewegen kann und deshalb unbrauchbar machen muss, damit der Gegner sie nicht gegen uns einsetzen kann, konnten sie nicht verstehen. Genau so, dass man Soldaten ohne Munition nicht gegen Panzer einsetzen kann und dass man dann auch die feindlichen Panzer nicht durch Massenverurteilungen vor Standgerichten aufhalten kann, liess man nicht gelten.

Dabei war ein Teil von uns auch schon während des Krieges der Ansicht gewesen, dass wir auch nicht nach Hause könnten, wenn der Krieg gewonnen würde. Denn in dem Fall hätte Deutschland eine ganze Reihe von Besatzungsarmeen gebraucht, um die Unruhen bei den drangsalierten Völkern zu unterdrücken. Die meisten Völker wollen sich nämlich nicht auf Dauer von einer «Herrenrasse» unterdrücken lassen.

Der Hitlergruss mit vorgestrecktem Arm war in der Gefangenschaft verboten, und so grüssten wir mit altem militärischem Gruss, mit der Hand an der Mütze. Auf einem meiner Streifzüge durch den Wald begegnete ich einem RAD-Führer höheren Ranges und grüsste ihn mit der Hand an der Mütze. Daraufhin fauchte der RAD-Führer mich an, was das denn für eine Art Gruss sei? Er liess eine Schimpfkanonade folgen, und ich machte einen Bogen um ihn.

Ich war sprachlos. Da hatte der NS-Staat aus persönlichem Lebenshunger seiner Führungsleute ein ganzes Volk mit in den Abgrund gerissen, und seine führenden Leute hatten zum Teil jetzt noch, nach der Niederlage, die Arroganz, die Umgangsformen bestimmen zu wollen. Eine Ausgeburt des Herrenmenschentums!

78. Das «Kalte Licht»

Unsere Unterkunft hatte als Bedachung eine Autoplane. Da diese nicht reichte, um auch alle Seitenwände zu schliessen, hatten wir an der Vorderseite ein Flechtwerk aus Reisig angebracht. Eines Nachts, als ich austreten musste, sah ich draussen einen Lichtschimmer, als ob er von drinnen durch die Reisigwand käme. Ich dachte, es hätte drinnen jemand eine Kerze angezündet. Ich ging ins Zelt und alles war dunkel, und als ich herauskam, war der Lichtschimmer wieder da. Ich ging an die Wand heran und sah, dass es unser Brennholz war, das wir aus dünnen Ästen gemacht hatten und an der Reisigwand

bis zur Dachhöhe aufgeschichtet hatten. Es waren also angefaulte Holzteile, die in einem gewissen Trocknungszustand kaltes Licht abgaben. Ein so intensives Leuchten von angefaultem Holz hatte ich noch nie gesehen. Ich ging und weckte meine Kameraden. Alle gingen mit raus und bestaunten dieses Naturphänomen.

An verschiedenen Tagen konnten wir beobachten, wie die Engländer das damals schnellste Jagdflugzeug der Welt flogen. Es war der deutsche Düsenjäger ME-262, der allen anderen Jägern überlegen war. Ob sie es als Spielzeug ansahen, oder ob es ernsthafte Erprobung war, wenn sie mit ein paar Maschinen dieses Typs in der Luft kurvten, war nicht zu erkennen.

In Zukunft bemühten sich sowohl Amerikaner wie Russen darum, diesen Flugzeugtyp zu bauen und zu verbessern. Den deutschen Raketen-Ingenieur Wernher von Braun holten die Amerikaner ebenfalls über den Ozean. Aber erst als die Russen die Amerikaner in der Raketentechnik weit überrundet hatten, schenkte man der Raketentechnik mehr Interesse und förderte dieselbe auch in Amerika.

An gemütlichen Sommerabenden machten wir uns ein schönes Lagerfeuer. Wir suchten uns dürres Holz und stellten es als steile Pyramide auf. Das Innere füllten wir mit dürrer trockenem Reisig und aussen herum packten wir dann grünes Holz, das wir immer steil aufrecht um die Pyramide aus trockenem Holz aufstellten. Wenn dann das trockene Holz verbrannte, trocknete die aufsteigende Hitze das grüne Holz, so dass es lustig mit brannte. Dabei sangen wir dann unsere Volkslieder, wovon die Jugend damals noch eine Menge auswendig konnte.

79. Deutsches Rotes Kreuz

Verbindung nach zu Hause hatte im Sommer 1945 bei uns noch niemand. Ende Mai 45 kam das DRK ins Lager, um unsere persönlichen Daten und die Heimatadresse zu erfassen. Aber auch das Rote Kreuz hatte keine Möglichkeit, diese Daten nach Hause zu übermitteln. Erst Ende 1946 kam die Nachricht zu Hause an, dass ich als Kriegsgefangener in Schleswig-Holstein lebe. Da hatte ich schon übers Jahr am Wiederaufbau der Heimat als Schreinerlehrling mitgearbeitet.

Abgesehen davon, dass wir fast immer Hunger hatten, war unser Leben in Gefangenschaft fast sorgenfrei. Es konnte uns politisch niemand mehr gefährlich werden, und geschossen sowie bombardiert wurde ja auch nicht mehr.

Wenn man dagegen an das harte und entbehrungsreiche Leben der Gefangenen in Russland dachte, war unsere Lage fast ideal. Wahrscheinlich auch deshalb, weil der Engländer dank Churchill schon weiter dachte als die Franzosen. Sie dachten eben daran, dass sie uns als Bundesgenossen brauchen könnten.

Wir sprachen oft über die Situation in unserer Heimat, wo die Franzosen als Besatzung regierten. Nach Berichten der NS-Ideologen sollten ja dort allenthalben Mord, Raub und Schändung herrschen. Wenn ich heimkäme – und es wäre wirklich so, dann wollte ich als Partisan in die Eifelwälder gehen, so wie die Jugendlichen es in Neubelgien (Kreise Eupen und Malmedy) unter Hitler getan hatten. Aber als ich nachher nach Hause kam, sah ich, dass 90 Prozent dieser Berichte pure Hetze waren. Die selbsternannten Herrenmenschen waren eben nicht mehr die Herren in ihrem eigenen Land. Ich wollte erst einmal mit eigenen Augen sehen, wie es zu Hause zuging, bevor ich mich für etwas entschied. Als ich dann zu Hause die Ruinenstädte und

-Dörfer gesehen hatte, wusste ich, wofür ich arbeiten musste. Die Menschen brauchten ein Dach über dem Kopf und die nötigsten Möbel zum Wohnen in den Häusern

500 m von unserem Lager, hinter einer Bergkuppe, liegen Russen aus der Wlassow-Armee im Wald. Sie haben irgendwo Fässer mit Salzgemüse herbekommen und bessern ihre Verpflegung damit auf. Der Engländer will alle an Russland ausliefern. Das würde für sie den sicheren Tod als Landesverräter bedeuten. Welch eine Tragik. Sie hatten ihr Land, das schon unter der Willkürherrschaft Stalins so sehr gelitten hatte, vom Kommunismus befreien wollen und jetzt sollten sie diesem Henker zum sicheren Tod in die Hände gegeben werden. Wie viele Menschen auf der Welt werden immer wieder ein ähnliches Schicksal erleiden?

80. Entlassung aus Gefangenschaft

Anfang August kam eine Bekanntmachung, wenn man Verwandte oder Bekannte in der amerikanischen oder britischen Zone hat, kann man sich dorthin entlassen lassen. Man muss sich allerdings verpflichten, dort Arbeit anzunehmen. Ein Kollege, der an der unteren Kyll zu Hause ist und ich melden uns zur Entlassung in die englische Zone, ich nach Gummersbach im Oberbergischen. Unsere anderen Kollegen haben alle keinen Mut dazu. Sie sind alle noch von dem Gefasel der NS-Propagandisten befangen und meinen, in unserer Heimat sei jetzt der Vorhof der Hölle. Dabei war es lange nicht so schlimm, wie unter den Deutschen in Polen.

Die meisten Kameraden kamen erst Ende 1947 nach Hause. Da hatte ich schon vor gut einem halben Jahr meine Gesellenprüfung gemacht. Da sieht man es wieder: Glaube nie einem Fanatiker!

So um den 4. August herum geht es zur Sammelstelle – und dann zum Engländer, wo als erstes wieder unsere Personalien durchgesehen werden. Dort müssen wir in Reihe antreten,

und ein englischer Soldat geht an uns vorbei und haut mit einem Stock an unseren Fingern vorbei, wenn wir die Hände nicht an der Hosennaht angelegt haben. Von uns geht ein Offizier zu den englischen Offizieren und beschwert sich über die Behandlung. Sofort werden die beiden Soldaten abgelöst. Die Prozedur der Erfassung zur Entlassung dauert ziemlich lange. Zuerst gehen wir durch einen Raum, wo alle Orden und Auszeichnungen abgelegt werden müssen. Dort sieht man auf einem grossen Haufen Eiserne Kreuze, Ritterkreuze, Sturmabzeichen, Nahkampfspangen und alle sonstigen Auszeichnungen. Im nächsten Zimmer müssen wir uns ganz ausziehen und unsere Taschen entleeren. Ich hatte ein paar Jodröhrchen in der Jackentasche gelassen, was dann auch gleich entdeckt und beanstandet wurde. Ich sagte den Leuten, dass man damit ja aber nichts Schlimmes anstellen könne, aber zu Hause könne man sie doch noch gut gebrauchen. Nein, ich dürfe sie nicht mitnehmen, auch diese Jodröhrchen seien Staatseigentum. Wir wurden noch von Ärzten untersucht und durften uns dann wieder ankleiden. Welchen NS-Verbänden man angehört hätte und welche Tätigkeiten man ausgeübt habe, wurde man gefragt, dann ging es raus zur Entlausung. Ein paar rustikale Soldaten steckten uns einen, einer grossen Luftpumpe ähnlichen Blasebalg in den Halsausschnitt der Kleidung hinunter und pumpten ein paar Mal kräftig, so dass der Qualm aus den Ärmeln und Hosenbeinen hervorschoss – und fertig war die Entlausung. Jedenfalls war die Wirkung 100prozentig. Es muss sich um DDT-Pulver gehandelt haben, womit die Amerikaner im Asienfeldzug schon ganze Inseln von der Stechmücke befreit hatten, um die Malaria zu bekämpfen. Davon, dass das Pulver schwere Gesundheitsschäden verursachen könne, hat damals noch niemand gesprochen, das wurde erst später festgestellt. Am nächsten Tag erzählte uns ein deutscher Offizier, dass die Amis über Japan eine Atombombe abgeworfen hätten, eine ganze Stadt sei dem Erdboden gleich gemacht worden mit ei-

ner einzigen Bombe. Die meisten von uns konnten sich unter einer Atombombe noch nichts vorstellen, ausser einigen Leserratten, welche die Jules Verne-Bücher gelesen hatten. Dieser französische Schriftsteller hatte schon von Materie gesprochen, wo man mit kleinen Mengen grosse Wirkungen erzielen konnte. Diese Entwicklung würde dem Krieg in Asien wohl bald ein Ende machen. Der Offizier konnte uns einiges erklären über die Wirkung von Atombomben.

Die Heimfahrt wurde auf US-Lastern in mehreren Wegetappen durchgeführt. Bevor die Reise losging, konnten wir noch mit einem Offizier einen typischen norddeutschen Bauernhof besichtigen. Es war ein komplett umbauter Hofraum. Durch das grosse Tor kamen wir in den abgeschlossenen Hofraum. Links der Wohntrakt, an der hinteren Querfront das Stallgebäude und rechts Scheune und Tenne. Die Anlage schien uns wohl durchdacht, aber heute nach 60 Jahren kann ich darüber nicht mehr viel berichten. Am ersten Tag fuhren wir an Hamburg – Sankt Pauli vorbei. Auf der Reeperbahn waren hauptsächlich englische Soldaten zu sehen, welche die Anlage ausgiebig nutzten.

81. Gutes Mittel gegen Krätze

An einem der Etappenziele sprach mich ein Leutnant an, der bei unserer Unterhaltung meinen Namen gehört hatte, wo ich herkomme usw. Der Leutnant hatte an der Kölner Uni einen Professor mit Namen Roloff gehabt, mit dem er sich gut verstanden haben muss. Denn er kam nachher wieder und fragte, wie es bei mir mit Haut-Krätze sei, man hätte im Rot-Kreuz-Zelt ein Mittel, das zuverlässig wirke. Es habe allerdings den Geruch wie faule Eier. Ich war sehr daran interessiert, meine Krätze loszuwerden. Meinen Kollegen von der Kyll sprach ich an, als er aber von dem starken Schwefelgeruch hörte, hatte er kein Interesse mehr an dieser Behandlung. So ging ich mit dem Leut-

nant in das Rot-Kreuz-Zelt. Wir zogen uns nackt aus und rieben uns von oben bis unten mit diesem guten Mittel ein. Uns war es in diesem Fall gleich, wie wir dufteten, Hauptsache, wir wurden die Krätze los. Und tatsächlich, dieses Mittel mit dem Hauptbestandteil Schwefelsäure hatte einen durchschlagenden Erfolg. Ich war die Krätze los. Nachher, bei meinen Verwandten in Gummersbach, habe ich als erstes einmal gründlich gebadet, damit die Leute es bei mir aushielten.

Bei unserem Transport nach Süden liess man sich immer Zeit. Die US-Militär-Laster fuhren immer im grossen Ringverkehr durch die englische und amerikanische Zone. Von Schleswig-Holstein ging es an den Rhein nach Bonn und von dort mit einer anderen Ladung nach Bayern. Aus Bayern wurden dann wieder Gefangene nach Norden transportiert. Es waren immerhin Millionen, die nach Hause transportiert werden sollten.

82. Gruss der Heimat

In einer Stadt im Ruhrgebiet hatten die jungen Frauen eine Aktion gestartet. Sie warfen in die hinten offenen Lastwagen Obst und Lebensmittel während der Fahrt hinein, worüber wir uns sehr freuten. Was musste da eine Opferbereitschaft bestehen, wo doch die Zivilbevölkerung selbst nicht genug zum Essen hatte. Viele ihrer Männer, Väter und Brüder waren noch in Gefangenschaft, und die jungen Frauen dachten wohl auch an diese, wenn sie uns mit Lebensmitteln versorgten.

Unsere vorletzte Station war Kevelar am Niederrhein, wo dann noch einmal die Angst umging. Ein paar Tage vorher war eine französische Fahrzeugkolonne hier gewesen, welche Gefangene nach Frankreich mitnahm, um sie dort noch ein paar Jahre als Gefangene arbeiten zu lassen. Diese Gefahr ging jedoch an uns vorüber. Man brauchte eben immer eine gute Portion Glück, um einigermaßen durch das Leben zu kommen.

83. Entlassungsschein

Die letzte Etappe war dann unsere Fahrt von Kevelar nach Bonn. Auf dem Hof der Bonner Universität fand dann unsere eigentliche Entlassung mit der Übergabe des Entlassungsscheines statt. Vorher mussten wir auf dem Universitätshof noch eine Befragung durch die Engländer anhören, welche Leute aus gewissen Einheiten der Deutschen Wehrmacht suchten. Diese Befragung dauerte über eine Stunde. Die Übergabe des Entlassungsscheines an uns war für uns eine denkwürdige Angelegenheit. Damit war unsere Teilnahme an militärischen Ereignissen erst wirklich beendet. Es war der 15. August 1945. Bei Unterhaltungen mit Besserwissern habe ich später dann immer wieder feststellen müssen, dass es diesen Leuten schwerfällt, Tatsachen, die nicht in ihre Weltanschauung passen, zu akzeptieren. So hat man Jahrzehnte lang behauptet, Bonn habe überhaupt keine Universität, wenn ich von unserer Entlassung auf dem Bonner Universitätshof sprach. Dabei ist dieselbe schon 1818, also vor jetzt fast 190 Jahren gegründet worden. Ebenso wird vielfach konsequent alles abgestritten, was nicht in die NS-Ideologie hineinpasst, der man wohl immer noch nachtrauert, weil man Begünstigungen durch die Partei erhofft hatte.

Wir waren also frei! Es stellte sich schon ein Glücksgefühl ein bei diesem Gedanken. Wir waren manchmal mit unwahrscheinlichem Glück durch diese mörderischen Zeiten hindurch gekommen. Dankbar musste ich auch den Führungskräften sein, die öfter die Hand über uns gehalten haben und auch manchmal so gedacht haben wie wir, wenn sie es denn auch nicht aussprachen. Dankbar müssen wir auch sein gegenüber der Generalität, den Generalen «Wenk», dem Generaloberst von Manteuffel, dem Generaloberst Heinrici, die im Chaos der letzten Kämpfe ihre Menschlichkeit bewiesen haben, im Gegensatz zu den Lakaien Hitlers, Generalfeldmarschall Keitel und Gene-

ral Jodel aus dem OKW, die vollkommen gewissenlos im Namen Hitlers handelten und denen es egal gewesen wäre, wenn das gesamte Volk mit Hitler untergegangen wäre.

Frei waren wir also, frei! Jetzt mussten wir einmal überlegen, wie kommen wir jetzt zu unserem vorläufigen Zielort? Ich wollte nach Gummersbach. Eine Fähre sollte hier über den Rhein gehen. In Köln hatten wir gesehen, dass nur eine Ponton-Brücke über den Rhein ging, die in wechselnder Richtung im Einbahnverkehr genutzt wurde. Also ging ich hier mit vielen anderen an den Rhein. Das Übersetzen erfolgte ohne grosse Kontrollen. Auf der Fähre lernte ich dann einen Kollegen aus meiner näheren Heimat kennen, der in dieselbe Richtung wollte wie ich. Zu seiner Schwester in Marienheide bei Gummersbach wollte er. An meinem Akzent hatte er erkannt, dass ich aus der Westeifel kam.

84. Mit der Kleinbahn ins Bergische

Nach dem Übersetzen bestiegen wir den Güterwagen einer Kleinbahn. Die offenen Güterwagen waren bei der Abfahrt voll besetzt mit Zivilisten und entlassenen Kriegsgefangenen. Es war eine romantische Fahrt. Wenn uns auch der Magen knurrte, so waren wir doch froh. Zahllose Apfelbäume reckten ihre Äste über die Waggons, so dass wir nur in die Äste hauen mussten um an Äpfel zu kommen, was wir dann auch nach Bedarf taten. Friedliche Menschen fuhren durch ein friedliches Land, das wir bei sonnigem Augustwetter durchquerten. Bis Niedersessmar konnten wir mit der Kleinbahn fahren. Von dort aus mussten wir zu Fuss weiter. Ich hatte 2,5 km bis Gummersbach, und mein neuer Kollege hatte noch einige km weiter zu gehen, bis Marienheide.

Nach kurzer Zeit stand ich an der Haustür meiner Verwandten, wo mein Taufpate gelebt hatte. Die Tochter meines Paten ar-

beitete in derselben Lederfabrik in Niedersessmar, wo auch der Schwager meines neuen Kollegen arbeitete.

Nach meinem Klingeln öffnete sich die Haustür – und da stand dann eine andere Tochter meines Paten – und erkannte mich nicht. Ich stellte mich vor und wurde dann begrüsst und eingelassen. Nach der Begrüssung nahm ich einen Imbiss und habe anschliessend einmal gründlich gebadet. Ich habe das zwar nicht mehr so gemerkt, aber der Schwefelgeruch muss noch ziemlich stark gewesen sein. Aber trotzdem war ich froh, dass ich mich mit dieser Schwefelpaste eingerieben hatte, denn die Krätze war ganz weg und ist auch nicht wieder gekommen.

Die Stadt Gummersbach war fast ganz heil durch den Krieg gekommen. Man merkte es auch, wenn man mit den Leuten sprach. Die zuhause Gebliebenen konnten sich vielfach gar nicht vorstellen, was sich alles in der Welt abgespielt hatte. Ich half ein paar Mal etwas im Garten, aber eine richtige Arbeit hatte ich nicht. Es war ja nichts durch den Krieg zerstört worden. Das Brot, das man hier bekam, war alle schneeweiss und wurde aus Reismehl gebacken. Der Reis stammte aus Lieferungen, die von den Besatzungsmächten eingeführt wurden.

85. Heimfahrt in die Eifel

Meine Verwandten hatten schon einen Brief aus der Eifel von meinen Angehörigen erhalten. Sie erzählten allerdings nur Allgemeines über die Nachrichten aus diesem Brief. Eine Nichte meines Paten arbeitete bei der Stadtverwaltung und hatte mir einen Anzug, der allerdings viel zu gross war, aus Kleiderspenden für heimkehrende Kriegsgefangene besorgt. Für den Heimweg in die Eifel bekam ich ein Sacko und Hose aus der Verwandtschaft. Mit einer Cousine meines Vaters besuchte ich

meinen neuen Kollegen in Marienheide und verabredete den Termin unserer Heimreise. Es sollte der 30. August 1945 sein. Morgens früh ging es zum Bahnhof in Marienheide und mit dem Zug nach Köln. In Köln gingen wir zu Fuss über die Ponton-Brücke ans linke Rheinufer und dann fuhren wir per Bahn bis Remagen.

Von Remagen aus ging es mit der Bahn das Ahrtal hoch. In Ahrweiler hiess es dann vor einem Tunnel, der eine Bergkuppe unterquerte: «Alles aussteigen um den Berg herum, an das andere Ende des Tunnels gehen, dort steht ein Zug, in den Sie wieder einsteigen können». Auf der anderen Seite des Berges in Bad Neuenahr hielt tatsächlich ein Zug, der uns wieder aufnahm.

Wir erfuhren hier, weshalb es nicht durch den Tunnel ging. Im Bahnhof von Bad Neuenahr war bei einem Fliegerangriff ein Munitionszug in Brand geraten. Bei einer Explosion desselben wäre die Stadt wohl zum grossen Teil vernichtet worden und es hätte viele Todesopfer gegeben. Der Lokführer, der dies schon kommen sah, hat sich wieder auf die Lok gesetzt und den Zug aus der Stadt gezogen. Als er den Zug dann im Tunnel hatte, ist derselbe explodiert. Leute wie dieser Lokführer, das sind die wahren Helden der Nation, nicht die Reichsführung und das OKW unter Hitler, mit Jodel und Keitel an der Spitze, die bei durchschnittlicher Intelligenz mindestens ein Jahr vorher hätten wissen müssen, dass der Krieg verloren war. Diese Leute trachteten nicht danach, Leben zu retten, sondern sie schickten ohne Bedenken Millionen Menschen in den sicheren Tod, um ihr eigenes eine kurze Zeit zu verlängern.

Mit dem jetzt bestiegenen Zug fuhren wir dann weiter das Ahrtal hoch bis Dümpelfeld. Der weitere Verlauf der Strecke war durch den Krieg so zerstört, dass kein Zugverkehr möglich war.

Wir gingen also zu Fuss durch das Ahrtal aufwärts. Plötzlich, an einer scharfen Kurve, wo die Strasse um einen Berg zog, standen Posten der französischen Besatzungsmacht vor uns. Wir konnten nicht mehr zurück, ohne uns verdächtig zu machen, also liessen wir uns an diesem Kontrollpunkt zwischen englischer und französischer Zone kontrollieren. Wir hatten zwar unsere Entlassungsscheine aus der englischen Gefangenschaft bei uns, aber nach denen waren wir in die englische Zone entlassen worden. Von den Franzosen wurden immer wieder entlassene Gefangene nach Frankreich weitergeschickt, in französische Gefangenschaft. Mein Kollege sagte mir: «Jetzt musst du ihnen das Schreiben zeigen, das du von der Stadtverwaltung Gummersbach bei dir hast». Dieses Schreiben war in Französisch abgefasst und enthielt Angaben darüber, was mich in der Heimat erwartete. Ich wusste nicht, was darin stand, wohl aber mein Kollege, dem meine Verwandten es gesagt hatten. Nachdem die Franzosen das Schreiben gelesen hatten, liessen sie uns ziehen, behielten aber dieses Schreiben. Diese Klippe bei der Heimkehr an der Demarkationslinie war also genommen. Wir gingen noch, bis es abends dunkel wurde und fragten in einem Haus in Oberbettingen, ob wir dort übernachten könnten. Wir erklärten, woher wir kamen und wohin wir wollten und wurden freundlich aufgenommen. Am nächsten Morgen ging es wieder weiter auf Schusters Rappen. Ungefähr hier begann auch das Gebiet, wo der Krieg nach der Ardennen-Offensive sehr gewütet hatte. Jede Brücke und jeder Steg war gesprengt worden. An einem Bahnübergang hatte man die Schienen getrennt und die Geleise mit den Panzern nach der Seite gezogen und umgestülpt, also das Unterste nach oben gedreht. Hier traf ich dann auch den ersten Menschen, der mich nach anderthalb Jahren wieder erkannte. Es war ein Mädchen aus unserem Nachbardorf, das hier das Vieh hütete. Seine Familie konnte noch nicht nach Hause, weil in ih-

rem Ort noch fast alle Häuser zerstört waren. Wir kamen an der Kreisstadt vorbei, wo fast nur noch Ruine neben Ruine stand. Um cirka 15 Uhr kamen wir in unser Heimatdorf. Die ersten Menschen denen, wir begegneten, war der älteste Sohn des Wirtes mit einem anderen Dorfbewohner, die beide schon aus der Gefangenschaft heimgekehrt waren. Sie reparierten einen platten Lastwagenreifen für einen LKW, den der Wirtssohn fuhr. «Da wird aber einer sich freuen, wenn du nach Hause kommst». Und damit meinte er meinen Vater. Wir gingen ein paar hundert Meter weiter, und da stand nun mein Elternhaus, ziemlich ramponiert, keine einzige Glasscheibe mehr in den Fenstern, mit Granateinschlägen im Mauerwerk, mit geflicktem Dach, aber es stand noch da.

Ich ging hinein und war voller Freude, nun daheim zu sein und begrüßte meinen Vater, meine Schwester und einen Bruder freudig und fragte dann: «Wo sind denn die anderen, meine Mutter, meine Schwester Lis und mein Bruder Hermann»? Da berichteten sie mir schweren Herzens was geschehen war.

Meine Familie war schon im September 1944 in einen rund 25 km von uns entfernten Ort, nach Seffern, aus dem Frontbereich geflüchtet. Mein Vater und mein noch lebender Bruder waren am 16. Februar 45 mit dem Viehwagen über Land gefahren, um etwas Viehfutter zu besorgen. Während dieser Zeit waren die englischen Jagdbomber öfter über dem Dorf gekreist, und meine Mutter eine Schwester und ein Bruder hatten schon ein paar Stunden im Keller gesessen. Als es einige Zeit ruhig war, gingen sie hinauf in die Stube. Bald darauf waren wieder Jagdbomber da und warfen unvermittelt Bomben. Der ganze Häuserkomplex wurde zerstört, und meine Mutter eine Schwester und ein Bruder waren unter den Toten. Sie wurden in Seffern beerdigt und ein paar Monate später nach Hause überführt.

Als meine Angehörigen mir das erzählt hatten, habe ich mich heftig ausgeweint. Mit dem Verlust des Hauses hatte ich gerechnet, dass aber die Hälfte meiner Familie dem Krieg zum Opfer gefallen war, wo sie doch aus dem eigentlichen Kampfgebiet geflüchtet waren, hat mich sehr schockiert.

Mein Vater hat lange an dem Verlust getragen, wo doch auch noch mein ältester Bruder in Russland vermisst war, und ich noch kein Lebenszeichen geben konnte, glaubte er dabei an das Schlimmste. Bis zum Abend dieses 31. August 45, an dem ich aus dem Krieg heimgekehrt war, hatte ich mich wieder einigermassen gefangen. Mein Kollege, der von Bonn über Gummersbach mit mir gekommen war, hatte sich eine halbe Stunde nach unserer Ankunft bei mir zu Hause verabschiedet. Er hatte noch rund 20 km bis nach Hause zu gehen.

Ich glaube der 31. August 1945 war ein Freitag. Am Sonntag gingen wir dann zum Pfarrort zur Frühmesse und besuchten dann das Grab unserer Angehörigen auf dem Pfarrfriedhof.

Hitler war nach seinem Selbstmord am 30. April 1945 jetzt seit 4 Monaten tot, aber sein Geist spukte noch in vielen Köpfen. Es war die menschenverachtende Art, mit der er seinen Lebensinhalt gestaltet hatte, die mich anwiderte. Schon in Gefangenschaft und auch jetzt schwor ich mir, so gut ich konnte meine Kraft dafür einzusetzen, dass Deutschland demokratisch und menschlich bleiben würde. Wir wissen alle, dass unsere demokratischen Parteien ihre Fehler und Schwächen haben, genau so wie die Menschen, die sie mit Leben erfüllen. Die Demokratie ist aber trotz allem die beste Regierungsform, weil sie sich immer wieder fangen kann, und wenn sie wehrhaft ist, sich gegen jede diktatorischen Ansätze verteidigen kann. (Hüstel)
Die Möglichkeit, dass eine demokratische Regierung abgewählt werden kann, wenn das Volk glaubt, dass es nicht von ei-

ner gut wirkenden Regierung regiert wird, spornt die Parteien an, ihr Bestes zu leisten. Dies schützt zwar auch nicht vor Torheiten, wie wir schon öfter nach dem Krieg erlebt haben, aber bei Diktaturen kann das Volk dieses Fehlverhalten wegen des Staatsterrors nicht mehr ohne Revolution korrigieren.

In diesen Ursachen lag auch die gefühlsmässige Zerrissenheit vieler Soldaten und Bürger während des Krieges, besonders als dieser seinem Ende zuging. Man wollte das Volk gegen den Bombenterror aus der Luft verteidigen. Man wollte die Heimat und Europa vor dem Bolschewismus und dessen Schreckensherrschaft bewahren. Als dann aber die Soldaten sahen, dass statt der Freiheit, die sie den Völkern bringen wollten, dieselben Unterdrückung und Terror erfuhren und zum Teil sogar vernichtet wurden, da hatten viele den Glauben an die Berechtigung ihres Kampfes verloren. Im Osten hielt die Furcht vor dem Schrecklichen, das den Gefangenen und dem deutschen Volk durch den Bolschewismus drohte, die Soldaten bei der Stange.

86. Ardennenschlacht, Grenzgebiet, Rote Zone

Das Grenzgebiet, wo die Front nach der gescheiterten Ardenoffensive noch einige Wochen tobte, lag zum Schluss wohl zu 80 Prozent in Trümmern. Ortschaften, die Strassen- oder Bahnknotenpunkte darstellten, waren zwischen Weihnachten 1945 und Neujahr zu Ruinenstätten gemacht worden. Bomberverbände der Alliierten luden oft mehrere Tage hintereinander Bombenteppiche über den Orten ab.

Beide Seiten hatten in der Ardennenschlacht erbittert gekämpft. Selbst als die Schlacht gescheitert war, leisteten die deutschen Truppen noch heftigen Widerstand. Der Ami war, als er das zweite Mal in unsere Gegend kam, nicht mehr derselbe. Durch die harten Kämpfe lag vielfach eine Erbitterung über ihrem Ver-

halten, auch gegenüber der Zivilbevölkerung. Die Vorsichtsmassnahmen wurden rigoros gehandhabt und die Freiheit der Bevölkerung enorm eingeschränkt, bis sich die Front aus diesem Gebiet weiter landeinwärts verlagert hatte.

Als sich die Front aus Belgien und Luxemburg zurückgezogen hatte, setzte sie sich hier bei uns fest.

Am Ortseingang aus Richtung Westen hatte man Panzerminen verlegt. Sie müssen in grosser Hast verlegt worden sein, denn zwei von diesen scharfgemachten Minen fanden wir, am Berghang hochkant vergraben, in der Erde stehend, an diesem Ortseingang bei Baggerarbeiten im Jahr 1980. Der Baggerfahrer warf sie achtlos beiseite und glaubte, dass es Räder von irgendeinem Wägelchen seien. In demselben Berghang fanden wir bei Erdarbeiten rund ein halbes Dutzend 8,8 cm-Pakgranaten, die nicht explodiert waren. Diese Funde machten wir ebenfalls um das Jahr 1980 herum.

Als die nachdrängenden Amis am 24. Januar 45 den Ortseingang erreichten, fuhr ein Panzer auf eine in der Strasse verlegte Panzermine und blieb schwer beschädigt liegen. Die ganze Panzerbesatzung hatte nicht überlebt. Die Amis suchten die Strasse ab und fanden eine weitere dieser Tellerminen, die sie ausgruben und auf den Panzer legten, so dass jeder sie sehen konnte. Und diese Panzermine sollte wieder 1946 einem jungen Mann aus einem Nachbardorf zum Verhängnis werden, der mit seiner Freundin hier vorbeikam und an der Mine herumhantierte. Seine Freundin bat ihn, die Finger von der Mine zu lassen, aber ihr Freund störte sich nicht daran. Daraufhin lief die Freundin weg, und als sie gerade über einen Böschungshang war, kam die donnernde Explosion und ihr Freund war nur noch stückchenweise einzusammeln. Der junge Mann hatte die Mine wohl auf den Boden geworfen. Diese hatte den jungen Mann in Stücke gerissen und den Panzer rund einen Meter herumgeworfen.

In unserem Dorf war die Front zum Stehen gekommen. In der westlichen Dorfhälfte lag der Ami und in der östlichen Hälfte die Deutschen. Hier sollte die Front nun gut 4 Wochen verharren.

In der Zeit von Mitte September bis zum 16. Dezember 1944 hatte man westlich des Ortes das Gelände mit Personenminen und Panzerminen vollgestopft, und jetzt war das Gelände östlich des Ortes an der Reihe, vermint zu werden. Einzelne Leute, die im Dorf geblieben waren, versuchten die Deutschen dazu zu bewegen, keine Minen mehr zu legen, da die Opfer doch nachher hauptsächlich die Zivilisten seien. Aber die Antworten darauf fielen meist sadistisch aus, etwa in dem Sinne: Es sollte für jeden Eifler eine Mine gelegt werden, dieselben seien nicht mehr wert, als dass alle in die Luft flögen.

Bei den Einwohnern in unserem kleinen Ort sah es nachher so aus: 18 Soldaten gefallen und 13 Zivilopfer, meist durch Minen tot. Dazu kamen dann noch Minensucher und Leute von auswärts, die auf unserer Gemarkung durch Minen zu Tode kamen. Das Minensuchen war eine gefährliche Tätigkeit und mit vielen Opfern an Menschen verbunden. Da war ein Mann aus der Westeifel, der im Krieg bei den Pionieren gewesen war und mit dem Minensuchen vertraut war. Er wollte etwas für unsere geschundene Gegend tun und hat auf eigene Gefahr, freiwillig und unentgeltlich unzählige Minen gesucht und gesprengt, bis er eines Tages selbst Opfer wurde. Er hat sein Leben für uns hingegen, damit das unsere sicherer werden sollte.

Im Herbst 1945 wurde das Minensuchen vom Staat organisiert und finanziert. Die Minensucher hatten wohl viele Privilegien in Hinsicht auf Verpflegung und so weiter, aber die Tätigkeit war trotz aller Suchgeräte und anderer Hilfsmittel mit hohen Menschenverlusten verbunden.

87. Leben in russischer Gefangenschaft

Mein Bruder wurde im Juli 1944 aus Russland als vermisst gemeldet. Meine Familie erhielt im Frühjahr 1946 die erste Post von ihm aus russischer Gefangenschaft. Die Gefangenen durften jetzt zweimal im Jahr nach Hause schreiben. Die Freude war gross bei uns, als wir hörten, dass er noch am Leben war. Es dauerte dann aber noch $3\frac{1}{4}$ Jahre, bis er nach Hause kam. Nachfolgend ein Bericht von ihm über die Gefangenschaft in Russland, so wie er sie erlebt hat, ohne zu dramatisieren oder zu beschönigen.

Unsere erste Antwort nach Russland kam angeblich nicht beim Bruder an. Ob man bei der Zensur die Antwortkarte zurückgehalten hatte, um ihn nicht durch den Verlust von drei Familienmitgliedern zu schocken? Wir wissen es nicht. Nach einem Jahr durften es anstatt Postkarten schon Briefe sein. Der Gedankenaustausch konnte dadurch etwas breiter gestaltet werden.

Mit meinem Kollegen aus der Kreisstadt, der im April 1945 in Berlin zu einer anderen Einheit gegangen war, um schneller nach Hause zu kommen und dann bei den Russen gelandet war, hatte ich ab 1947 Briefkontakt. Im September 1949 kehrte er aus Russland heim.

Mein Bruder André hat nach seiner Heimkehr aus russischer Gefangenschaft folgende Niederschrift gemacht und dieselbe im Jahr 2000 ergänzt.

«So war es in Gefangenschaft

Russland, im Mittelabschnitt bei Bobruysk. Wir haben den 22. Juni 1944. Dieses Datum war uns als letzter Angriffstermin des Russen bekannt. Jetzt, im Jahr 2000, habe ich erfahren, dass der Russe auf 700 km unseren Frontbogen nach Osten mit über 2 Millionen Mann, dementsprechend auch mit Panzern und anderen schweren Waffen angegriffen hat. Dem standen etwa 400.000 deutsche Soldaten gegenüber. Die deutsche Luftwaffe war wegen der alliierten Invasion zum grössten Teil in Frankreich eingesetzt und wir hatten dadurch keinerlei Luftunterstützung. Unsere 9. Armee befindet sich am 26.-27. Juni abgeschnitten in den Wäldern nach Minsk zu. Für einen planmässigen Rückzug ist es zu spät. Partisanen, verstärkt durch Fallschirmtruppen, verhindern dies.

Am 28. Juni war ich noch mit einer Kopfverletzung in der Zitadelle der Stadt Bobruysk. Mein rechtes Trommelfell war stark demoliert, und bei meinem Kollegen waren beide Trommelfelle defekt, so dass er kaum noch etwas hören konnte. Nachts befinden wir uns am Rande der Stadt. Frühmorgens kommen wir in einen Sankra (Sanitäts-Krankenwagen). Der Ausbruch über die Rollbahn durch den Wald soll erfolgen. Es stehen da noch 2 Panzer und warten auf Sprit, obenauf ein paar Verwundete. Nach etwa 1 km Fahrt krepieren Sprenggranaten vor unserem Wagen, der Fahrer ist tot, zwei Verletzte haben zusätzliche Verletzungen. Sie werden umgeladen. Ich gehe zu Fuss weiter ohne Waffe und bin sicherer als im Sanitätswagen. Russische Soldaten drücken von der rechten Seite, um die Rollbahn abzuschneiden, sie tun mir nichts. Ich habe auch schon vor längerer Zeit erlebt, wie ein russischer Kommissar einen deutschen Verwundeten verbunden hat. Am späten Nachmittag komme ich aus dem Wald heraus und gehe rechts in ein kleines Dorf. Ich kann übernachten bei einer guten Russen-Familie. Zu

essen haben sie kaum etwas. Ich kann aber Wasser haben, das ich den ganzen Tag entbehrt habe.

Am 29. bin ich dann wieder unter deutschen Soldaten. Nichts geht weiter. Morgen in der Frühe soll ein Ausbruchs-Versuch gemacht werden.

Am 30. frühmorgens setzt sich alles auf Fahrzeugen in Bewegung auf eine leichte Anhöhe zu. Beiderseits der Strasse ist freies Gelände, und wir sind aus rund 2 km Entfernung schon zu sehen. Das war dann auch die Kampfstellung zu den Russen hin. Auf freier Fläche lag ich als Verwundeter direkt bei der Infanterie, ohne Waffe. Ein Sani machte mir einen neuen Kopfverband nicht mehr so gross und auffällig.

Unter anhaltendem russischem Feuer von SFL-Granaten und Maschinengewehren, in dem keiner den Kopf heben durfte, war der Iwan dann durch eine von Wasser aufgerissene Schlucht, von links vor uns, so nahe herangekommen, dass er das Feuer einstellen musste. Eine weisse Fahne kam hoch mit einem gut Deutsch sprechenden Friedensstifter, 25 bis 30 m vor uns. «Kameraden, werft die Waffen weg, gebt euch gefangen, erschossen wird keiner; Stalin garantiert euch die Heimkehr nach dem Kriege» Wir wurden von der bereit stehenden Meute in Empfang genommen und abgeführt. Es war etwa 7 Uhr.

Nach meinem schwersten Marsch (und doch waren es nur etwa 4 km) kamen wir zu einer kleinen Eisenbahnstation im Walde, dort war ein russischer Divisions-Gefechtsstand. Der General liess uns durch den Dolmetscher sagen, dass sie selbst nicht mit soviel Gefangenen gerechnet hätten. Wenn es die erste Zeit mit Verpflegung und Unterkunft schlecht aussehe, müssten wir entschuldigen, weil nichts vorbereitet wäre. Wir kämen aber später in Lager und könnten von da aus in unserem Beruf arbei-

ten. Nach kurzer Rast ging es weiter zum Sammellager. Vor unserer Verladung nach Moskau hatten wir dann einen mehrere Tage dauernden Marsch mit wenig Verpflegung und Trinkbarem bei starker Hitze. Viele müssen sterben. Wer nicht mehr kann, muss mit Erschiessen rechnen. Der begleitende Kommissar macht's. So wird uns jedenfalls gesagt. Nachher überholten uns die zurück gebliebenen auf russischen Militärlastern, sie winkten uns zu und lachten.

Im Sammellager angekommen waren wir sehr erschöpft. Der ganze Lager-Bereich war rundum mit Stacheldraht umgeben und war so belegt, dass man kaum einen Platz zum Ausstrecken fand. Am zweiten Tag gab es warmes Essen (Suppe) und etwas Trockenbrot, am dritten Tag dasselbe. Am vierten Tag marschierten wir los, zu einem Verladebahnhof in der Nähe von Chlobin. Von da an gab es nur Trockenverpflegung in kleinen Portionen. Sie kam aus Amerika. Nach mehreren Tagen Fahrt bei grosser Hitze mit 45 Mann im kleinen Waggon, kamen wir am 13.07.1944 in Moskau an. Im Bahnhof gab es zum ersten mal wieder warmes Essen und ganz frisches Brot, wo dann die meisten Durchfall bekamen. Am nächsten Morgen wurden wir ausgeladen und marschierten zum nahegelegenen Alexander-Platz. Eine Pferde-Rennbahn. Seitwärts und rückwärts in je 20er Reihen gestaffelt, mussten wir mehrere Tage im Staub liegen, bei grosser Hitze. Im Staub von Moskau werden noch mehrere vom Tod erlöst, (natürlicher Tod). Auf einer nahegelegenen Wiese waren auch einige Tausend einquartiert, zusammen 16.000 Mann. Am Rund des Platzes, im Abstand von 10 m, standen Feldküchen des Russischen-Roten-Kreuzes, mit Schwestern. Jede zweite FK war für Kascha (allgemein für Brei) bestimmt, die anderen für Tee. Den Brei gab es zwei Mal am Tag in kleiner Menge, einmal Tee und 600 Gramm Frischbrot.

Viele von uns konnten kaum noch essen wegen Durchfall und Erschöpfung. Es gab wieder Tote, die bestenfalls von der Deutschen Wehrmacht als vermisst nach Hause gemeldet worden waren, denn hier kannte kaum einer den anderen. Eines Abends stieg ein Feuerwerk auf, wie es noch keiner von uns gesehen hatte. Die Stadt Grodno war erobert worden.

Es kann der 16. Juli 1944 gewesen sein, als Vorbereitungen für den berühmten Marsch durch Moskau getroffen wurden. Wer dünnen Stuhl hatte oder sich sonst schwach fühlte, sollte sich melden. Auch ich war am nächsten Morgen dabei. Wir wurden abgesondert von den Moskau-Marschierern. Nach einer halben Stunde wurden wir im Sankra verladen, mit je 15 Mann – und ab ging es zum Bahnhof, rückwärts an den Waggon heran – und dann nur einen Schritt hinein.

Mit je 30 Mann im Waggon fuhren wir mehrere Bahnhöfe an, bis der Transport eine Stärke von 800 Mann erreicht hatte – und ab ging die Fahrt nach Südosten.

Die anderen hatten an diesem Tag, dem 17. Juli 1944, den Marsch durch Moskau. Sie wurden sogar mit Blumen beworfen, – wo die Töpfe noch dran waren.

Bei uns war der Stuhl nach zwei Tagen bei Trockenverpflegung vollkommen in Ordnung. Nach drei Tagen Fahrt kamen wir morgens in Wolks an der Wolga an. Durch einen Spalt an der Waggon tür konnten wir viel Wasser sehen, die Wolga. Wir konnten kurz ein paar Stalingrad-Gefangene sprechen. Nach ihrer Mitteilung lebten, von den Russen zugegeben, nicht mehr viele Tausende. Annähernd 4.000 befanden sich in Wolks. Nach Stunden wurden wir ausgeladen und ins Lazarett gebracht, wo man uns alles wegnahm, ausser ein paar Fotografien und dem, was mit Religion zu tun hatte. Nicht einmal Löffel oder Taschentuch durften wir behalten. In diesem Lazarett lernte ich das

Elend der Kameraden kennen, die aus der Zementfabrik kamen. Diese Menschen hatten Lungentuberkulose und starben meistens sehr schnell. Für sie war der Tod Erlösung.

Das Sterben vieler gefangener Kameraden war hauptsächlich anfangs unserer Gefangenschaft. Später, es kann 1946 gewesen sein, war es schon anders. Links der Wolga war die Wolga-deutsche Stadt Engels. In Moskau fiel eine hohe Sterblichkeit im Gefangenenlager Engels auf. Man schickte sofort eine Kommission hin. Die Lagerleitung wird abgelöst und zur Rechenschaft gezogen. Überlebende erhalten Aufbauverpflegung und so weiter.

Wir haben dies so nebenbei erfahren. Kontakt bestand nicht dorthin. Und alles besserte sich allmählich. Das Schlimme haben wir dann alle hinter uns. Eine so genannte Lager-Selbstverwaltung ist am Kommen.

Ich greife wieder auf das Jahr 1945 zurück. Ein Arzt von Stalingrad gibt sich richtig wie er ist. Auf der Flucht hatte man ihm ein Bein zerschossen. Ob er das noch mal machen würde? «Laut Genfer Konvention darf ich das». Zu mir sagte er: «Morgen werde ich dir weiter helfen». Es war der Begriff «Blutplasma», und die Eifel kennt er auch. Er hielt Wort.

An diesem Ärztezimmer lagen wir dicht an dicht in langer Reihe auf dem Flur. Rechts vom Ärztezimmer eine hohe freie Flurwand. Ein Maler schafft in drei Tagen ein etliche Quadratmeter grosses Kunstwerk. Als Vorlage dient eine bunte Postkarte. Am anderen Ende des Flurs treten unsere Musiker zu Proben auf, ein echter Musiker, ein Offizier, ein Förster usw. Nach kurzer Zeit konnten sie mit einer Überraschung auftreten. Ansage: «Liebe kleine Grete». Die Darbietung war sehr gut, hatte aber wohl keine Zukunft in der Musikwelt.

Hiwis, d.h. russische Hilswillige waren etliche da, schwer verwundet. Abgesondert mit drei Deutschen, zwei Frauen, eine davon die berühmte Münchener Schauspielerin Hanna Wimmer und ein älterer Herr, genannt «Der Opa» vom Deutschen Frontvariété.

Kulturelle Veranstaltungen kamen im Lager zustande, mit viel Sinn, Humor und Niveau. In späteren Jahren auch Filmvorführungen mit einzigartigen deutschen Filmschauspielern. Im Sommer, vielfach abends, auf gekalkter Aussenwand. Da waren wir Deutschland voraus, Eintritt Null. Sportveranstaltungen waren seltener und konnten nicht in jedem Lager stattfinden. Wenn ja, dann meist Fussball.

Am 1. August 1944 ging es mit über 500 Mann auf Kolchosen, Wolga aufwärts im Schleppkahn. Wir wurden eingeteilt in Züge zu 50 Mann. Unser Zug hatte Pech und kam 16 km weiter auf eine Teilkolchose. Dort gab es keine Kartoffeln, Kraut, Melone, Kürbis, Gurken und Tomaten, nur Sonnenblumen, Hirse und Hafer-Gerste-Gemisch. Unsere Suppe war dünn, wenig und fettlos, bestand entweder aus Hirse oder Kraut (Kapusta). An Brot bekamen wir 500 Gramm. Gearbeitet wurde schwer, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Wasser zum Waschen gab es nicht. So ging es bis 17.08.1944, als der Major überraschend ankam. 16 Mann waren vollkommen arbeitsunfähig, er nahm sie mit ins Lazarett. Uns schickte er noch für ein paar Tage auf eine andere Teilkolchose, dort war es bedeutend besser. Die Behandlung war menschlicher. Am 23. September ging es zurück nach Wolks. Über 300 Mann kamen ins Lager, die anderen ins Lazarett. Nun lernte ich auch das Lagerleben und schlechte Arbeitsstellen kennen.

Am 07. Oktober wurden wir verschifft und kamen am 08. nach einer Fahrt von 125 km in Saratow an. Mit 200 Mann machten

wir das Filterlager auf, unterstanden aber weiterhin der alten Verwaltung. Am 25. Oktober kommt der Schnee und bleibt bis Ende April 1945. Am 23. Dezember 1944 bin ich ziemlich abgearbeitet und komme nach Atkarzk ins Lazarett, 90 km westlich Saratow. Ausgang Dezember kam Mittelohrentzündung hinzu, und am 20. März 1945 muss operiert werden am linken Ohr. Operation durch Dr. Minnas.

1950 bei einer fachärztlichen Untersuchung in Trier lasse ich mir sagen; «Dieser Ungar Dr. Minnas zählt zu den besten Ohrenspezialisten unserer Erde». Ich musste in Trier nähere Einzelheiten dieses jungen guten Menschen erzählen.

Zurück nach Russland. Direkt nach dieser Operation merke ich, dass 2 Reihen vor mir ein bekannter deutscher Schriftsteller liegt, Grunnew, er schreibt auch als Kranker. Er hat viel Besuch, auch von Russen. Ende Mai war ich wieder arbeitsfähig, rundum heil, aber wie lange?

Ich kam dann zu der in Bau genommenen Erdgasleitung Richtung Moskau. Die Arbeit war schwer, die Norm hoch. Am 25.06.1945 wurden Leute ausgesucht für den ersten Transport Richtung Heimat. Ich ging mit 52 Mann zur Sammelstelle, 32 konnten nur mitgenommen werden, ich war der 34. in der Reihe. Ich kam wieder ins Lazarett und etwas später zum Arbeitskommando Lazarett. Am 20. Oktober 1945 werde ich mit 150 Mann abgestellt nach Saratow, zwischen Erdgas-Bohrtürme in ein Bunkerlager. Arbeite mit Zimmerleuten zusammen an einer Pumpstation. 50 km weiter ist die nächste Pumpstation. Am 06.04.1946 geht es in ein Lager in der Stadt, und ich hatte es jetzt etwas besser. Am 6. Mai 46 geht es mit 18 Mann auf eine kleine Kolchose. Die Behandlung war menschlich, die Verpflegung gut. Wegen Trockenheit bestanden schlechte Ernteaussichten, in 13 Republiken gab es Missernten. Es blieben nur noch 4 Mann da, wir anderen kamen zurück ins Lager. Im September 1946 erhielt ich erste Post aus der Heimat. Meine Mut-

ter und 2 meiner Geschwister waren im Februar 1945 bei einem Bombenangriff auf Seffern tot, weil deutsche Soldaten ihre Fahrzeuge frei um die Häuser stehen hatten.

Am 28.11.1946 gingen wir mit 20 Mann auf Waldkommando. Es war meine schönste Zeit in Gefangenschaft, obwohl die Arbeit schwer war. An Silvester zog das Lager uns wieder ein.

Im Januar 1947 war ich viel im Wolga-Hafen beschäftigt, und von Februar bis Juni bei der Stromversorgung der Stadt. Wir fuhren zweimal mit dem LKW über das Eis der Wolga und wechselten in der gegenüberliegenden Stadt Engels Transformatoren aus. Engels war Wolgadeutsche Republik. Mit einem gebürtigen Prümer, Heinrich July, war ich kurze Zeit in Saratow, neunzehnte Schule, zusammen, er ging allein zur Arbeit und war tätig als «Spezialist».

Saratow, am 2.5.1948. Im Augenblick haben wir noch Feiertag, heute ist Sonntag, gestern war der 1. Mai. Wir haben uns die Tage so schön und angenehm wie möglich gestaltet und erlebt. Küche, Musikkapelle, Kulturgruppe und Lagerleitung leisteten ihr Bestes.

Im Sommer 1948 geht immer einer morgens mit unserer Gruppe zur Arbeit. Keinem war er bekannt. Es war der Antifa-Leiter vom Hauptlager, von Beruf: der evangelische Pastor Meiswinkel, von Waiblingen. Er hatte den Russen erklärt, er könne es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren, dauernd zu sagen, 1948 kämen noch alle nach Hause. Er hatte die Freistellung von diesem Posten erbeten und erhalten. Bei den Russen war er hoch angesehen und dann auch bei uns und ist weiterhin in unserer Lagerleitung.

Von Juni 1948 bis 05. April 1949 bin ich dann im Ölwerk Saratow, wo mein Freund Bläser mich verlassen durfte, ab in die Heimat. Von April 1949 bis 05. August 1949 arbeite ich wieder zwischen den Bohrtürmen

Ich greife noch einmal zurück bis zum Mai 1945 und dann aufwärts mit interessanten Erlebnissen, meist guten.

Am 8. Mai 1945. Zur Kapitulation umarmten uns die russischen Rot-Kreuz-Schwester mit ungebändigter Freude, ein echter Gefühlsausbruch. Feinde waren wir nie für sie gewesen und auch nicht für jüdische Ärztinnen. Und war das ein Jubel draussen bei der Bevölkerung, sie mussten langsam zum Alltag übergehen. Hass gegenüber uns haben wir eigentlich nie erlebt. In diesen Tagen war ich mit einem Deutschen zusammen, der in den Wäldern bei Minsk zum Partisanen geworden war, nach einem Zugüberfall. Das Sagen hatte ein Jude, der perfekt Deutsch sprach. Dieser Jude war gut, aber streng. Ein paar Deutsche arbeiteten in dieser Waldlagerung und machten Panjefahrten bis zu 30 km Aktionsradius. Die Kameradschaft unter ihnen war sehr gut. Keiner ist geflüchtet aus Rücksicht auf die anderen. Es wäre sowieso ein Spiel mit dem Tod gewesen. Gegenüber uns hatte er Vorteile auch verpflegungsmässig. Er war trotzdem ein guter Kamerad. Um diese Zeit, 1945, wurden schon viele kulturelle Veranstaltungen geboten. Ein Motorrad-Experte war neben mir und hielt einen Vortrag, der hoch interessant war. Von diesen Fachleuten soll es nur drei in Gesamtdeutschland gegeben haben. Wir hatten alle Interesse an so was, auch ohne Motorrad.

Ein Tierarzt vom Rande der Eifel sprach über Kühe und höhere Milchleistung, angestrebt wurden damals schon über 7 Liter, aber noch lange nicht erreicht.

Ein Major Gerke gab Unterricht am Rechenschieber. Zu Weihnachten hatte er Erlaubnis für eine Festansprache, nur das Wort Gott durfte er nicht sagen. Seine Umschreibung: «Der Herrgott wird mir das nicht verübeln». Bei sowas wurde ausnahmsweise nicht über Arbeit gesprochen. Später kamen auch richtige kulturelle Themen zur Geltung. Gute und beste deutsche Filme mit den besten Schauspielern liefen. Diese Filme wurden in Ostdeutschland kassiert, wahrscheinlich unter dem Motto, für unsere Gefangenen ist nichts zu schade. Die wurden abends gezeigt, im Bunkerlager draussen auf eine weisse Wand projiziert, im Sommer versteht sich, im Winter im Speisesaal. Theater-Vorführungen waren 1946 schon möglich, aber meist mit politischen Themen.

Ja, kaum war die Nazizeit hinter uns, schon Probleme in eine andere Richtung. Die Menschheit sollte mit Politik nicht zur Ruhe kommen.

Jetzt noch kurz eine Zeitrichtung in Politik, die «Antifa». Sie, die Antifa-Bewegung wurde nach Stalingrad in Moskau gegründet. Auch der bekannte General Paulus als Aushänge-Reklame war mit dabei, das musste ja ziehen. Mit dabei in unserem Hauptlager, Antifa-Leiter Maiswinkel. Ich konnte ihn als einer der ersten zum Sprechen bringen. Moskau hatte damit geprahlt, alle Kriegsgefangenen würden 1948 noch die Heimreise antreten. Er hatte dann erklärt, man möge die Leute nicht so hinhalten und ihnen Hoffnungen machen, die nicht erfüllt würden. Etwas früher, kurz vor seinem Erscheinen bei uns, hatte mir eine deutsche Zigeunerin erklärt: «Du kommst gut heim, aber dieses Jahr noch nicht. Russland schafft nicht die vielen Transporte. Nächstes Jahr im Mai, diese Worte hatte sie schon gebraucht, nein im Mai geht nicht, im September siehst du die Heimat wieder». Sie hatte ein Datum genannt und ich hatte es nicht beachtet. Im April 1949 stand fest, dass das Lager im Mai aufge-

löst wird. Die Zigeunerin hatte schon mehr im Gefühl gehabt. Unser Hauptnatschalnik (Lageroffizier) fährt nach Moskau. Dort hat er einen Bruder in der Regierung: «Ich kann die Leute nicht so schnell entbehren, woher Ersatz nehmen»? Wir müssen bleiben. Die Zigeunerin hat Recht. Wie ist so etwas möglich?

Zur Abwechslung kurz aus der Post nach Hause. Erste Post am 21.02.46 Postkarte mit russischem Rot-Kreuz-Symbol. 25 Worte. Siehe, 11.04.49, Brief nach Hause: «Das meiste erfährt man aus Berliner Zeitungen, aber es ist auch ziemlich wenig. Hier ist der Schnee geschmolzen, und es waren schon mehrere wärmere Tage, aber grün wird es noch nicht; dann aber schnell, die Übergangszeit ist kurz.

Heute habe ich einen traurigen Gedenktag; vor 7 Jahren kam mein Stellungsbehl. «Immer froh und munter, ein Eifler geht nicht unter».

Im Dezember 47 ist eine Währungsreform in Russland. Sie hat sich sehr gut ausgewirkt. Es war ein Schlag gegen den Schwarzhandel. Wer viel Geld hat und kann nicht nachweisen woher, dem fällt das Umtauschen schwer.

Am 14.11.48 fällt der erste Schnee, im Brief nach Hause nachweisbar. Januar 1949: Schnee hatten wir bis jetzt sehr wenig, aber Kältegrade, wie sie bei uns zu Hause nicht vorkommen. Wir haben die Winterkleidung auch dementsprechend.

Eine grosse massive Halle war gebaut worden, als Werkstatt im Erdgasgebiet Saratow. Eine Verlängerung daran, aber kleiner, sollte den Dampfhammer aufnehmen, mit einem Sockel dafür aus 400 cbm Beton. Eine Kommission kommt und begutachtet die geleistete Arbeit. Einer meiner Kollegen steht auf einer Leiter und stemmt Löcher in eine Hohlblockwand. Kohleschlacke rieselt heraus, unmöglich an einer Wand mit später starken Erschütterungen. «Was ist das»? fragt ein Fachmann einen ande-

ren. Der Natschalnik wird gefesselt von der Miliz mitgenommen. – Die Grube für den Betonsockel ist noch nicht fertig. Ein paar Tage später Schreie aus der Grube. «Strom abschalten, Strom abschalten». In etwa 4 Meter Höhe laufe ich über 3 nebeneinander liegende Kanthölzer und reisse den Schalthebel nach unten. Für einen Kollegen auf der grossen Stahlplatte war es zu spät. Ein zweiter war wie gelähmt, er konnte nach 6 Wochen wieder langsam gehen. Ein Helfer hatte das Stromkabel fast durchschlagen und wurde als Held gefeiert. War er ein Held?

Thema Juden. – Die Juden waren bei den Russen nicht sehr beliebt, weil man der Ansicht war: Juden sind den Russen auf Grund ihrer hohen Intelligenz und sehr gutem Auffassungsvermögen immer überlegen, und ein anständiger Russe kann zu nichts kommen. Tot arbeiten darf er sich. Ich habe auch keinen Juden bei schwerer Arbeit gesehen.

Ein deutscher Jude als Lagerleiter und russischer Offizier liess sich sehr selten sehen, und liess uns bei bitterer Kälte angetreten stehen, annähernd eine Stunde. Er kam dann an und entschuldigte sich. «Manchmal glaube ich, sowas tun zu müssen, es wird nicht wieder vorkommen. Mir hat man Frau und Kinder im KZ gemordet, ihr könnt ja auch nichts dafür».

Ein Jude auf einer Baustelle sagt zu uns: «Ich will den Russen mal zeigen, dass die Deutschen arbeiten können, wenn sie was zu Essen haben. Ab Montag wird hier zusätzlich ein Kessel Kartoffeln gekocht». Er hat die Kartoffeln wahrscheinlich selbst bezahlt. Diese Aktion, 2 Wochen lang, hat Wunder gewirkt.

In der Stadt Saratow waren wir mit 4 Mann vor dem berühmten Miktob-Institut. Ein sehr gut Deutsch sprechender Wissenschaftler kommt heraus und fragt unseren Posten, ob er uns ei-

nen Vortrag halten dürfte. Ihm wurden 5 Minuten genehmigt. Thema: «Atom». Ich habe bis jetzt noch nicht so interessant und aufklärend darüber gelesen. Zum Abschied sagte er noch: «Es wäre vielleicht angenehmer, wenn wir vorher einen normalen Tod sterben könnten». Das war Klartext. Mir schien er Jude zu sein.

1948 im Herbst ging ein Transport nach Hause. Die Auswahl dazu trafen unsere junge Lagerärztin und eine ältere jüdische Ärztin als Aushilfe. Mit einem Augenzwinkern gab sie mir zu verstehen, dass sie mich erkannt hatte. Seit 1944 sahen wir sie öfter. Der Dolmetscher fragte mich nachher: «Hast du verstanden, wie die zwei sich bei deinem Abgang unterhalten haben? Die Jüdin sagte: «Ab in die Heimat – er war lange genug hier». Unsere Ärztin: «Net, Net, der bleibt hier, er arbeitet noch gut.

Im April 1948 wurde ich sonntags morgens zum russischen Kommissar gebeten. «Herr Roloff, wir hatten Verdacht, dass mit ihrem Namen nicht alles stimmt. Nach Erkundigungen in ihrer Heimat sind und bleiben sie ein freier Mensch. Ich entschuldige mich». Es folgte eine kurze private Unterhaltung. Der Vornahme André war in Russland stark vertreten, und der Familienname Roloff soll auch vorkommen genau wie Orloff usw.

Im Sommer 1949 war ich mehrmals mit einem guten Freund unterwegs. Vornahme Andreas, Heimat Pfalz. An der Lagerwache hiess es von einem Posten, der mich näher kannte, «André, mach keine Dummheiten». Er bekam von mir ein paar Zigaretten – und wir hatten seinen Segen.

Zur vorgesehenen Zeit konnten wir nicht ins Lager zurück. Seitwärts vom Lager war ein kleines Dorf mit einer Hochzeit. Wir

kamen nicht mehr weiter und mussten mit hinein zur Hochzeitsgesellschaft.

Mittendrin unser Lageroffizier, er sprach uns an: «Wann sollt ihr im Lager sein»? Noch 15 Minuten. Er sagt: «Geht nicht» und schickt Nachricht an die Wache, wir kämen eine Stunde später. So waren wir gut abgesichert. Wir gratulierten dem Brautpaar jeder mit 20 Rubel und müssen dann den berühmten Wodka trinken. Essen konnten wir nicht mehr viel, das hatten wir schon hinter uns. Das Hochzeitspaar liess zum Schluss übersetzen, sie würden sich freuen, auch deutsche Gäste zu haben. Unter den Gästen war ein Fotograf, der unter grossem Beifall Fotos vom Brautpaar zusammen mit uns machte – und die Bande hat gebubelt. Gingen dann schön brav ins Lager mit guten bleibenden Erinnerungen.

Unser letzter Arbeitstag war am 05. August 1949. Anschliessend hatten wir 10 Tage Urlaub im Lager. Von Sibirien trifft ein Teiltransport ein, der am 16.08. mit uns im Lager in Kontrolle muss. In langen Reihen mit Abstand mussten wir unsere kleine Habe offenlegen. Ich hatte noch einen Rosenkranz dabei, von der Mutter mitgegeben. Der Wachmann vor mir klopf mir auf die Schulter und sagt: «Du guter Mensch, wo Heimat? «Die Eifel war ihm ein Begriff. «Wo wohnen»? Ich sagte «bei Prüm». Da antwortete er. «Vater im ersten Weltkrieg bei Prüm gefangen. Grüss deine Heimat auch von mein Vater». Er drückte mir die Hand wie ein guter Freund und Russe.

Dann marschierten wir nachmittags zum Bahnhof Saratow. Dort wurden wir direkt verladen – und ab ging die Fahrt am 17.08. kurz vor 1 Uhr. Mancher hat Freudentränen in den Augen. Es geht über Moskau, die am meisten bekannte Strecke über Minsk aber langsam. Verpflegung gibt es in den Bahnhöfen, wenn Zeit dazu vorhanden ist. Am 21.08. mit einem Tag Verspätung sind wir in Brest-Litowsk. Wir entledigen uns der letzten Rubel. Am frühen Morgen des 23.8. geht es über die

polnische Grenze. Bei den Polen brauchten wir nicht mehr zu hungern, weil Zigaretten sehr gefragt waren.

Am 25.08. laufen wir frühmorgens in Frankfurt Oder ein. Nach den üblichen Formalitäten übernahm uns abends das Lager Cronenfelde. Nach Auszahlung von 50 Mark und reichlicher Marschverpflegung werden wir morgens nach Eisenach verladen, wo wir am 27.08. morgens eintrafen und alle sich wohl fühlten. Nach der Aufnahme konnte ein Teil von uns mit Interzonenpass bis 28. abends in Urlaub fahren. Durch Umstellung der Ernährung hatte mein linkes Bein eine Menge Wasser getankt. Beim Auftreten schmerzt es. So liess ich mich dann im Revier behandeln und musste zusehen, wie andere die Wartburg und so weiter besuchten. Am 28.08. ging ich abends noch kurz aus und kaufte ein paar Kleinigkeiten ein.

Am 29.08.49 ging es weiter über die Zonengrenze nach Bebra, wo wir desinfiziert und gepflegt wurden. Für manchen war die Zunge endlich gelöst. Ich hatte 62 Monate als Gefangener in Russland hinter mir. Man fühlt sich nach Jahren wieder unter freien Menschen. Von hier ging es weiter nach Ulm an der Donau. Nach Aufnahme und Verhör durch den Ami meldete ich mich mit meinem Wasserbein in der Ambulanz und kam auf die Krankenabteilung, wo ich es zurzeit nicht besser haben könnte. Die Verpflegung usw. ist heimatlich, das heisst sehr gut, und auch mengenmässig langt es für mich.

Diesen Bericht, ausser ein paar Angaben, die ich damals noch nicht übersehen konnte, schrieb ich in Ulm etwa am 02. September 1949. Hatte damals die Datenangaben noch in meinem jungen Gedächtnis. Es wäre mir jetzt nach über 50 Jahren unmöglich geworden.

André Roloff»

Man kann diesen Bericht nicht repräsentativ für alle Kriegsgefangenen nehmen, aber er zeigt doch deutlich, dass es bei allen Völkern und Nationen Menschen gibt, die auch menschlich handeln. Genau so gibt es bei allen Völkern Sadisten und Fanatiker. Zur Hölle kann das Leben dort werden, wo eine gewissenlose Staatsführung genug Sadisten findet, die ihre verbrecherischen Pläne dann in die Tat umsetzen.

In Russland war der Befehl «Verbrannte Erde» gegen die Rote Armee und das russische Volk gerichtet und sollte die Lebensgrundlagen zerstören. In Deutschland sollte der «Nerobefehl» das deutsche Volk vernichten, da es nach Meinung Hitlers seine Existenz-Berechtigung verloren hatte, weil er den Endsieg nicht erringen konnte.

Bei den Russen liess Stalin die Hetzpropaganda anlaufen und durch Ilja Ehrenburg aktivieren. Das deutsche Volk wurde zu Freiwild erklärt und Mord, Vergewaltigung und Plünderung nicht bestraft. Die meisten Einheiten der Roten Armee handelten auch dementsprechend barbarisch. Je weiter die Russen auf deutsches Gebiet vorstießen, umso seltener wurden diese Grausamkeiten in ihrer vollen Breite ausgeübt. Von hohen Stellen kamen die Überlegungen, dass man dem Sozialismus auf diese Weise keinen guten Dienst erwies. Die Russen hatten bei ihrer Infanterie viele Asiaten, die das Morden, Schänden und Brandschatzen bei ihren Eroberungen als etwas ganz Natürliches ansahen. Es gehörte einfach zum asiatischen Kriegsgeschehen dazu. Für viele Frauen war der Einmarsch der Russen ein traumatisches Ereignis, das sie ein ganzes Leben lang belastet, und viele überlebten dieses barbarische Geschehen wegen der grossen Brutalität nicht mehr.

Für die deutschen Kriegsgefangenen in Russland wurde das Leben ab 1946 erträglich, wenn auch der Hunger ein ständiger Begleiter blieb. In den Kriegsjahren und den ersten Jahren danach hatte das Russische Volk selbst nicht viel zu essen, und

die Hungerrationen waren vielfach vergleichbar mit denen der Gefangenen. Hitler hatte die Lebensgrundlagen des russischen Volkes in weiten Gebieten zerstört.

Am schlimmsten waren die ersten deutschen Gefangenen dran, zum Beispiel die Stalingradkämpfer, wo von 90.000, die in Gefangenschaft gingen, nur 6.000 nach Hause kamen. Den russischen Kriegsgefangenen ist es in deutscher Gefangenschaft auch nicht besser gegangen, und es sind Millionen verhungert, obwohl die Lebensmittel da waren.

88. Das Leben nach dem Krieg, Kriegsfolgen

Das Leben war durch die Kriegsfolgen mit vielen Entbehrungen und Gefahren verbunden. Die Sterbefälle waren durch die Nachwirkungen des Krieges durch Minen, Munition und Sprengmittel noch zahlreich.

In unserer 200 Seelen-Gemeinde hatten wir jede Woche eine Messe in unserer Kapelle, und bei jedem Sterbefall wurde ein erstes, zweites und drittes Sterbeamt in schwarz gelesen. Infolge der zahlreichen tödlichen Unfälle wurden ein ganzes Jahr lang alle Messen in schwarz gehalten. Das waren rund 17 Tote in einem Jahr in unserem kleinen Dorf. Dementsprechend ergreifend waren auch die Gedenkfeiern an Allerseelen und Allerheiligen, wenn alle Leute zum Friedhof gingen.

Die Gebäudeschäden waren am Mauerwerk, und ebenso an den Dächern, und so weiter, bei vielen Häusern lange nicht behoben, weil es an allen Materialien fehlte. Zement gab es keinen und Kalk wurde vielfach nur noch an uralten Kalköfen gebrannt, weil die grossen Anlagen fast alle zerstört waren. Das Mauerwerk wurde fast alles nur noch in Bruchsteinen ausgeführt. Trockenes Holz war für die Schreinereien fast nicht vorhanden. Bei Schuster und Schneider war die Situation auch nicht besser. Ich habe meinen dunkelblau eingefärbten Uni-

formmantel, sowie Jacke und Hose noch bis 1949 angezogen. Jedenfalls habe ich den Mantel so lange im Winter getragen.

Eine grosse Gefahr war die Munition, die überall herumlag und jetzt noch vielfach in der Erde steckt.

Besonders bei Bauarbeiten hat man noch immer mit Blindgängern von Bomben und Granaten zu tun, wo dann das Entmunitionierungskommando immer wieder anrücken muss. Die Stromversorgung war in unserem Gebiet ganz zusammen gebrochen, und es gab weder Petroleum noch Kerzen, um abends zu leuchten. Mein Bruder hatte aus einem abgeschossenen Panzer Motoröl abgelassen. In ein Gefäss, in welches wir dieses Motoröl einfüllten, legten wir einen Korken, durch den wir einen Docht gezogen hatten und liessen dieses Licht abends brennen. Morgens hatten wir dann um Mund und Nase einen schwarzen Rand von dem Russ, den dieses Öl abgab. Aber immerhin hatten wir etwas Licht, wenn wir abends noch etwas zusammen sassen. So verliefen dann die Abende im Herbst und Winter 1945/46 und Herbst 1946 bei diesem russenden Öllicht. Ein Nachbarort hatte in einer Mühle einen Elektromotor mit dem Wasserrad getrieben und damit Gleichstrom erzeugt. Das Ortsnetz hatten sie notdürftig repariert, und jeder Haushalt sollte eine 25 Watt Birne anschliessen dürfen. Aber es ging, wie immer in solchen Situationen. Viele versuchten noch mehr Glühbirnen anzuschliessen, und so brach dann die Stromversorgung immer wieder zusammen. 1946 wurde in unserem Ort dann die Stromversorgung auf niederem Niveau vom RWE hergestellt. Dies war der 19. November 1946, ein denkwürdiger Tag, an dem das elektrische Licht wieder brannte.

Als ich im August 1945 aus Gefangenschaft nach Hause gekommen war, ging ich dann 3 Tage später, montags, auf die Kommunalbehörde, die notdürftig eingerichtet war, um mich anzumelden. Dort traf ich dann meinen früheren Volksschullehrer

und eine Angestellte aus unserem Heimatort, welche dort die nötigsten Arbeiten erledigten.

Meinerseits legte ich meinen Entlassungsschein vor und eine Bescheinigung, dass mir noch 135,- RM Wehrsold zustanden. Ich wurde darüber belehrt, dass sie nichts auszahlen könnten, da kein Geld zur Verfügung stände. Im Gegenzug wurde ich mit rund 40 Bezugsscheinen beglückt, um mir alles Notwendige kaufen zu können. Dies waren: Unterwäsche, Strümpfe, Arbeitsanzüge, Strassenanzug, Schuhe, Mütze usw. Bekommen habe ich auf diese Bezugsscheine so gut wie nichts. Mein Vater hat auf einen Schein ein Paar Socken gekauft und dazu musste er an einen Ort an der Grenze in 30 km Entfernung fahren. Am 4. Tag der Woche um den 06.09.1945 habe ich dann meine Arbeit bei meinem Lehrmeister wieder aufgenommen. Arbeit gab es im Schreinerhandwerk ja in Hülle und Fülle.

Als ich am ersten Morgen auf die Werkstätte kam, musste ich mich erst an den Anblick gewöhnen. An der ersten Hobelbank stand mein Lehrlingskollege und sägte mit der Handsäge Tischfüsse aus einer dicken Holzbohle heraus. Strom gab es ja keinen mehr, und die Kunden brauchten dringend die nötigsten Möbel. Alles musste von Hand gesägt, gehobelt, Löcher gestemmt und Zapfen gesägt werden. Ein anderes grosses Problem waren die Verbindungsmittel, Leim, Nägel, Schrauben. Um Warm-Leim herzustellen, wurden aus einer Gerberei Hautabschabungen von Tierfellen besorgt, in grossen Marmeladeneimern herangeschafft und auf dem Werkstattofen gekocht, die härteren Bestandteile abgeschöpft und die Flüssigkeit gekocht, bis sie eingedickt war. Gebrauchte Nägel wurden nicht weggeworfen, sondern gesammelt, gerade geklopft und von neuem gebraucht.

Mit der Zeit entwickelte sich der Tauschhandel. Arbeit für die Bauern wurde von diesen vielfach mit Naturalien bezahlt. Diese wurden zum Teil wieder eingesetzt, um Holz und Beschläge, Leim und Schrauben und dergleichen zu beschaffen. Es herrschte Not an allen Enden, bei Lebensmitteln, Kleidung, Wohnung, Möbeln, Bettzeug und Hausbrand, bei Transportmitteln und Treibstoff. Autos fuhren vielfach mit Holzvergaser, wobei das Holzgas durch einen Schwelbrand des klein gesägten Holzes erzeugt wurde. Wir haben öfter auf der Bandsäge Buchenholz in 6 cm dicke Scheiben gesägt, damit die Lastwagen für uns nach Köln fahren konnten.

Als Lehrlinge wurden wir oft von unseren Alterskollegen ausgelacht, weil wir für ein wenig faules Geld täglich in die Kreisstadt arbeiten gingen. Die Bauernsöhne arbeiteten zu Hause im Betrieb mit, wo die Produkte auf dem schwarzen Markt abgesetzt werden konnten. Ein Pfund Butter wurde in Köln mit 180,- RM gehandelt. Die Lehrlinge erhielten damals im ersten Lehrjahr 10,- im zweiten 15,- und im dritten 20,- RM monatlich. Als Gesellen zuerst 0,60 dann 0,80 RM Stundenlohn. Junge Mädchen von Bauernhöfen hatten fast immer Freier, wogegen bei Töchtern von Arbeitern sich fast keine sehen liessen. Das änderte sich allerdings schlagartig, als im Juni 1948 die neue Währung kam. Jetzt wurden die Schreiner Gesellen von den Bauernsöhnen beneidet, weil sie unverschämt viel Geld verdienen würden, was man bei 0,80 DM Stundenlohn ja auch noch nicht sagen konnte.

Im April 1947 hatte ich die Gesellenprüfung abgelegt, und die Kollegen von meiner Einheit sassen immer noch in Schleswig-Holstein in Gefangenschaft. Man hatte die Gefangenen im Spätherbst 1945 wohl in festen Gebäuden untergebracht um sie nicht nahezu ungeschützt dem Winterwetter auszusetzen. Jedoch die NS-Agitatoren übten immer noch einen grossen Einfluss aus, so dass fast keiner sich traute über die englische Zo-

ne heimzukommen. Mitte der 90er Jahre sprach ich mit einem Kollegen aus meiner Einheit, wann er denn heimgekommen sei. Er sagte mir, das sei im Herbst 1947 gewesen und auf meine Frage, weshalb sie denn so lange dortgeblieben seien, sagte er mir, man hätte ja nicht wissen können, wie es war, in der französischen Zone. (Traue nie einem ideologischen Fanatiker!)

Nun zurück zu unserer Arbeit am Wiederaufbau der Heimat. Schlagreife Fichten erhielt unser Meister öfter zum Fällen vom Förster zugewiesen.

Das Fällen mussten wir selbst übernehmen. Der Transport zum Sägewerk und den Transport des geschnittenen Holzes zur Werkstätte musste ebenfalls der Meister übernehmen. Dem Trocknen des Holzes blieb nicht die nötige Zeit, und so wurde in allen Werkstätten immer wieder Holz verarbeitet, das noch zu viel Feuchtigkeit hatte. Das führte dann oft zu Reklamationen der Kunden.

Man stand oft vor sonderbaren Situationen. Die Mutter eines Kriegskollegen von mir, der in russischer Gefangenschaft war, wohnte in einem Gebäude, in dem früher Landesprodukte gelagert wurden. Um während des Krieges ausgebombte Familien aus Köln unterzubringen, hatte man in der Lagerhalle überall Fachwerkmauern errichtet, um die grossen Flächen in Wohnräume aufzuteilen. Die Mutter meines Kriegskollegen kam 1946 zu meinem Meister, er möchte jemand schicken, um die Zimmertüren gangbar und abschliessbar zu machen. Der Meister gab mir den Auftrag, danach zu sehen. Ich ging hin und sah mir die Sache an. Mit Hobel, Stemmeisen und Schraubenzieher war da nichts auszurichten. Bei den mehrfachen Bombenteppichen, welche die Alliierten auf die Stadt hatten regnen lassen, hatten die schweren Bomben die Erde so beben lassen, dass die Fachwerk-Zwischenwände richtig hin und her gehüpft waren. An den Türöffnungen war dann die eine Seite nach in-

nen und die andere nach aussen gehüpft. Die Türen standen an den Ecken bis zu 15 cm von der Wand ab. Mit Hobel und Schraubenzieher war da wirklich nichts auszurichten. Ich holte mir anderes Werkzeug. Vorschlaghammer, Wasserwaage und Balken, die ich an der Aussenwand und Innenwand vorbei legte und dann Strebepalken, die ich schräg zu den Parallelbalken setzte und dann mit dem Vorschlaghammer die Zwischenwände senkrecht drückte. Auf der Etage, wo ich diese Arbeit machte, gingen nachher alle Türen, ohne dass ich einen Hobel oder ein anderes Werkzeug gebraucht hätte, und sie waren auch alle wieder abschliessbar. Während der Durchführung dieser Arbeit hatte ich alle anwesenden Bewohner dieser Etage als Zuschauer. So etwas hatte noch keiner gesehen, dass ein Schreiner durch das Geradesetzen der Wände mit dem Vorschlaghammer die Türen gangbar machte.

Eine andere Art, den Wiederaufbau der Roten Zone, wie man den Grenzstreifen mit den grössten Zerstörungen nannte, zu finanzieren, war der Kaffeeschmuggel. Es heisst, dass ganze Dörfer mit Kaffeeschmuggel aufgebaut wurden. Als Zahlungsmittel wurden in Belgien vielfach Schinken, Butter und junge Ferkel gebraucht und dort gegen Kaffee und Zigaretten eingetauscht. Wir haben das damals nicht als unmoralisch angesehen, weil der Staat ja auch die Zerstörung der Häuser verursacht hatte. Der Schmuggel ging auch nach der Währungsreform unvermindert weiter. Insbesondere wurden noch junge Ferkel über die Grenze getragen, die vorher alkoholisiert wurden, damit sie die Schmuggler nicht durch Quieken verrieten. Das führte dann dazu, dass die Ferkel bei uns knapp wurden und man 1949 für ein Ferkel 110,- DM und mehr zahlen musste und wir verdienten als Schreiner gesellen nur 35,- DM netto in der Woche. Wir hatten eine Kundin, die auf einer Schmuggeltour so viel verdiente wie wir in 2 Monaten als Schreiner.

Das erregte schon unseren Unmut, denn wir bezahlten die Ferkel, die wir bis zum Winter hielten, um sie dann als Mastschweine zu schlachten, mit dem dreifachen sonst üblichen Preis. Daraufhin bestellten wir die Ferkel dann im Oldenburger-Land. Dieselben wurden uns mit der Bahn zugeschickt zum Endpreis von 35,- DM, also einschliesslich Fracht. Ein Berufskollege, der mir diese Ferkel angepriesen hatte, tat dies damals mit den Worten: «Und das sind Schweine, die haben beim Schlachten so viel Speck auf» und zeigte mir die Spanne von cirka 8 cm. Diese grosse Speckschicht war damals noch ein Qualitätsmerkmal. So haben sich die Zeiten geändert. Heute will man so ein fettes Schwein nicht mehr haben.

Unser Ort hatte eine Mischbevölkerung. 6 grössere Bauernbetriebe, 12 Mittelbetriebe, die sich aber von der Landwirtschaft ernährten, einige Eisenbahner und eine Reihe Arbeiter. Was jedoch allen gemeinsam war: alle Familien hatten mindestens eine Kuh oder eine Ziege, sowie Schwein, Hund und Hühner. Unsere Familie war auch Selbstversorger, produzierte ihre Lebensmittel also selbst. Im Herbst 1944 hatte man noch den grössten Teil der Ernte einbringen können, aber mit der Aussaat des Wintergetreides hatte es nicht mehr geklappt, weil der Ort zu der Zeit schon im Frontgebiet lag. Dadurch konnte dann im darauffolgenden Jahr im Herbst 1945 kein Wintergetreide geerntet werden, was dann im Winter 1945/46 und im Sommer 1946 zu Engpässen führte. Diese Engpässe machten sich im ganzen Grenzgebiet bemerkbar. Auch unsere Familie musste sich jetzt ihr Brot über Brotkarte holen. Aber auch beim Bäcker wurde das Mehl knapp. Wenn wir morgens mit dem Bus zur Arbeit fuhren, stiegen wir im Ort vor der Kreisstadt aus und hängten uns zu zweit auf die Leiter, die zur Dachbegehung am Bus angebracht war. In der Stadt wo der Bus langsam fuhr, sprangen wir ab und liefen zum Bäcker, um vor den anderen

Passagieren beim Bäcker zu sein. Wir standen dann noch meistens 2 Stunden in der Warteschlange, um dann ein Brot auf Karte zu kaufen. Wenn wir durch waren, hatte der Bäcker schon bald kein Brot mehr. Die letzten 50 bis 100 Leute bekamen nichts mehr mit. Der Meister stellte uns zur Rede: «Das geht nicht, dass ihr morgens erst um halbelf zur Arbeit kommt». Wir machten ihm klar, dass dies wohl der einzige Weg sei, um überhaupt noch zur Arbeit zu kommen, denn ohne Brot höre der Spass auf. Nach ein paar Wochen, im Juni 46, war es dann so weit, dass wir als Selbstversorger auch keine Kartoffeln mehr hatten und ich sagte meinem Meister, dass ich am nächsten Tag nicht arbeiten käme, denn ich ginge über Land hamstern.

Und so machte ich mich am nächsten Tag auf den Weg über Land, wo die Wintersaat 1944 noch ausgebracht worden war und dachte, abends doch wohl etwas zusammen zu haben, aber dem war nicht so. Ich war abends hungriger als morgens und hatte nur einmal ein Butterbrot bekommen, und an Vorrat, den ich abends mit nach Hause nehmen konnte, war nicht zu denken. Die Leute dachten wohl; «So ein junger Kerl, der soll arbeiten, dann hat er auch was zu essen». So war ich froh, als ich abends wieder zu Hause war.

Dem Meister sagte ich, wenn es so weiter geht, unterbreche ich meine Lehre und gehe zu einem Bauern arbeiten. In der Kreisstadt wurde man langsam hellhörig, weil mehr Arbeiter so dachten wie ich. Wir kamen für das faule Geld arbeiten, wofür man nur Briefmarken, Fahrkarten auf der Eisenbahn und die Lebensmittel auf die Kartenzuteilung bekam und wenn es diese Lebensmittel auch nicht mehr geben sollte, dann hatte diese Arbeit keinen Sinn mehr. Von der Stadt her organisierte man einen Mittagstisch, wo dann alle, die von auswärts in die Stadt arbeiten kamen, ein Mittagessen bekamen, für Reichsmark. Das half uns schon ein wenig über die Runden. Die Lage bes-

serte sich aber im Herbst zusehends, als die neue Ernte heranreifte mit Kartoffeln und neuem Getreide. Im Jahr davor hatten wir nach und nach rund einen Zentner Weizen auf der Kaffeemühle gemahlen und hatten aus dieser Grütze immer Suppe gekocht. Im Frühsommer 1946 hatten wir ziemlich viele Möhren im Garten gesät, die verdünnt werden mussten. Die ausgezogenen Möhren wurden wochenlang als Mittagssmahl genommen, mit Stumpf und Stiel gewaschen und klein geschnitten und ab ging die ganze Pflanze in den Suppentopf.

Von Schlachtabfällen, Knochen, Haut, Sehnen und anderen ungeniessbaren Teilen, wurde nach Hausschlachtungen mit Hilfe von Seifenstein, den man in der Apotheke kaufen konnte, Seife hergestellt. Da dieselbe aus minderwertigen Materialien hergestellt wurde, war sie nicht zu vergleichen mit einer Toilettenseife, und wohlriechend war sie auch nicht. Sie diente nur der Körperreinigung. Zum Wäsche waschen nahm man vielfach Holz-asche, da dieselbe alkalihaltig ist. Die Holzasche diente mehr dazu, den Körperschweiss aus der Wäsche auszuwaschen. Das «Blütenweisse» bekam man damit nicht hinein. Die Wäsche musste gut ausgespült werden.

Da das Fahrrad das einzige Fahrzeug war, welches man für private Fahrten zur Verfügung hatte, wurde alles Brauchbare aus alten Fahrrädern ausgebaut und zu Reparaturen verwendet. Ein grosses Problem war die Bereifung, denn es gab weder Reifen, noch Schläuche, noch Gummilösung.

Alte Reifen wurden vielfach mit oft mehreren Unterlagen unter Schwachstellen gefahren. Es kam öfter vor, dass ein Reifen platzte. Bei Gebäuden wurden Dächer vielfach mit flach geklopften Benzinkanistern gedeckt, die in grösserer Anzahl überall herum lagen, denn es gab ja nachher auch bei der Wehrmacht oft keinen Treibstoff mehr, so dass Panzer und Geschütze nicht mehr bewegt werden konnten und einfach liegen blie-

ben. Einzelne besannen sich bei der Dacheindeckung wieder auf das altbewährte Strohdach. Dabei lag die grösste Schwierigkeit darin, dass die meisten nicht mehr wussten, wie man es herstellte.

Fenster wurden vielfach mit Brettern zugenagelt, da man Glas nur über den Schwarzmarkt beziehen konnte, wenigstens in den ersten 1½ Jahren nach dem Krieg. Obwohl unser Ort nicht so stark zerstört war wie viele Nachbargemeinden, die bis zu 90 Prozent zerstört waren, so gab es bei uns doch fast kein Haus, das keine starken Schäden aufwies.

Die Mäuseplage war zu einem grossen Problem geworden. Da die Kartoffeln 1944 vielfach nicht mehr geerntet werden konnten, vermehrten die Mäuse sich auf den Feldern ganz enorm. In den Häusern sah es auch nicht viel besser aus, überall begegnete man Mäusen. Wir organisierten hie und da eine richtige Mäusejagd. Fast überall, wo man etwas wegnahm, sprangen dahinter Mäuse hervor. Als mein Bruder im Herbst 1945 ein Feld pflügte, wo er Hafer geerntet hatte, ging ich mit ihm, um Mäuse zu jagen. An einem Nachmittag tötete ich dabei 110 Mäuse. Man musste etwas dagegen tun, sonst frassen dieselben die halbe Ernte weg. 1946 startete dann die Gemeinde eine grosse Aktion zur Bekämpfung der Mäuse. Sie kaufte 4 Zentner Giftweizen und zirka 8 Dosierstöcke, mit denen man dann in jedes Mauseloch 6 bis 8 Körnchen Giftweizen ablegen konnte. Die ganze Gemarkung der Gemeinde wurde so behandelt, und der Erfolg der Aktion war durchschlagend. Man hatte die Mäuseplage im Griff.

Als ich im Herbst 1945 meine Ausbildung in der Kreisstadt wieder aufnahm, konnte man die meisten Strassen nur einspurig befahren und andere konnte man nur zu Fuss passieren, weil die Schuttberge noch auf den Strassen lagen. Überall war man dabei, den Schutt zu sortieren. Die brauchbaren Steine, Holz

und alles sonst noch Brauchbare sortierte man aus. Es blieben jedoch noch grosse Schuttberge übrig, bei denen man nicht wusste, wohin damit. Da kam der Stadt der Entnazifizierungsausschuss zu Hilfe. Ein Bauunternehmen aus dem Kreis war als Kriegsgewinnler eingestuft worden. Das Unternehmen, das bei Arbeiten an kriegswichtigen Anlagen grössere Gewinne erzielt hatte, wurde dazu verurteilt, den Trümmerschutt aus der Stadt zu entsorgen

1946 und das Jahr 1947 hindurch fuhr das Unternehmen Schutt ab. Mit einer Feldbahn (Schmalspurbahn) mit Kipploren und kleiner Lok fuhr man über das Feldgleis, das durch die Strassen der Stadt verlegt war, tagein, tagaus den Schutt aus der Stadt. Viel Arbeit musste noch von Hand gemacht werden, denn nur ein Bagger der Firma stand für diese Arbeit zur Verfügung. Die Firma musste diese Arbeit für die Stadt unentgeltlich ausführen. Dieses Abfahren des Schuttes half den Leuten schon viel, denn sie kamen jetzt einmal an ihre Hausruinen heran.

Viele Hausteile, wo noch ein Raum ganz geblieben war, wurden notdürftig überdacht, eine Kochstelle eingerichtet und bewohnt. Wenn man die Stadt sah, wusste man nicht, wo die Leute alle wohnen sollten. Aber man lebte eben primitiv auf kleinstem Raum, wenn man nur zu Hause sein konnte. Um die dürftige Nahrung aufzubessern, mussten die Leute dann aufs Land, aus der Roten Zone raus, dorthin, wo der Krieg nur durchgezogen war und Hamstern. In dieser Zeit erlebte man in diesem Bereich des Hamsterns auch manches Kuriosum. Auf einem Nachbardorf lebte eine ledige Jungbäuerin. Zu dieser kam regelmässig ein gut gekleideter Herr mit einem Koffer. Dieser erzählte der ledigen Frau, dass er von der italienischen Botschaft käme. Er sei für die Verpflegung zuständig, wenn sie ihm jetzt helfen würde mit Lebensmitteln, dann könne er ihr später sehr nützlich

sein. Er würde sie bestimmt nie vergessen. Es war auch glaubhaft, dass er sie bestimmt nie vergessen würde. Er hat bestimmt bis an sein Lebensende oft an sie gedacht. Nur, als die neue Währung kam, und man sich wieder alles kaufen konnte, hat er sich nicht mehr sehen lassen. Vielleicht war die italienische Botschaft wieder aufgelöst worden.

Ein andermal fuhren wir abends im Winter mit dem Bus von der Arbeit nach Hause. Eine Frau im Alter von cirka 45 Jahren sass schon im Bus, als wir einstiegen. Sie ging jetzt jedoch durch den Bus und setzte sich auf die Bank hinter dem Fahrer und sprach mit ihm, er möchte sie im nächsten Ort bei ihrem Haus aussteigen lassen. Während sie nach vorne gegangen war, hatte alles unter ihrem langen Rock gebammelt. Sie musste einen starken Gürtel tragen, vielleicht ein Wehrmatskoppel unter ihrem Rock, denn solche Lasten, wie sie bei ihr hin und her bammelten, mussten von etwas Stabilem gehalten werden. Als sie dann im nächsten Ort bei ihrem Haus ausstieg, konnte sie fast nicht gehen, vor lauter Säckchen und Taschen, die sie unter ihrem Rock trug. Es war ein Bild wie bei einem Schwank im Theater, und der ganze Bus grölte vor Lachen. Sie glaubte wohl, dass kein Polizist sie unterm Rock kontrollieren würde, womit sie wohl auch Recht hatte.

Die Basilika in der Kreisstadt war eigentlich glimpflich davongekommen. Sie hatte ein paar Bombentreffer erhalten, die das Deckengewölbe durchschlagen hatten und dann im Boden neben den Pfeilern grosse Trichter aufgerissen hatten. In diesen Trichtern hatte sich Grundwasser angesammelt, wodurch die Erde stärker aufgeweicht wurde. Von einer Baufirma wurde der Vorschlag gemacht, das Wasser abzupumpen und die Trichter mit Beton aufzufüllen, was jedoch bald geschehen müsse, da die schweren Pfeiler, mit dem darauf liegenden Bruchstein-Gewölbe, einen enormen Druck auf die Fundamente ausübten.

Andere sprachen sich jedoch wieder gegen diesen Plan aus. Man hatte im Sommer 1945 die Kirche von Trümmern geräumt und im Mittelschiff eine Baracke aufgestellt, damit man die Messe auch bei Regenwetter darin feiern konnte. Das Dach war nämlich durch die Kriegseinwirkungen stark beschädigt worden, das Mauerwerk war jedoch im Grossen und Ganzen ziemlich heil geblieben.

Am Heiligen Abend 1945 war in der Baracke alles festlich geschmückt zur Feier der Christmette, als ein paar Stunden vor Beginn des Gottesdienstes das Deckengewölbe über dem Mittelschiff und dem rechten Seitenschiff, mit den dazwischen stehenden Pfeilern einstürzte und die Baracke mit allem unter den Steinmassen begrub. Zum Glück war während der Zeit des Einsturzes niemand in der Kirche gewesen. Ein paar Stunden später hätte dieser Einsturz wohl alle Besucher der Christmette erschlagen. Prüm war trotz des grossen Schadens, der entstanden war, an einer grossen Katastrophe vorbeigekommen. Es war kein Mensch verletzt worden.

Der Boden unter den Fundamenten der Pfeiler war zu sehr aufgeweicht. Die Pfeiler waren dadurch in die Bombentrichter gerutscht, und dadurch kam auch das Kirchengewölbe zum Einsturz.

Ein anderes grosses Unglück, welches auch mit dem Krieg zusammenhing, ereilte die Stadt am 15. Juli 1949. Unter dem Kalvarienberg, etwa 400 m vom bewohnten Gebiet der Stadt Prüm entfernt, hatte man beim Bau des Westwalls eine grosse Bunkeranlage in den Berg hineingebaut. Dieselbe konnte durch die Stollen mit Lastwagen befahren werden und hatte zwei Querstollen. In diesem Bunker hatte die französische Besatzungsmacht 531 Tonnen hochbrisanten Sprengstoff eingelagert. Den Sprengstoff hatte man auf Stroh gelagert, welches auch auf den Stollen-Fahrbahnen herumlag. Aus irgendeinem Grund war das

Stroh in Brand geraten, und trotz verschiedener Löschversuche konnte man das Feuer nicht mehr unter Kontrolle bringen.

Als die Feuerwehr den Brand auch nicht unter Kontrolle bringen konnte, wurde für Prüm Evakuierungs-Befehl gegeben. Um 19.00 Uhr ging die Schreckensnachricht durch die Stadt, dass der Sprengstoff im Bunker in Brand geraten sei und nicht mehr gelöscht werden könne. Auf Anordnung des Landrates rückten Polizei, Post und Beauftragte der Ämter mit Schellen aus und gaben die Notwendigkeit der sofortigen und schnellen Räumung der Stadt bekannt. Alles versuchte schnellstens aus der Stadt zu kommen.

Nach zirka einer Stunde explodierte der Stollen. Die Bergspitze hebt sich und fällt wieder zurück. Kurz darauf ein Grollen, und aus der Bergspitze steigt eine Feuersäule cirka 2.000 m hoch. Eine grosse schwarze Wolke steigt aus dem Berg heraus und wälzt sich über den Abhang und über die Stadt und hüllt alles in grosse Finsternis. Es scheint so, als ob alles Leben ersticken müsse. Nach 10 Minuten fängt es an zu Dämmern und wird allmählich wieder hell. Die in den Himmel geschleuderten Steine und Erdmassen stürzen auf Häuser und Strassen herab und begraben alles, Menschen, Häuser und Strassen und decken im weiten Umkreis alles mit einer Staubschicht zu. Alles hatte eine rötlich-braune Farbe angenommen. Rund 250.000 Kubikmeter Steine und Geröll hatte die Explosion aus der Bergkuppe herausgesprengt und einen Krater von 190 m Länge, 90 m Breite und 25 m Tiefe geschaffen. Diese Explosionskatastrophe forderte 12 Tote, die am 20. Juli nach einer Feier, die einem Staatsbegräbnis glich, beigesetzt wurden.

Der hochbrisante Sprengstoff, welcher in dem Bunker gelagert wurde, war gedacht für die Sprengung der Westwallbunker und anderer Anlagen des Westwalls. Das Lager unterstand der französischen Besatzungsmacht.

Ein anderes Ereignis hatte auch mit Kriegsfolgen und Munition zu tun. Es muss im Jahr 1948 gewesen sein. Eines Tages sind die Verwaltungsstellen der französischen Besatzung in heller Aufregung. Ein französischer Offizier meldet, dass sein Fahrzeug in der Gegend von Rommersheim mit Granaten beschossen worden sei. Von der Strasse über die Schneifel nach Bleialf meldet man Ähnliches. Polizei und französische Besatzungssoldaten werden alarmiert. Man kann es sich nicht anders vorstellen, als dass eine Art Partisanengruppe Feuerüberfälle verübt hat. Auch aus anderen Orten des näheren Bereichs hört man von ähnlichen Vorfällen. Es wird fieberhaft recherchiert, bis man feststellt, dass die Granaten von der Gemarkung einer Nachbargemeinde unseres Ortes gekommen sind. Man geht der Sache weiter nach und stellt fest, dass die Abschussstelle, wenn man denn so sagen will, in einem alten Steinbruch liegt.

Nach dem Ende der Kampfhandlungen im Grenzgebiet sah man es als vordringlich an, dass man die liegen gebliebenen Kampfmittel aus den Dörfern, und wo es möglich war (wo keine Minen lagen), auch von der Gemarkung entfernte. Als Sammelstelle hatte man dazu diesen alten Steinbruch benutzt und hatte nachher Reisig, Äste und anderen Abfall darauf gepackt. So weit so gut. Als dem Bauern der Abfallhaufen zu gross wurde, war er hingegangen und hatte den Holzhaufen angezündet. Als genügend Glut vorhanden war fing es wohl zuerst mit explodierender Gewehrmunition an.

Dem Bauern wurde die Sache ungemütlich und er suchte schnell das Weite. Es dauerte dann nicht mehr lange, bis Granaten explodierten, die dann ihrerseits die Treibladungen der Patronenmunition von Flak und Pak zur Zündung brachten, welche dann die 8,8 cm-Granaten bis zu 6 km Entfernung durch die Gegend schleuderten. Als dann die Ursache bekannt war, klang auch die Aufregung schnell wieder ab.

Es konnte nicht ermittelt werden, wer das Feuer entzündet hatte, aber später, als über die Sache Gras gewachsen war, hat man es dann erfahren. Diese Sache war ohne Menschenverluste abgelaufen. Im Übrigen sind aber durch die herum liegende Munition viele Unfälle geschehen

In unserem Ort spielten im Frühsommer 1945 mehrere Kinder bis zu sieben Jahren mit Gewehrgranaten und warfen dieselben im Spiel auf die Strasse, bis eine explodierte und vier Kinder getötet wurden. Das Leid war sehr gross, und dabei hatte man geglaubt, die Gefahr sei nach Ende der Kampfhandlungen nicht mehr gross.

Zwei Landwirte inspizierten während einer Pause bei der Feldarbeit einen Westwallbunker. Dieser Bunker war schon immer berüchtigt, und es hiess, dass es zu gefährlich sei, dort hinein zu gehen, da die dort gespannten Drähte wohl mit Sprengsätzen verbunden seien. Wer den Bunker nun so präpariert hatte, ob es deutsche oder amerikanische Soldaten gewesen waren, konnte nicht mehr festgestellt werden, jedenfalls müssen es Sadisten gewesen sein. Der Bunker war noch unbeschädigt gewesen, und es muss eine starke Ladung brisanter Sprengstoff darin gewesen sein. Ob nun einer von den beiden an einem der dort gespannten Drähte gezogen hatte? Jedenfalls flog der Bunker mit den beiden Landwirten in die Luft. Der Bunker war so zerstört, dass er bei der späteren Westwall-Sprengung nicht mehr weiter zerstört werden musste. Von den beiden Landwirten fand man eine Reihe Körperteile und von einem den Leib ohne Gliedmassen. Man glaubte, man könne nichts mehr weiter finden, und so wurden sie beerdigt. Ein Bauer aus der Nachbarschaft glaubte, der Torso des Zweiten müsse doch auch noch zu finden sein, und so ging er während der Beerdigung der beiden in den Wald neben dem gesprengten Bunker, um zu suchen. Er durchsuchte den Wald und schaute auch in die Baum-

Kronen, und dort entdeckte er dann den Rumpf des zweiten Verunglückten. Dieser Leichenteil wurde dann still in dem betreffenden Sarg auf dem Friedhof beigesetzt. Dies geschah wohl im Jahre 1947.

Im Januar 1945, die Front näherte sich langsam unserem Heimatdorf, ging ein 13-jähriger Junge aus unserem Dorf von Schönecken aus über die Höhen in Richtung nach unserem Heimatdorf, um zu Hause nach dem rechten zu sehen. Es tauchte ein einzelnes Jagdflugzeug auf, das ihn gleich unter Beschuss nahm. Der Junge war so schwer getroffen, dass er sofort tot war. In diesem Flugzeug sass auch ein Sadist. Der Junge war in Zivil und unbewaffnet. Es gibt eben in jeder Armee und in jedem Land Leute, die sich einen Spass daraus machen zu morden.

Der Artilleriebeschuss muss im Februar 1945 beiderseits sehr intensiv gewesen sein. Bei der Erfassung der Kriegsschäden wurden auch die Granat- und Bombenrichter auf den Hausgrundstücken gezählt. Dabei kamen wir an unserem Haus und am Hausgrundstück auf 36 Granateinschläge durch die amerikanische Artillerie.

Landwirte glaubten nach dem Krieg festzustellen, dass das Pflanzenwachstum viel üppiger und ertragreicher entwickelt war, obwohl es keine Düngemittel zu kaufen gab. Man führte dies auf eine Stickstoffdüngung durch das verbrannte Pulver der explodierten Granaten zurück.

Die Wiesen mussten alle intensiv abgesucht werden, um alle Granatsplitter zu beseitigen, weil man sich sonst die Handsensen und, soweit sie wieder instand gesetzt waren, auch die Mähmaschinen beschädigen konnte.

Wonach man auf den Wiesen und Feldern, sowie den Wirtschaftswegen im Frühjahr 1945 zuerst suchen musste, waren

allerdings die ausgelegten Personen- und Panzerminen. Vor der Wachstumsperiode konnte man noch meistens erkennen, wo im Erdreich gebuddelt worden war. Mein Bruder, der damals 15 Jahre alt war und ein Vetter von ihm, hatten ein System entwickelt, um besonders gefährliche Personenminen unschädlich zu machen. Sie füllten einen Wehrmachtskanister mit Wasser, stellten ihn neben die Mine, banden einen langen Draht an den Kanister und zogen am Ende des Drahtes, so dass der Kanister auf die Mine fiel und dieselbe zur Explosion brachte.

Unzählige Stellen, wo Minen lagen, konnten nur durch Warnbänder abgesperrt werden. Für dieselben aufzunehmen, brauchte man Fachleute, da viele Minen gegen das Aufnehmen gesichert waren und dann beim Aufnehmen explodierten. Es sollte Jahre dauern, bis die Minengefahr im Grossen und Ganzen beseitigt war. Als um das Jahr 1949 herum die Minensucher abgezogen wurden, galt der ganze Gemeindebezirk als minenfrei. 1952 fuhr ein Bauer aus unserer Nachbarschaft über einen Waldweg mit seinem Ochsespann auf seine Felder, als unter seinem Wagen eine Mine hochging. Sie zertrümmerte den vorderen Teil seines Wagens und tötete einen Ochsen. Der Bauer kam mit Verletzungen ins Krankenhaus. Der Ochse hatte wohl den grössten Teil der Splitter abgefangen, so dass der Bauer mit geringeren Verletzungen davonkam. Trotz der vermeintlichen lückenlosen Säuberung von Sprengkörpern findet man immer wieder Blindgänger von Granaten und auch schweren Bomben bei Bauarbeiten.

Die Wälder hier im Grenzgebiet wurden vielfach so zusammengeschossen, dass nur noch Baumstümpfe aus dem Boden ragten. Die zerschossenen Baumstümpfe mussten schnell aufgearbeitet werden, damit der Borkenkäfer sich nicht so schnell vermehren konnte. Das Holz war vielfach nur als Brennholz ver-

wertbar, weil zu viele Splitter darin sassen. Die nicht so viel von Splintern belasteten Stämme wurden vielfach als Papierholz verkauft.

Die als Schnittholz auf den Sägewerken verwertbaren Stämme wurden mit Suchgeräten nach Splintern abgesucht. Die Splitter wurden dann mit der Axt herausgehauen. Wenn einer übersehen wurde, konnte das zu grossen Schäden an den Vollgatterblättern führen.

Holzeigentümer, die sich öfter über die grossen Löcher beschwerten, welche die Sägewerksbesitzer bei der Splittersuche in die Stämme schlugen, gingen vielfach mit den Sägewerksbesitzern ans Gericht. Unverständige Richter, die von der Sache keine Ahnung hatten, verurteilten die Sägewerksbesitzer öfter zu hohem Schadenersatz an die Holzbauern. Einige Sägewerke wurden nachher aus Verdruss stillgelegt, weil die Sachschäden an den Holzsägen zur Unwirtschaftlichkeit führten.

Fast alle Wälder wurden abgeholzt und der Holzwirtschaft zugeführt. Heute stehen hier fast keine Wälder mehr, die einen älteren als 60-jährigen Baumbestand haben. Somit ist nur noch splitterfreies Holz vorhanden.

Und was passierte mit dem Westwall? Alle Bunker, auch in den Dörfern, wenn sie nicht allzu nah an den Häusern standen, wurden gesprengt. Nur einige, die man zum Museum umfunktionierte, sind erhalten geblieben. Der Staat hat nachher Unsummen für die Beseitigung der Bunkerruinen ausgegeben. Danach ging man vielfach zu der billigeren Methode über und hat die Ruinen mit Erde zugeschüttet. Jetzt vor einem Jahr kaufte sich ein reicher Amerikaner wohl circa 30 lfdm Höckerlinie, die als Panzersperren dienten, liess sie in etwa 5 m lange Stücke schneiden und mit dem Schiff nach Amerika bringen. Dort will

er sie in seinem Park wieder aufstellen. Fast alle Höckerlinien hat man beseitigt, nur einige kurze Teile hat man zur Ansicht erhalten.

Ein Fernkabel, das fast unverwundbar 2 m tief in der ganzen Länge des Westwalls verlegt war und zur Verbindung der Befehlszentralen diente, wurde alle 20 m zerstört und dabei jeweils ein Stück von 1m Länge herausgehauen. Diese gründliche Zerstörung wurde Anfang der 50er Jahre im Auftrag der Franzosen durchgeführt.

Nach über einjähriger Pause begann im Herbst 1945 wieder der Unterricht in der Einklassigen Volksschule in unserem Ort. Anfang September 1944 war die Front bis auf 3 km an den Ort herangerückt und der Unterricht eingestellt worden. Die Bevölkerung war zuerst in die Wälder geflüchtet und hatte geglaubt, in ein paar Tagen sei alles vorüber. Dabei hat es dann ein halbes Jahr gedauert, bis die Front über das Dorf hinweg war und sich immer mehr nach Osten verlagerte. Nachher war das Schulgebäude eine Ruine, und ein Lehrer stand auch nicht gleich zur Verfügung.

Deshalb wurde der Unterricht im Herbst 1945 im Saal der Gaststätte wieder aufgenommen, nachdem man das Dach repariert und die Fenster notdürftig instandgesetzt hatte. Der Saal war durch eine Aussentreppe zugänglich, und mit dem Heizen war es auch nicht zum Besten bestellt. Auf jeden Fall konnte der Unterricht einmal beginnen und nach 1½ Jahren war man wieder in dem notdürftig hergerichteten alten Schulgebäude eingezogen. Hier gab es auch nur eine Ofenheizung, wo der Rauch über ein langes Ofenrohr in den Kamin geleitet wurde, wobei man dann bei Wetterumschwung vielfach mit starker Rauchentwicklung im Klassenraum zu kämpfen hatte.

Anfang der 50er Jahre wurde dann das Schulgebäude total renoviert, eine Lehrerwohnung darüber gebaut und im ganzen Gebäude eine Zentralheizung eingebaut.

Das Schienennetz der Deutschen Reichsbahn war schon durch die Bombenangriffe der Alliierten stark beschädigt, aber die eigentliche Zerstörung erfolgte durch die Deutschen selbst, durch die Sprengung aller Brücken und die vielfache Zerstörung der Geleise sowie Über- und Unterführungen der Strassen. Die Schwächung der Lebensgrundlagen des Volkes war verheerend.

Dabei waren die Alliierten gar nicht so sehr auf Eisenbahntransporte angewiesen. Der Schaden ging fast hundertprozentig zu Lasten der deutschen Volkswirtschaft, System «Verbrannte Erde», vom «Grössten Feldherrn aller Zeiten» angeordnet. Der Wiederaufbau ging auch deshalb erst so schleppend voran, weil in grossen Gebieten die ganze Infrastruktur zerstört war.

Als in Russland, in der «Nach-Gorbatschow-Ära», der Kommunismus unterging, wurde im Fernsehen ein russischer General befragt, was denn geschehen würde, wenn der Kommunismus unterginge, sagte dieser, dann würden sie, die Kommunisten, die Welt in einem Flammenmeer untergehen lassen. Das hiess also, dass man in dem Fall die Welt mit den vorhandenen Atomwaffen vernichten wolle. Es hörte sich fast so an, als ob Hitler sprechen würde, der ja auch das deutsche Volk mit in den Tod nehmen wollte, weil es keine Existenzberechtigung mehr hätte. Von diesem russischen Fanatiker hat man nie mehr etwas gehört. Seine Kollegen haben wohl seine Gefährlichkeit erkannt und ihn umgehend kaltgestellt.

Wir mussten also in der Eifel längere Zeit ohne Eisenbahn auskommen. Das war deshalb so dramatisch, weil auch Busse zuerst so gut wie keine vorhanden waren. Die Personen-Beförderung erfolgte deshalb zuerst auf den wenigen Lastwagen, wenn diese Güter beförderten. Dann sassen die Passagiere vielfach auf oder zwischen den Ladungen. So nach und nach schafften sich ein paar kleine Unternehmer einige klapprige Busse an und eröffneten ein paar regelmässig befahrene Buslinien. Die Busse waren aber sehr reparaturanfällig, und dadurch wurde die Regelmässigkeit der Busverbindungen eingeschränkt.

Die Eisenbahnstrecke Köln-Trier durch die Eifel konnte 1945 auch nicht befahren werden. Deshalb fuhren wir, als wir aus Gefangenschaft kamen, von Remagen aus bis Dümpelfeld durch das Ahrtal mit dem Zug in die Eifel. Die Eisenbahnstrecken Koblenz-Trier und Köln-Trier waren die ersten Strecken, die man in der Eifel wieder instandsetzte. Dann kam bei uns zuerst die Etappe von Gerolstein bis Prüm zur Instandsetzung. Dies war wohl Ende des Jahres 1948 abgeschlossen, und Mitte 1949 ging dann der Bahnverkehr auch wieder durch unseren Ort.

Auch bei der Eisenbahn wurde noch viel an Loks und Wagen eingesetzt, was man heute schon längst aus dem Verkehr gezogen hätte. So warteten wir 1950 in Prüm vergebens auf den 22.30 Uhr Zug, der schon eine halbe Stunde überfällig war. Da kam dann die Nachricht, dass es noch eine halbe Stunde dauern würde, weil ein Defekt am Zug sei. Gleich darauf kam die Nachricht, dass es wohl noch eine Stunde dauere, bis der Zug käme. Derselbe müsse nach Lissingen zurückgeschleppt werden, weil man die Lok wechseln müsse. Die Lok am Zug hätte ein Rad verloren. Wir waren aber im Grossen und Ganzen froh, dass die Eisenbahn wieder in Betrieb war.

Bei den Strassen und deren Brücken war der Notstand noch sehr gross. So manche Brücke wurde mit Holzstämmen notdürftig instandgesetzt, und die Strasse von Habscheid nach Winterspelt war im Frühjahr 1953 auf einer Strecke von vielleicht 200m noch mit einem Rundholzbelag befestigt, damit die Fahrzeuge nicht versinken sollten.

Es war bis dahin schon viel an der Beseitigung der Kriegsfolgen getan worden, und es waren hauptsächlich unbelehrbare NS-Ideologen, welche die Unzufriedenheit der Leute schürten und die Schuld wieder der Demokratie geben wollten, weil die Kriegsfolgen noch nicht alle beseitigt waren. Auf die Idee, dass sie und ihre Gesinnungsgenossen mit dafür verantwortlich waren, kamen sie nicht.

Für die Jugend sah es nach dem Krieg auch nicht sehr rosig aus. Tanzveranstaltungen gab es 1946 noch selten, und wenn, dann wurde vielfach auf den kleinen Dörfern auf die Musik von Mundharmonikas getanzt. Die erste Musikkapelle, die bei uns zum Tanz aufspielte, bestand aus 3 etwa 50-jährigen Vätern und hatte einen Trompeter, einen Geiger und einen Trommler. Diese Kapelle spielte im Spätherbst des Jahres 1947 im Saal der Gaststätte. Das Tanzen auf die Musik der Mundharmonika fand meistens in grösseren Stuben und in ausgeräumten Tennisplätzen statt.

Für Jugendarbeit stand damals kein Geld bereit. Es waren keine Gruppenräume und somit auch keine Bestuhlung vorhanden. Die einzigen Gruppenabende wurden kirchlicherseits organisiert und liefen nach einiger Zeit wieder aus. Wenn wir Jugendlichen in unserem Dorf sonntags nachmittags oder abends zusammenkamen, haben wir vielfach deutsche Volkslieder gesungen und waren dann auch gut in Stimmung ohne Alkohol. Ein Problem war vielfach, dass nur über Landwirtschaft gesprochen wurde und die gewerblichen Arbeitnehmer dann nicht miteinhalten konnten.

Die dörfliche Idylle fand dann langsam ein Ende, als die Währungsreform 1948 kam und in den folgenden Jahren der eine und der andere sich ein Motorrad kaufte und damit sonntags unterwegs war. So liess dann der Zusammenhalt der Dorfjugend langsam nach, und viele gingen ihre eigenen Wege. Das Zeitalter der Motorradausflüge und Radtouren hatte begonnen.

Mit der Währungsreform begann auch für diejenigen, die keinen grösseren landwirtschaftlichen Betrieb hatten und keinen Schmuggel betrieben hatten, die Zeit der Renovierungen, des Wiederaufbaus und des Neubaus der Häuser. Was man bei der alten Währung nicht bekommen konnte, war jetzt alles für die Deutsche Mark zu haben. Allerdings waren die Preise noch so hoch, dass man 7 Stunden für einen Sack (50 kg) Zement arbeiten musste. 5,50 DM kostete er und für einen 30er Hohlblockstein musste man 1,30 DM zahlen. Bei 0,90 DM Bruttolohn musste man für einen Stein auch länger als 1½ Stunden dafür arbeiten. Bauholz war damals fast so teuer wie heute nach 55 Jahren. Es liegt klar auf der Hand, dass man damals nicht so luxuriös bauen konnte wie heute. 1953 hatten wir unseren Neubau fertig. Mein Bruder, der 1949 aus russischer Gefangenschaft heimgekommen war, konnte jetzt voll im Erwerbsleben mithalten. Die kleine Landwirtschaft machte mein jüngerer Bruder, und ich zog im Februar 1954 nach Luxemburg und arbeitete zuerst in Diekirch bei einem Schreiner.

Der Krieg war erst 9 Jahre aus – und die Wunden noch längst nicht verheilt.

Mein Meister war während des Krieges in einem deutschen KZ gewesen, und seine Einstellung den Deutschen gegenüber war manchmal noch sehr reserviert. Ich kam aber einigermaßen gut mit ihm zurecht. Nur wenn ich ihm Vorschläge machte, wie

man etwas besser machen könnte, konnte er sich Bemerkungen wie «Ja, ihr seid die Herrenmenschen» nicht verkneifen. Ich wäre wohl bei ihm geblieben, wenn ich mehr Arbeitsstunden hätte machen können, aber er meinte, mit 54 Stunden die Woche machten wir noch zu viele.

Und so machte ich mich nach 6 Wochen auf und ging sonntags auf Stellensuche. Beim dritten Betrieb fand ich dann in Beckenrich was ich suchte. Ich konnte täglich 12 Stunden arbeiten, also 72 Stunden die Woche und hatte nicht viel damit zu tun, die Freizeit totzuschlagen. Mein Meister hatte einen schweren Stand gehabt nach dem Krieg, denn er hatte als Luxemburger in der deutschen Wehrmacht gedient, wo man wohl von ihm erwartet hatte, dass er untertauche und sich dem Wehrdienst entziehe. Weil er dies nicht getan hatte, wurde er nach seiner Rückkehr aus russischer Gefangenschaft einige Jahre eingesperrt.

Als er mich nun, einen Deutschen, gefunden hatte, war er froh, einen Anfang mit Handwerksgesellen gemacht zu haben, und er fand jetzt auch weitere Deutsche. Es hat seinem Ansehen im Dorf sicher gutgetan, denn wir waren im Dorf überall gern gesehen und konnten in jedes Haus gehen und wurden überall freundlich empfangen. Ich glaube, wir haben im Dorf erreicht, dass viel Hass auf die Deutschen abgebaut wurde. Ich ging, wie auch die anderen Deutschen, nach Luxemburg arbeiten, weil man dort mehr verdienen konnte als in Deutschland.

Nach einigen Jahren bin ich dann wieder zurückgekommen und habe eine Familie gegründet.

Ich habe dies alles noch geschrieben von den Zuständen nach dem Krieg, weil das ganze Leben und die Lebensumstände durch den Krieg verändert wurden. Auch nach dem Waffenstillstand ist nichts mehr wie vor dem Krieg.

89. Nachwort

Dieses Buch soll zur Völkerverständigung beitragen. Ich glaube, dass ich damit einen Einblick in die tiefen Abgründe der Diktatur gegeben habe und dass ich bei vielen den Willen stärken kann, den Verlockungen der extremen Parteien von links und rechts zu widerstehen.

Es ist ein Akt der Menschlichkeit, denen, deren Leben oder Freiheit bedroht ist, Asyl zu gewähren.

Dabei sind aber die Regierungen ihrem eigenen Volk verpflichtet, diejenigen Asylbewerber abzulehnen, die bei körperlicher und geistiger Gesundheit nicht arbeiten wollen. Nur dann können wir auf Dauer den wirklich Verfolgten das Recht auf Asyl sichern. Das heisst, Deutschland darf keine Anlaufstelle für Sucher des Schlaraffenlandes werden. Ebenso dürfen Extremisten kein Anrecht auf Asyl haben. Für die Schaffung einer entsprechenden Rechtsgrundlage ist der Staat verpflichtet.

Der Staat muss seinen Bürgern Leben und Freiheit sowie die soziale Existenz sichern. Das Leben muss von seinen frühen Anfängen bis ins hohe Alter unantastbar sein. Das heisst, auch der Staat muss das Naturgesetz achten.

Hitler, der in seiner Diktatur einen teuflischen Hass ausgesät hat, trieb Deutschland systematisch in den Untergang und war bis zuletzt von seiner verdorbenen Ideologie besessen.

In der Verfolgung seiner barbarischen Rassenpolitik liess er wohl über 6 Millionen Juden, Roma und Sinti sowie viele Angehörige slawischer Völker und Andersdenkende, auch aus dem eigenen Volk ermorden.

Im Luftkrieg begann er mit den Angriffen auf die Zivilbevölkerung und der «Ausradierung» englischer Städte. Dabei ernteten wir die Zerstörung von 40 deutschen Grossstädten sowie vieler kleinerer Städte bis hin zu den kleinsten Ortschaften durch Bombenangriffe.

Bei der Vertreibung der Bevölkerung war er ebenso Vorreiter in der Tschechoslowakei und in Polen. Im Osten wandte er das System «verbrannte Erde» an. Im Gegenzug erntete er die Vertreibung von 12 Millionen Deutschen aus den deutschen Ostgebieten, sowie aus der Tschechoslowakei und den Balkanstaaten, vielfach auf brutalste Weise.

Die Demokratie hat es geschafft, die Versöhnung mit dem Westen und dann auch mit dem Osten und allen europäischen Völkern zu bringen. Mit Frankreich, unserem früheren Erzfeind, verbindet uns Völkerfreundschaft, und auch bei östlichen Nachbarn wächst die Verständigung.

60 Jahre Frieden hat uns diese Politik der Verständigung in Europa gebracht, eine Friedensepoche, wie sie Europa noch nicht erlebt hat. Dafür wollen wir dem Schicksal und den Politikern, die diesen Frieden gefertigt haben, also den friedfertigen, dankbar sein und uns weiterhin für Demokratie und Freundschaft unter den Völkern einsetzen. Dazu müssen wir uns gegen das Vergessen und das Leugnen wehren.

90. Quellennachweis

Für den Ablauf der historischen Ereignisse:

Bücher:

«Das 20. Jahrhundert in Wort und Bild» Medienproduktio-
nen GmbH. 74172 Neckarsulm, Ausgabe 1999

«Das Ende an der Elbe», von Jürgen Thorwald, Copy-
right 1950 beim Steingrüben Verlag, Stuttgart,
Offsetdruck. Union Verlag GmbH. Stuttgart.

Buch: «Die Explosionskatastrophe in Prüm»,
«Geschichtsverein Prümer Land»
Copyright by Helios Verlag
Postfach: 3901 12, 52039 Aachen

Zeitungen, Zeitschriften:
Trierischer Volksfreund, Trier

und andere.

Niederschrift:

«Leben in russischer Gefangenschaft», von André Roloff

Dieses Buch ist auch als Hardcoverausgabe erhältlich.

ISBN 13 978-3-936554-22-9

ISBN 10 3-936554-22-6

Informationen über edition Wort und den Autor finden Sie im Internet unter:

www.edition-wort.de

verlag@edition-wort.de

Sollten Sie an Lesungen mit dem Autor interessiert sein, wenden Sie sich bitte an den Verlag.

edition Wort

Am Schankborn 7
D - 66636 Tholey – Hasborn

+49 (0)6853 86 13 66